пор. 653 t (2

<366107031400 13

<366107031400 13

Bayer. Staatsbibliothek

Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Zweiter Band:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Gd 42/588

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Rahel. Berlin, 1808	1
Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Baireuth, 1808	25
Tübingen. 1808. 1809	46
Die Schlacht von Deutsch-Wagram, am 5. und 6. Juli 1809	81
Wien. 1809	162
Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg. Paris, 1810	192
Am Hofe Napoleon's. Paris, 1810	226
Steinfurt. 1810. 1811	240
Harren und Streben. Prag, 1811	275
Töplitz. 1811	296
Prag. 1812	351
Tettenborn. 1812. 1813	369
Hamburg. Frühjahr 1813	400

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Rahel.

Berlin, 1808.

Unter den mancherlei Personen, die wir in unsrem Kreise oft beziehungsreich nennen oder schildern hörten, waren die angesehensten Männer und die merkwürdigsten Frauen, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, Frau von Humboldt, Friedrich Schlegel und seine Frau, Burgsdorf, Ludwig Tieck, und noch Andre solchen Ranges, mit welchen jedes edle Interesse unsrer Bildung sich verknüpft fand. Kein Name jedoch war vielfältiger und bedeutender genannt, als der von Rahel Levin; das Verlangen, sie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Die Dame des Hauses, wo wir zusammen kamen, sprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbaren, und wenn auch in das strömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. daß zuweilen mehr Bedacht auf äußern Schein und mehr Einklang, wenn auch nur verstellter, mit der gewöhnlichen Welt zu wünschen wäre, so hatte sie es doch in keiner Weise hehl, daß sie vor ihr sonst in jeder wesentlichen Beziehung sich beuge und ihr unterordne.

Wenn eine Frau, die selber so gebildet, so kenntniß=reich, so fein und sittig vor unsern Augen stand, daß sie uns für alles Frauenwesen fast ein höchstes Muster zu sein schien, in solcher Weise von einer andern sprach, und sie unbedingt über jede Vergleichung erhob, so war das freilich sehr auffallend, und Harscher insbesondere drang darauf, jene möchte ihre Freundin einmal mit uns zusammen einladen, wo er denn doch die Ver=gleichung zu Gunsten der erstern ausfallen zu sehen im voraus entschlossen war, und dies offen genug bekannte. Der Besuch wurde verabredet, Rahel erschien, aber nur auf eine Stunde, da sie nicht ganz wohl war, und also wenig dazu gestimmt, den etwas befangenen Zu=schnitt der kleinen Gesellschaft abzuändern. Harscher gewann ihr keine Aufmerksamkeit ab, und als Schleier=macher kam, und gleich erfreut und ermuntert sich neben sie setzte, und mit ihr ein lebhaftes Gespräch einging, wurde jede andre Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erstaunt, sowohl im Scherzen als im Ernste Schleiermacher nur in zweiter Rolle zu sehen, indem er willig jede Unterordnung anzunehmen schien, und wirklich ein paarmal wie geschlagen verstummte, oder doch gar sehr zu kurz kam. Als nach raschem Verlauf eines seltsamen Gesprächs ihr Wagen ihr gemeldet wurde, und sie mit dem Versprechen künftigen längeren Besuches sich wegbegab, bot Schleiermacher mit Beeiferung sich zum Begleiter an, brachte sie zu ihrem Wagen, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden; mehr aber, als die Worte, zeugte seine Stimmung für den guten Eindruck, denn sie blieb auf=geweckt und gekräftigt für den ganzen Abend. Für uns

war das ein doppeltes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und seit langer Zeit nicht so belebt gesehen. Die Dame des Hauses suchte vergebens bei Harscher den Dank für ihre bereitwillige Veranstaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichsam nur für Schleiermacher gewesen, und dann verschwunden war, ihn ärgerte sogar dessen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erscheinung verneint oder verkleinert, deren Uebergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu ahnden er gewiß fähig war. Ich theilte seine Mißempfindung, allein in ganz anderm Bezuge, denn ich wünschte sehnlich, mit diesem wunderbaren Wesen näher bekannt zu werden, gegen welches die andern so schnell verblaßten, und schon sah ich insgeheim mich mit ihm einverstandener und zusammengehöriger, als mit allen diesen. —

— In dieser Stimmung, so vorbereitet, so empfänglich, reif und bedürftig in Geist und Gemüth für neuen Reiz und neuen Trost, begegnete ich eines Nachmittags in noch schneeigem Frühlingswetter unter den Linden Rahel; ihre Begleiterin war mir wohlbekannt, ich redete diese an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab sich, so unbefangen als erwünscht, auch ein Gespräch mit Rahel selbst. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die schöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu lassen; ich wußte unter andern eines ihrer eigenthümlich ausdrucksvollen Worte, das auf Umwegen bis zu mir gelangt war, mit Bedeutung so hinzuwerfen, daß darin halb eine

schmeichelhafte Aufmerksamkeit, halb ein neckender Angriff lag. Sie bemerkte beides, sah mich durchdringend an, gleichsam mein Unterstehen an mir selber abzumessen, und erwiederte dann, sie könne es wohl vertragen, daß man sie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falsch geschehe; sie hatte in der That einiges in der Aeußerung, welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich entschuldigte mich, daß ich die Aechtheit dessen, was ich leider so weit von seinem Ursprunge nach Gunst des Zufalls auffangen müsse, nicht verbürgen könne, und die Folge meiner artigen Wendung war der Rath, mich lieber selbst bei der Quelle solcher Aeußerungen einzufinden. Gleich in den nächsten Tagen machte ich von dieser Erlaubniß den ersehnten Gebrauch. Rahel wohnte damals in der Jägerstraße, der Seehandlung schräg gegenüber, in Obhut und Fürsorge der trefflichen Mutter, deren altwürdiges und reichliches Hauswesen den schönsten geselligen Verhältnissen von jeher offen stand. Zuweilen hatte ich, um Ludwig Robert zu besuchen, diese Wohnung betreten; mit wie aufgeregten Erwartungen und Gesinnungen, und zu welch andern Geisteseinflüssen, betrat ich sie jetzt!

In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit zusammengehöriger, und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten, war mir schon einigemal das Heil widerfahren, mich durch das bloße Lebensbegniß, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmähligkeit, sondern im Schwunge des vollen Glückes, und gleichsam durch einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt zu sehen, wie schon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das

lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirkten, und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher gesteigerten Lebensstufen zählte ich bis dahin hauptsächlich drei, das erste Andringen allgemeinen geistigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines sich selbst bestimmenden und lebensthätigen Dastehens, und die kräftigende Weihe der akademischen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam, acht Jahre nach jener ersten, die vierte Stufe hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zusammenfassen und ein Abschließen aller früheren, ja der ganzen Erlebungsweise, — denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechselvollen Leben begegnet ist, wie mancherlei Gutes und Liebes sich mir entwickelt und angeeignet hat, so ist doch in diesen vierundzwanzig Jahren, die ich seit jenem Zeitpunkte zähle, mir kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung mir wiedergekehrt, die ich jener genannten anreihen, und mit ihr, und den vorhergegangenen in gleichen Werth stellen könnte. So ist mir noch heute *) Rahel das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens, und indem ich aufzeichnen will, von welchen Umständen und Stimmungen unser beginnendes Verhältniß begleitet war, darf ich den warmen und zarten Hauch jener schönen Tage in meiner Vor-

*) Geschrieben im Sommer 1832.

stellung nicht erst künstlich hervorrufen, denn ich fühle ihn und freue mich seiner noch wie damals, aber zu fürchten hab' ich gleichwohl, daß meine Schilderung sich durch die Bekümmerniß verdüstert, welche, während ich dieses schreibe, meiner Seele in vielfacher Sorge um die geliebte, von stürmischen Leiden hart befallene Freundin angstvoll auferlegt ist! Welch tröstlichster Rückblick wird hier zum schmerzlichsten gewandelt! —

Ich darf hier keine Schilderung meiner geliebten Rahel versuchen; sie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenosse war; denn selbst ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geistes und Gemüthes dort sprudeln, geben nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Wesen, dessen Hauptsache grade die ursprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit ist, wo alles ganz anders aussieht, leuchtet und schattet, erregt und fortreißt, begütigt und versöhnt, als irgend Bericht oder Darstellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Wesen damals auf mich machte.

Zuförderst kann ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menschen, dies herrliche Gottesgeschöpf in seinem reinsten und vollständigsten Typus vor Augen zu haben, überall Natur und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Hand-

lungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen, Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde den liebsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigsten Leidenschaft und des heftigen Aufwallens zu verhindern.

Ob man sich in dieser Mischung von entgegenstehenden Gaben und streitigen Elementen, wie ich sie anzudeuten versucht habe, sogleich zurechtfinden wird, bezweifle ich fast. Mir wenigstens war es beschieden, erst vermittelst mancher Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bahn zu kommen, indem ich nur in Einem auf der Stelle bestimmt und auf immer fest war, daß mir der außerordentlichste und werthvollste Gegenstand vor Augen sei. Irgend ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den verschiedensten Kreisen und Standpunkten seit so langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, auch wäre dasselbe an ihrer Gegenwart sogleich zerschellt; der schlichte, natürliche Empfang, die harmlose Klarheit und das anspruchs-

lose Wohlbehagen des anfänglich nur auf Gleichgültigkeiten fallenden Gespräch's, mußten jede mitgebrachte Spannung auflösen, und nach und nach erhob sich dagegen eine neue, die ganz dem Augenblicke selber angehörte, und schon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und lauter wie der frische Quell aus dem Felsen, auch dem Gleichgültigsten einen Reiz des Lebens, einen Charakter von Wahrheit und Ursprünglichkeit gab, welche durch die bloße Berührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelten. Ich empfand auf diese Weise eine neue Atmosphäre, die mich wie Poesie anwehte, und zwar durch das Gegentheil dessen, was gemeinhin so heißt, durch Wirklichkeit anstatt der Täuschung, durch Aechtheit anstatt des Scheins. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß unser Gespräch, dem nach allen Seiten so viele Wege vollkommen vorbereitet waren, sehr bald auf bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Personen und Verhältnisse, die jeder von seiner Seite kannte, und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. Wir sprachen von Friedrich Schlegel, von Tieck, von Frau von Stael, von Goethe, theils in litterarischer, theils in gesellschaftlicher Hinsicht, und unsre eigne Sinnesweise konnte sich an diesen bedeutenden Anknüpfungspunkten sehr gut entfalten und ungewöhnliche Bekenntnisse mit vieler Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer ersten Bekanntschaft zu überschreiten.

Nicht gar zu lange waren wir allein geblieben, so fand sich andre Gesellschaft ein; der Major von Schack, vom Regimente Gendarmes, der das Unglück und die

Schmach des preußischen Militairs mit großer Fassung trug, und noch sogar einigen Schimmer in die jüngstvergangene Zeit zurückwarf, wo er und die Seinigen als Glanz und Blüthe dieses stolzen Kriegswesens erschienen waren; der stattliche, weltmännisch frei und klug sich bewegende, in allen Klugheiten erfahrene, dabei persönlich tapfre Edelmann würde doch schwerlich einen so günstigen Eindruck gemacht haben, hätte ihm nicht als Zuflucht das Bessere in ihm und als Auflösungsmittel von Schlechterem, eiu unerschöpflicher Humor gedient, der in Witz und Satire einen geistigen Gehalt kund gab, und dadurch manchem andern Stoff ein Gegengewicht wurde; ihn begleitete bei seinen podagrischen Leiden ein führender Freund, Herr Vetter genannt, ein ausgemachter Civilist, vortrefflich angezogen, frei und gewandt mehr ausweichend als vordringend, nach eignem Sinne aufmerksam und träumerisch, in seinen unwillkürlichen Aeußerungen meist überraschend original und launig, und von seiner Stimmung oder seinem Standpunkt aus auch gründlich wahr. Ich hatte von ihm schon oft und mancherlei gehört, jetzt konnte ich die fremden Urtheile an ihm selber messen. Nächst einigen andern Personen, worunter ein gutmüthiger französischer Offizier, Kapitain Bribes als Einquartirung, erschien auch unvermuthet noch Frau von Boye, die als freundliche Bekannte für mich unter so vielen Fremden vermittelnd wirkte. Die Gesellschaft war ungemein belebt, in größter Freiheit und Behaglichkeit; jeder gab sich als das, was er sein konnte, es war kein Grund noch Hoffnung des Gelingens, hier irgend einen Schein zu heucheln; die Unbefangenheit und gute Laune Rahel's, ihr Geist der

Wahrheit und des Geltenlassens, walteten ungestört; ich durfte mich mit jugendlicher Uebertreibung gegen die Franzosen ereifern, ein Andrer seine theatralischen Mittheilungen auskramen; der Franzose empfing in seinen Liebesangelegenheiten launigen Rath von Schack, und diesen ließ der Civilist seine heftig demokratischen Gesinnungen anhören; alles ging leicht und harmlos dahin, jeder zu herbe Ernst wurde von Witz und Scherz aufgefangen, die ihrerseits wieder, bevor sie ausarten konnten, von Wahrheit und Verstand ergriffen wurden, und so blieb alles belebt zugleich und gemäßigt; ein wiederholter Anflug von Musik, wozu das offne Forte=piano einlud, — Rahel war sinnvolle Kennerin in früherer Zeit und fertige Meisterin, — vollendete das Ganze, und man trennte sich noch bei guter Zeit, in erhöhter und klarer Stimmung, die ich für mich allein dann unter dem reinen Sternenhimmel noch eine Weile nachgenoß, indem ich vergebens in meinen bisherigen Erinnerungen einen ähnlichen Abend suchte.

Wenige Tage nur ließ meine Ungeduld einem wie=derholten Besuche vorangehen, und schon mit diesem wuchs das Vertrauen so schnell, daß ich nun täglich zu kommen mich berechtigt hielt. Ich war begierig, diese neuen Anschauungen zu verfolgen, diesen eigen=thümlichen Wahrheiten und großartigen Aufschlüssen, welche sich mit jedem Schritte glänzender vor mir aus=breiteten, noch näher zu treten, und diese neuen, von Einsicht durchströmten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde. Unendlich reizend und fruchtbar war diese Erstlingszeit eines begeisterten Umganges, in welchem auch ich die besten Güter zum Tausche brachte,

die ich besaß, und insofern kaum geringere, als ich empfing. Hier fand ich das Wunder anzustaunen, daß Rahel, in gleichem Maße, als Andre sich zu verstellen suchen, ihr wahres Innere zu enthüllen strebte, von ihren Begegnissen, Leiden, Wünschen und Erwartungen, mochten ihr dieselben auch zum Nachtheil auszulegen sein, ja ihr selber als Gebrechen und Fehl erscheinen, mit eben solcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit sprach, als hätte sie nur Günstiges und Schmeichelhaftes anzuführen, sich nur der schönsten Glückesfülle zu rühmen gehabt. Diese Aufrichtigkeit, derengleichen ich nie in einem andern Menschen wiedergesehen habe, und deren sogar Jean Jacques Rousseau nur in schriftlicher Mittheilung fähig gewesen zu sein scheint, konnte mich sogar einigermaßen bedenklich und irre machen, indem oft scharfe Härten aus den leidenschaftlichen Bekenntnissen hervorsprühten, und in dem Erlebten, wie in dem darüber Gedachten ein eignes Element aufwogte, das als gewaltsam und schonungslos leicht Mißempfindungen weckte, besonders wenn man voraussetzte, daß, nach der gewöhnlichen Weise, auch hier neben dem Ausgesprochenen noch Verschwiegenes im Hintergrunde liege. Dies war aber hier der Fall keineswegs; Rahel sagte in Betreff ihrer selbst rücksichtslos die ganze Wahrheit, und würde auch die beschämendste und nachtheiligste, wäre eine solche vorhanden gewesen, demjenigen nicht verhehlt haben, der im Bezeigen edlen Vertrauens und einsichtiger Theilnahme sie darum befragt hätte. Sie glaubte, indem sie wahr sei, niemals sich etwas zu vergeben, noch durch Verschweigen etwas zu gewinnen, und ein solches höchstes, ausgleichendes, versöhnendes

Intereſſe für die Mittheilung der Wahrheit, welches ſie empfand, ſetzte ſie für deren Würdigung auch bei Andern ſtets, wiewohl leider meiſt fälſchlich, immer aufs neue voraus. Ich ſah nun Rahel nach und nach in ihrem ganzen Lebens- und Umgangskreiſe. Hier mußte mir nun ſofort ein unermeßlicher Abſtand klar werden, der zwiſchen ihr und ihrer Umgebung lag. Sie ſtand in der Mitte eines großen Kreiſes gänzlich allein; nicht verſtanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie ſie es bedurfte und verdiente, ſondern gleichgültig außer Acht gelaſſen, oder auch eigenſüchtig benutzt und mißbraucht, wenn die Gelegenheit ſich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, ſofern ſie als Thatſachen auch äußerlich hervortraten, konnte man ihr nicht abſprechen, eigenthümliche Denk- und Sinnesart, Gemüthskraft, Geiſt, Witz und Laune mußte man ihr zugeſtehen, aber leicht glaubten die Andern davon wenigſtens ebenſoviel zu haben, und noch dazu die größere Beſonnenheit und Ruhe, wofür ſie ſich die nüchterne Selbſtſucht und theilnahmsloſe Mattigkeit anrechneten. Mit dem, was Rahel ihnen großmüthig lieh und als Almoſen ſpendete, glaubten ſie ihr überlegen zu ſein. Von der Flamme edler Begeiſterung, von dem Triebe menſchlich-reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienſte der Wahrheit, welche Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenſchaften beſeelten und bewegte, von dieſem innern Weſen wußten die Meiſten nichts. Sie ſelbſt aber ſetzte alles, was in ihr war, bei Allen voraus, nahm jeden Funken von Gabe und Willen, von Sinn und Leiſten, mit höchſter Anerkennung, mit entzückter Güte auf, und konnte es nicht begreifen, wenn die weitern Aeuße-

rungen und Handlungen dann mit dem so günstig Gedeuteten nur allzu bald nicht mehr übereinstimmen wollten. Aus diesem Gegensatz und Irrthum entstanden natürlich viele Unrichtigkeiten und Nachtheile, deren Folgen sich späterhin traurig genug darstellten; die Sache selbst aber war mir schon damals deutlich, und ich wollte mein Einsehen nicht einmal sehr verhehlen. Ich glaubte Iphigenien unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nun um so stärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Ersatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darbringen zu dürfen, die ihr nur allzu oft versagt wurde.

Unser Vertrauen wuchs mit jedem Tage. Gar zu gern theilte ich alles mit, was ich als wichtigsten und daher auch in mancher Art geheimsten Ertrag meines bisherigen Lebens wußte, und dem ich keine edlere Stätte finden konnte, keine, wo ein so lebhafter, einsichtsvoller und wahrheitfrischer Sinn ihm entgegengekommen wäre. Weit entfernt, Billigung für alles zu finden, vernahm ich manchen Tadel, und andres Mißfallen konnt' ich auch unausgesprochen errathen; nur fühlte ich wohl, daß die Theilnahme für mich dabei nicht litt, sondern eher wuchs, und bei diesem Gewinn konnte mir alles Uebrige nichts anhaben. Auch wurde ich mir selbst gleichsam entrückt in der gewaltigen Anziehung der außerordentlichen Gebilde, welche zum Austausche sich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das reichste Leben zu blicken, wie nur der Mund der Wahrheit und die Hand der Darstellung dasselbe aus der nahen Vergangenheit herauf zu beschwören vermochten. Das Leben war reich in seinen äußern

Verhältnissen, unendlich reicher aber durch seinen innern Gehalt, dem jene sich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldische Mensch, den sein hoher Standpunkt leider mehr für seine Fehler, als für seine großen und schönen Eigenschaften, begünstigte, hatte hier seine reinsten Empfindungen, sein innigstes Streben und Denken, seine edelsten Erhebungen, im Genuß einer geistesregen gemüthvollen Freundschaft genährt, einer Freundschaft, deren starkem Vertrauen ebenso sein politisches Sinnen wie seine verliebte Leidenschaft und jede Wendung des bedrängten Geistes und Herzens sich erschließen durfte, des Antheils gewiß, wie sonst nur die mitergriffene Neigung ihn hervorzubringen pflegt. Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt, waren diesem Kreise beeifert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu sammeln, bald um deren zu bringen, und immer ihren besten Beifall hier zu finden. Graf Tilly, Gustav von Brinckmann, Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Fürst von Ligne, Graf Casa-Valencia, Fürst Reuß, Navarro, und so viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrten und Künstler, hatten sich eingefunden, und mit höherem Sinn und erregtem Bedürfniß geistigen Behagens sich angeschlossen und einheimisch gemacht. Von ausgezeichneten Frauen wären viele zu nennen, aus den verschiedensten Lebenssphären, doch sämmtlich darin gleich, daß kein scheinsamer und müßiger, sondern irgend ein ächter und wahrer Bezug dem Verhältnisse zum Grunde lag. Eine herrliche Bildergalerie, durch welche ich unter lebensprühenden Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder

nämlich allein waren noch gegenwärtig, der Kreis selber jetzt durch die Zeitverhältnisse völlig aufgelöst, nachdem schon die einzelnen Menschengeschicke durch Tod, Entfernung und andre Wandelbarkeit die dichten Reihen gelockert hatten.

Aber nicht nur diese reiche Sammlung bedeutender Bildnisse wurde mir gezeigt, sondern noch ein andrer Schatz aufgeschlossen, der das antheilvolle Gemüth ungleich stärker ansprach. Rahel gehörte zu den seltenen Wesen, denen die Natur und das Geschick die Gabe zu lieben nicht versagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entstehen mußte, wenn die Weihe der höchsten Empfindung diesen Geist und diesen Sinn vereinend ergriff, sie emporzuheben, sie zu zerschmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnden; doch übertrafen die Einblicke, die mir wurden, alles, was ich zu ahnden fähig gewesen war. Die Gluth der Leidenschaft hatte hier überschwänglich die edelste Nahrung gefunden und aufgezehrt; andres Leid und andrer Untergang erschien dagegen gering und kaum noch mitleidswerth. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunst des Vertrauens zum Lesen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe und Rousseau in dieser Art bekannt ist, nur selten hinanreicht; so mögen die Briefe an Frau von Houdetot gewesen sein, deren Rousseau selbst als unvergleichbar mit allem andern erwähnt, ein solches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben! Diese Papiere, nachdem sie lange in meiner Verwahrung gewesen, sind leider im Jahre 1813 verloren und wahrscheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes

Bild geben. Es scheint, als solle dergleichen nicht zum litterarischen Denkmal werden, sondern heimgehen mit den Personen, denen es unmittelbar gehörte. Nächte lang saß ich über diesen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, oder vielmehr, was in meiner Ahndung geschlummert, wurde mir zur wachen Anschauung. Nur das dünkte mich ein Traum, daß ich zu diesen Schriften gekommen war, und an solchem Dasein so nahen Antheil gewann.

Die Fülle und Kraft persönlicher Lebensentwicklung waren mit der Schönheit und Erhebung dichterischen und philosophischen Geistlebens in engem Bündnisse, sie bewegten sich beiderseits in bezugvoller Uebereinstimmung. Schon sehr früh, weit früher, als irgend eine litterarische Meinung der Art sich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgestellt, ihn für den höchsten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Einsichten und Urtheilen des Lebens enthusiastisch angepriesen. Jetzt erscheint das sehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's hohes Hervorragen verneinen, denn sogar im Bemühen sie einzuschränken, giebt man die Bejahung zu, allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftsteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz Andre weit voranstanden, wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte, und meist an kleinlichen Nebensachen und äußerlichen Uebereinkommnissen hing, damals war es kein Geringes, mit gesundem Sinn

und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Ueberschätzungen sogleich das Aechte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten sein leuchtendes, bekräftigendes Wort eingeschlagen, sein Name zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Kultus, diese Richtung in der Litteratur festzustellen unternahmen. Gedenkenswerth erscheint es, daß, während diese Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Absicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerseits dabei mit völligem Selbstvergessen verfuhr; sie hatte Goethe'n im Karlsbade persönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerksamkeit und Antheil ihres Umgangs gepflogen, wie auch noch späterhin desselben mit Hochschätzung gedacht, ohne daß sie im geringsten eine Verbindung festgehalten, einen Briefwechsel veranlaßt hätte, im Gegentheil, sie erwähnte wenig der Person, desto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntschaft, sondern die wesentliche, die das Lesen seiner Schriften gab, genoß und zeigte sie mit Stolz und Freude. Spät erst entdeckte ich unvermuthet in alten Briefen die aus Goethe's Mund vernommenen für Rahel rühmlichen Aeußerungen, welche ihr von Freunden berichtet, von ihr selbst aber vergessen waren. In der Philosophie stand ihr gleicherweise der edle Fichte voran, für dessen Geisteskarakter sie stets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch sein Geistesgehalt bei weitem nicht alles abschloß, was ihr Gedankenflug forderte oder gestalten mochte. Friedrich Schlegel, No-

valis, Schleiermacher, ja selbst Schelling und Steffens, waren ihr theils persönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. In der Musik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die italiänische Schule im Gesang, und nebenher auch im Tanze, allem andern vorausgeltend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegensatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, so waren ihr eben so früh und so entschieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrscher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtsein erwachende litterarische Kritik ihre muthigen Angriffe gegen diese Götzen der Menge gerichtet hatte. Namentlich klagte sie, daß Iffland, abgerechnet sein großes persönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch sein wachsendes Ansehen und Einwirken die Bühne und Schauspielkunst in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde, wie selbst dem Publikum, die falschesten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Diese Polemik hat Wurzel gefaßt, und sich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht so sehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienst der richtigen Voraussetzung durch vielfältigen Augenschein leider bewährt stünde. — —

Ich war nicht so bald in diesen neuen Lebensstrom eingegangen, als ich schon eilte, auch meinen Freunden eifrigen Bericht zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Gewinn aufzuzeigen, und ihnen alles zu gönnen, was sie davon sich anzueignen Fähigkeit und Neigung haben mochten. Sie ließen anfangs manchen

Zweifel und Unglauben spielen, der mich scherzend verwirren sollte, mußten aber bald den Ernst meiner Ueberzeugung erkennen, und sich zuletzt der durch hundert unabweisliche Zeugnisse sprechenden Geistesmacht beugen. Eine Freundin war verwundert und wollte nicht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verstehen könnten, meinte jedoch lächelnd, interessant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Ein hartnäckiger Widersacher blieb mir Harscher, wiewohl ich grade ihm die eindringlichsten und häufigsten Mittheilungen machte. Er war sehr fähig, anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte sich oft ganz hingerissen von tiefen und reichen Einzelheiten, die ich ihm berichtete, so daß er die Andern schalt und beschämte, welche bei ihm Tadel und Widerspruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er staunend ausrief: „Hier ist alle Tiefe der Schleiermacher'schen Ethik, was sag' ich, hier ist mehr als Schleiermacher, denn hier ist die Wissenschaft in Form des Lebens selbst!" Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, sondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Uebellaune Raum, welche tief in seinem Gemüthe lagen, und gegen ein so freies und gesundes Wesen, wie sich in Rahel darstellte, um so bitterer aussprachen, als dies mit seinem krankhaften und zerknitterten im hellsten Gegensatze war. Er konnte etwas so Selbstständiges, aus dem Ganzen Lebendes, und, ohne Kunst und Anstrengung, Wahrheit und Schönheit Produzirendes schlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eifersucht ergriff ihn, und er wandte alles an, um mich von dem neuen Verhältnisse wieder abzuziehen. Er selbst folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichste Auf-

nahme, genoß der belebendsten Gespräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein grade das verdroß ihn wieder, er wollte sich nicht überboten sehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er sagte, nicht wollte Herr über sich werden lassen. Seine ernstlichen Erörterungen aber, seine spöttischen Launen, und was er sonst versuchte, nichts hatte diesmal die geringste Gewalt auf mich, er sah es selber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden, daß ich neben der neuen Hinneigung auch unsrem alten Verhältnisse nach wie vor die treuste Beflissenheit widmete, und mich nach dieser Seite ebensowenig wie nach jener irre machen ließ. — —

Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen sein, sie dort so oft als möglich zu besuchen. Meine Arbeiten drängte ich zusammen auf den früheren Theil des Tages, meinen sonstigen Umgang schränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, so ließ ich selbst den dunkelnden Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmessen, um den meist drangvollen Tag in der labendsten Erholung zu beschließen. Die größere Einsamkeit, in welcher ich die Freundin hier sah, gab unserm Gespräch und ganzen Zusammensein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thür des kleinen Hauses in der abgelegenen Schloßstraße, die kühlen Spazirgänge in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus stillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, diese Reize

der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die Pracht des Mond- und Sonnenhimmels, sind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhebendsten Geistesflügen und den zartesten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenschaftlichen Spannungen und geselligem Widerstreite genugsam eröffnet blieb, und daher von sentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war. — —

Theils mit sich selber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbestimmten Zukunft gewaltsam hinausstrebend, war die schöne Sommerzeit verflossen, und während der Ferien mußten die Entscheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, desto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unsrer Verbindung. Wir suchten den Schmerz durch Geistesstärke zu verscheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zusammen ein Glück empfanden, dem auch die Trennung sein Wesen lassen mußte, überschlich uns die trauervollste Wehmuth. Es schien Thorheit, Wahnsinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorsätze unverändert, und durchaus einwilligend stimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth, uns zu trennen, gestärkt durch die Kraft des Zusammenseins. Meine Lebensentwicklung war noch unvollständig sogar in ihren Umrissen, deren Gestalt sich abschließen, sich nach vielen Seiten über viele Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben sollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der strebenden Thätigkeit hätte kein Glück mich entsagen lassen, im ruhigen Genusse weicher Tage wäre ich nur unglücklicher gewesen. Ich mußte

fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugsamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben sich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte diese unwiderstehliche Nothwendigkeit, ohne derselben klar bewußt zu sein, und alle entgegengesetzten Versuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß, der Wechsel des Lebens und die Vielgestalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit stärkster Gewißheit, und in der hierdurch gewährten Herzensfreudigkeit erschien selbst die Trennung nur als Nebensache, die sich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerstreuende Thätigkeiten uns in Anspruch. — — Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorstellen mußte, daß ich diese Augen bald nicht mehr sehen, diese Hand nicht mehr küssen, diese Stimme nicht mehr hören sollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlassen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung, aus der nur die Gelübde des Wiedersehens sich um so stärker emporhoben, und einigen Trost gewährten. — —

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieser Jahre älter, und dieser Umstand, welcher unsre ganze Lebensstellung weit auseinander zu rücken schien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in sich selber wahr gewesen. Allein er bestand nur als Zufälliges, und war in allem Wesentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieses edle Leben,

dem schon so mannigfache Weltanschauung geworden, ein so großer Reichthum von Glücks- und Leidensloosen zugetheilt gewesen, dieses Lebens erschien unzerstörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geistes, der in freier Höhe über den Tageswogen schwebte, sondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Dasein, waren wie in frische Klarheit getaucht, nnd die reinste, erquickendste Gegenwart stand herrschend mitteninne zwischen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch versagt sein. Meine Universitätsjahre waren noch nicht abgelaufen, der Versuch, in das bürgerliche Leben einzutreten, durfte nicht unterbleiben, und kaum an der Schwelle von diesem sah ich mich durch innere Unruhe und den Drang der Zeiten zu dem mannigfachsten Wechsel der Verhältnisse fortgerissen. Zweimaliger Kriegsdienst, Reisen, Zerstreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverständnisse, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feste Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wisse, erschüttern, und das unermüdete Hinstreben zu diesem Ziel auch nur einen Augenblick schwächen. Sechs Jahre vergingen auf diese Weise, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiedersehens, in welchen die Vorsätze und Hoffnungen sich neu bestärkten. Endlich, nach erfolgtem Umschwunge der allgemeinen Verhältnisse, nach erlangtem Sieg und Frieden des deutschen Vaterlandes, von Paris, wo ich schwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen

heimkehrend, konnte ich, aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den schönsten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am 27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anschließen.

Die neunzehnjährige Zeit unsres sodann wenig unterbrochenen, zu stets erneutem Bewußtsein des Glückes erhobenen und an innerer Entwicklung reichen Zusammenlebens zu schildern, darf ich vielleicht in späterer Zeit, wenn die Fortsetzung der begonnenen Denkschriften mich wieder anziehen kann, mit gestärkten Kräften zu unternehmen hoffen. —

Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, 1808.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harscher war verstimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu sehr, seine äußeren Ansprüche gegen seine inneren so weit zurückstehen zu finden, und einen Mann, mit dem er sich geistig auf gleicher Linie fühlte, nur als unscheinbarer Student zu begrüßen, dessen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert ist er mehr noch als ich, und seinen Wunsch, den Mann wie er leibt und lebt zu sehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgesprochen. Ich bin auch nur ein unscheinbarer Student, aber das ist mir eben recht, und so ging ich getrost hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich sogleich als Jean Paul's Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet,

und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sopha niedersetzte, hätte ich ihm beinah in's Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hindernissen" scherzhaft beschrieben hat, und wie und was er sprach, verstärkte den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'schen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus" gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche, und manches Litterarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein

mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgends ein Vorstellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgränzten Natur, überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müller's Vorlesungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und Andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müller'n gerühmt, daß der es verstehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einer mehr,

aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegel's Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel mit dem indischen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren, als in allem gelehrten Scharfsinne Schleiermacher's, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch durchlassen wollte. Fichte, von dessen Reden an die deutsche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräusch französischer Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstigte ihn, und er sagte, er könne diesen Autor nur noch gymnastisch lesen, mit dem Inhalte seiner Philosophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit seiner Frau allein. Auch dieser wußte ich von ihrer Vaterstadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältnisse und Personen hatte nach allem, was sie schon mit angehört, noch eine große Nachlese zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; sanft, fein, sittig, verband sie mit dem schönsten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Gesellschafts-

gaben und freiere Welteinsicht, als Jean Paul zu haben schien. Sie wollte sich aber dem trefflichen Mann auch in dieser Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zusammen führten. Ihre drei Kinder sind schöne, liebliche, frische Geschöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, ist der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm sieht; in der That ist er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die starken Knochen und Sehnen seiner kleinen Arme mit Erstaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, sahen sehr lieblich aus, und zeigten, bei schon merkbarer Verschiedenheit der Anlagen, das gemeinsame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und sie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zusammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich spät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlassen, um meinen Reisegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm essen würde; Harscher zu Jean Paul's Mittagstische mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend gesprächig und äußerst gutgelaunt verbreitete sich Jean Paul über die mannigfachsten Gegenstände. Ich brachte ihm unter andern auch einen Gruß von Rahel Levin und die bescheidene Frage, ob er sich ihrer noch erinnere? Sein Gesicht strahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein solches Wesen

je vergessen?“ rief er lebhaft aus; „Das ist eine in ihrer Art einzige Person, ich bin ihr von Herzen gut gewesen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächst mit allem, was sonst in mir an Sinn und Verständniß zunimmt; sie ist die einzige Frau, bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau!“ (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzosen an ihr so sehr als Natürlichkeit preisen, ist in den meisten Fällen grade das, was wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenschaften ein. Als ich dieses Lob unterbrach, und ihn versicherte, aller Verstand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, seien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er sich nicht, sondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene seien aber ungeheuer groß. Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel, und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen werth, so habe noch nie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und karakterisirt; was das für Augen wären, die so scharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, sähen! Als ich ihm sagte, wie viele Briefe ich von ihr besäße, nicht an mich geschriebene, sondern mir geschenkte, wurde er ganz neidisch; wenn ich in derselben Stadt mit ihm wohnte, sagte er, so müßte ich ihm wenigstens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber nothwendig, daß sie an jemand

schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben werde sie wohl nie im Stande sein. „Ich bin jetzt fähiger, fuhr er fort, sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie nur so hin zu sagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr staune ich! Sie ist eine Künstlerin, sie hebt eine ganz neue Sphäre an, sie ist ein Ausnahmswesen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und so muß sie denn auch unverheirathet bleiben!" Er pries mich glücklich, eine solche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichsam prüfend und meinen Werth messend, wodurch ich, noch so jung, mir das verdient habe? Ich gewann sichtbar in seinen Augen durch diese Beziehung. Als ich am Abend dies alles Harscher'n wiedererzählte, war auch dieser ganz benommen von der Macht solcher Aeußerungen, denen er sich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht selbst aufgebracht, wo er ihr nur zustimmen mußte, war sie ihm jedesmal schwer und fast peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, stellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harscher behauptete, nothwendig Briefe schreiben zu müssen, und blieb unbeweglich im Wirthshause. Jean Paul war eben von einem Spazirgange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hause. Wir kamen auf seine Schriften, diese bei den meisten Autoren so bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wissen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei

so liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in seinem ganzen Wesen. Der Anlaß dieses Gesprächs war der neuste Cotta'sche Damenkalender, worin Goethe's „pilgernde Thörin" und Jean Paul's „Traum einer Wahnwitzigen" stehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünschte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Ersatz an. Solche Phantasieen, sagte er, wie jener Traum eine sei, könne er immerfort schreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur gesund sei, habe er ganz willkürlich in seiner Gewalt, er setze sich an's Klavier, phantasiere da auf das wildeste, überlasse sich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und schreibe dabei seine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewissen vorbedachten Richtung, aber doch so frei, daß diese selbst oft verändert würde. Ganz eben solcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchsten Begeisterung reden lasse, diese Figur sei dann ganz er selber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Riesenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollsten aller Mährchenpoesie gehören, mußte ich nur um so mehr erstaunen, als ich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter diese Gebilde zuwachsen. Er hatte sich in dieser Art einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu schreiben, die kein Mensch sollte aushalten können, und vieles davon ist wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck bestimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren", und hörte zu meiner größten Freude, daß er sie ganz gewiß fort-

setzen wird; er betrachtet sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da sei ihm alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben, andre seiner Bücher, meinte er, könnte er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe.

Wir sprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfassung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darstellen von Gegenden und Landschaften. Jean Paul ist darin ein großer Meister; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in seinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung, liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung immer alles aufgeschrieben, so viel dies nur möglich war. Er erschrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geschickt in dieser Parthie zu bezeichnen, und erinnerte sogleich an zwei im „Werther" beschriebene Gegenden und Landschaften, denen in der That die Meisterhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Wie aber die Sache anzugreifen sei, welche technische Vortheile es dafür gebe, darüber stritten wir eine Weile. Endlich sagte Jean Paul sehr sinnvoll, um eine Gegend dichterisch

aufzufassen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, sondern er müsse die Brust eines Menschen zur camera obscura machen, und in dieser die Gegend anschauen, dann werde sie gewiß von lebendiger Wirkung sein; nichts aber sei todter, als wenn der sich neugierig umsehende Reisende nur den sinnlichen Stoff als solchen erzähle und beschreibe. Jean Paul verlangte, der Dichter solle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er selber schweizerische und italiänische Gegenden, letztere z. B. im „Titan", sehr richtig — wenigstens die bewährtesten Kenner sagten es — geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, und auch in Nürnberg, dessen Oertlichkeit in den „Palingenesien" bis zum kleinsten Einzelnen vorkomme, sei er erst lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, gewesen. Mir schien eine tiefe Wahrheit in dieser Paradoxie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizustimmen war; gilt für das Bild ein anderes Gesetz, als Messen und Aufzählen, so muß doch die Phantasie, um Bilder einer bestimmten Wirklichkeit hervorzurufen, wenigstens ähnliche Bestandtheile stets als Gleichniß bereit haben. —

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen. Mir sind die politischen müssigen Verhandlungen sehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finstern, und alles ist meistentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im ersten Augenblick wissen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei

solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Gefluth unsichrer Nachrichten und schwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz tausendmal besser als seine „Friedenspredigt", über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Karakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen einst gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge, wie hohl und schwach die Macht Napoleon's in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegenstehe. In diese abgelegene Provinz waren viele Thatsachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg sein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon hersagte, wobei er doch sorgsam warnte, dergleichen nur vorsichtig mitzutheilen und nicht schriftlich bei mir zu führen, und

allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger schon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er selbst seiner Warnung, und wollte eine Abschrift haben. Nun drückten wir uns erst recht als gleichgesinnte Freunde die Hände, und tauschten rückhaltlos unsre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf sie 'kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungswesen, für den Verfasser der „Levana" natürlich ein sehr ergiebiger Gegenstand. Er billigte fast alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und schloß endlich mit dem Satz, daß man nur seine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieses Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es sagen, leistet er auf die vortrefflichste Weise, ich habe es in diesen zwei Tagen so gut erkannt, als ob es hundert gewesen wären. Die Kinder sind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und gesunder Stärke, entwickeln sich nach eigner Art, und für diese Eigenheit hat Jean Paul das leiseste Gefühl, die sorgsamste Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerstag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meinem letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hause gekommen, und nahm an dem letzten Gespräche einigen Antheil, entfernte sich aber bald wieder in häuslichen Geschäften. Die zwei jüngsten Kinder waren eingeschlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklassen, setzte mich daher zum Tisch und begann einige Bildchen für sie auszuschnei-

den. Als Jean Paul diese kleine Kinderwelt aus Papieren ziemlich schnell vor seinen Augen entstehen sah, wurde er selber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er seine Frau herbei, weckte seine Kinder auf, das dritte hatte sich schon an mich geschmiegt, und nun sollte ich umständlich von Allem Rechenschaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, sie behaupteten, ich sei das Christkindchen, das ihnen Geschenke bringe, und auf die Bemerkung, ich sei aber doch schon so groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich sei ein großes Christkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, so daß es mir erst hiedurch auffiel. In solchen Gesprächen und Beschäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieser schönen, reinen Familie, die so herzlich gegen mich war und mich schon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendessen, gegen meinen Vorsatz, denn ich hatte Harscher'n versprochen, nicht spät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreisen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul so traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderseitigen Zureden nicht widerstehen konnte. Bei dem artigen und schon süddeutsch reichlichen Mahle herrschte die beste Laune. Unter andern gab uns der Vorfall sehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen seiner — wie er sagte — herzlichsten Freunde geben wollte, es aber unterlassen mußte, weil er sich durchaus nicht auf dessen Namen besinnen konnte! Von ernsthafter Art hingegen waren die Gespräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi,

Schütz, mit Einem Wort, über die sogenannte romantische Schule. Jean Paul hatte dieselbe in seiner „Vorschule der Aesthetik" gleichsam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geist; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zusammenhangs hegte er fortwährend das tiefste Widerstreben. Besonders gegen Tieck war seine Stimmung jetzt von manchen Seiten sehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung seines Komischen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden" sehe, einen andern Theil habe er seinen, Jean Paul's, Schriften nachgebildet, wie er ihm selber einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespeare angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die schönsten Anklänge der „Genoveva" — aus dem Mahler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den „Phantasieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Tunelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich diesem doch sehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegensetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Mahler Müller sei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck schon längst siegreich zurückgewiesen. Die Bambocciaden, so wußte ich von Bernhardi selbst, gingen zwar unter dessen Namen, rührten aber dem bessern Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich

ferner ein, sei von jeher den Dichtern erlaubt gewesen; sie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, sobald eine neue Schöpfung dabei stattfinde, das letztere sei aber bei der Genoveva, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einst mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge sich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantischen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der sei, von dem man sagen könne, er trage die Gottheit im Busen! Jean Paul wurde nachsinnend, es vergegenwärtigten sich ihm die Vorzüge, sein Herz neigte sich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und so geschah es bald, wie mir schon gestern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebnissen anlangte, als der Beginn hatte erwarten lassen; die Mißstimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verschwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher! —

Diese Biegsamkeit in Jean Paul's Urtheilen, diese Eingeschlossenheit in bestimmte Gedankenzüge, diese kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur seine grade Straße vor sich hinsehen lassen, diese augenblickliche Beschränkung und Einseitigkeit, alles dieses hängt unstreitig mit seinen besten Eigenschaften zusammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch seinem Wesen weniger schädlich ist, als sie es einem andern wäre, das sich mehr in eingreifendem Handeln

und scharfem persönlichen Vortreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit ist nur eine in ihm, nicht in der Welt, sie überschreitet das stille Gehege seiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus diesen Gesprächen mehr kennen, als die Personen, die er besprach. Es ist ein reiner edler Mensch, kein Falsch und kein Schmutz ist in seinem Leben, er ist ganz wie er schreibt, liebevoll, innig, stark und brav. Auch an persönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, so würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen schneller bei der Hand sein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in seinem Werthe so betrachtete und erwog, schlug mir plötzlich das Gewissen. Ich mußte an unsern Doppelroman, die „Versuche und Hindernisse", gedenken, und an die komische Figur, welche Jean Paul unter diesem seinen Namen und in seiner eigensten Manier darin spielt. Zwar hatte ich grade an dieser Figur den wenigsten Antheil, sie war, ihren besten und eindringendsten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitschuldig, und es kam mir wie eine Treulosigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu scheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm also die Entstehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich Voß auch er selber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelassen an, freute sich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete es mir besonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm

davon zu sprechen. Er verstand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, gerade unsre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wisse recht gut, sagte er, daß die Soldaten Cäsar's, die bei dessen Triumphzuge die bekannten Spottlieder sangen, darum doch die tapfersten und treusten blieben, auf die jener sich in Gefahr und Kampf am sichersten verlassen konnte. „Alles, alles aber, rief er aus, kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen ist! Das Aesthetische muß euch retten, ist das nicht gut, dann habt ihr auch das Moralische zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, so nehm' ich dieses auf mich!" Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns selber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geschont, sondern zu starken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So ist die Jugend, sagte er lachend, gilt es einen durch den Regen zu jagen, so scheut sie selber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn miteſſen, werden die Gäste ja wohl auch das Vorgesetzte noch hinunterbringen!" Von Müller und Voß meinte er, sie würden sich doch sehr ärgern, die verständen nicht so Spaß wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck und Entrüstung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meisters frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan! sagte er bedenklich, das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich selbst!" Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu stark als zu schwach aufgetragen, und freute mich schon, daß Jean Paul das

Buch wenigstens nicht schlimmer finden würde, als er es sich jetzt vorgestellt. Wegen Goethe's suchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von diesem sprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit steigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung. —

Das herrlichste Obst war zum Nachtisch aufgetragen. Plötzlich erhob sich Jean Paul, gab mir die Hand, und sprach: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch sehr früh ist, so bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen sein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde ist da, wo ich schlafen muß!" Er nahm ein Licht, und sagte gutnacht. Wir schieden in großer Herzlichkeit, und in dem beiderseitigen Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte. —

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Gespräch, dessen Gegenstand meist Jean Paul selbst war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältnisse, denen sie einen neuen Antheil widmete. Ich kam spät in unser Wirthshaus, und fand Harscher schon eingeschlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigsten Züge dieses Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerschöpflichste und willkommenste Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich schilderte und besprach, was alles er versäumt hatte! —

Während ich in Tübingen war, kam der sogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Besorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erschienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Paul's Hände. Noch am 20. März 1809 richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plastik macht nicht bloß meinen Kindern, sondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieser Zeichnungs- oder Bildungskraft zweierlei; — erstlich, daß sie nicht zu ordentlichen künstlerischen Zwecken sich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei ihrer feinen, kleinen Handschrift. Haben sie denn so viel Augen als Argus, daß sie nach ein Paar weniger nicht fragen? — Sie sind der größte Augenverschwender, da Sie sogar fremde mit verschleudern. In unserm illitterarischen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht schicken. Ist er gut, so hat meine Persönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünschte ihn sehr. Grüßen Sie Demoiselle Levin, mich könnte sie am besten grüßen lassen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Dieses Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, sondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oesterreich und Ungarn, und kam erst nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdessen einen

neuen Umschwung erlitten, auch mein persönliches Geschick entscheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzusetzen, Verhältnisse und Richtungen hatten gewechselt. Ich mochte das meinem Sinne schon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr schicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch schwerer aufzutreiben gewesen, als ihm in Baireuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, schon um zu bemerken, daß sein Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des sonderbaren Zusammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neuestes Buch, des Doktor „Katzenberger's Badereise", gelesen, dann mich selber auf einer Badereise mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und dessen Arzte, einem zu meinem Erstaunen wirklich so heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'schen Badeort Mscheno befunden hatte, und beim Absteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich so Jean Paul'sch, daß ich es ihm sagen zu müssen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reisen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Auch Neumann sah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von seinem keck verzerrten, aber dabei meisterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er sich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unsrer Freunde, welche später mit ihm in engere Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Versuche und Hindernisse"

geäußert, vielleicht ist ihm das Buch selbst nie vorgekommen! Nicht zum ersten- noch letztenmale wäre das Druckenlassen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich gewesen, wo der öffentlich verborgene Gegenstand anf diese Weise am besten gegen alles Gefunden- und Erkanntwerden gesichert ist! —

Tübingen.

1808. 1809.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da sind wir denn in Tübingen!. Am 1. spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderkräftig gebräunte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Genüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich schon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, sind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Harscher und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß also doch etwas in der Sache sein, was uns beide

so benimmt und beängstigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beschuldigen, aber desto mehr die grelle Versetzung, die wir zu leichtsinnig gewagt, den ungeheuren Abstand des Lebens hier von unsrem in Berlin; wir dachten den so leicht zu ertragen, und ich sehe schon, wir beide können es nicht! — Für mich ist das Schlimmste, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu sein glaubte, sich hier gerade am heftigsten erneuen. Von allen Seiten bestürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefsten des Herzens will, das ist mir klar und gewiß; aber davon ist nicht die Rede! Die Rede ist davon, daß ich eine Gestalt finde, in der mein Leben sich das Ziel jenes innersten Wollens aneignen könne, und da sind so viele Wege, da begegnen mir auf jedem günstige und widrige Zeichen. Es ist kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieser Beruf ist mir lieb, und ich kann darin glücklich sein. Aber es liegt in den Umständen, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und so lieb mir der Ort an und für sich ist, so wenig darf ich ihn jetzt für mich wünschen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulassen, die französischer Herrschaft unterworfen ist, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes sich als freie Deutsche erhalten! Soll man überhaupt in solcher Zeit sich niederlassen? Und was kann man sonst thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich also auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutschland ist noch lange nicht völlig

unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, so bleibt mir ein entschiedener Anspruch ewig unbefriedigt. Aber auch geistige Thätigkeit reizt mich, litterarische, auf das gesellschaftliche Leben wirksame; sollt' ich nicht als Schriftsteller leben können, und auch hier mitunter die gewünschte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was soll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, so fern ich gewählt habe, und auch da zuerst nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das steht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehen. Der eine, emsig beschäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerksame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor sprechen wollte, zwei schmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant aussah, sogar ein Sopha breitete sich hinter einem Tische, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu sehen bekommen, denn Studenten und Professoren haben so schwelgerische Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geschmeidig in

eckigen Manieren, in schwäbischer Gemächlichkeit rasch; er war prompt, artig und meinen Wünschen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch schon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit seiner Frau und seinen zwei artigen Kindern sah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das lustige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beste Laune setzte; auch die Frau war voll Güte, doch sehr gehalten, maßvoll und verständig, im Praktischen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte geflissentlich eine prächtige Beschreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernstieg, von der reizenden Lage, der schönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländischer Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das süßeste Behagen, daß man hier solchen Glanz nicht nöthig habe, und in der geringsten Einrichtung sich behelfe. Dabei läugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig ist sein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack. Wir sprachen von Heinrich von Kleist's Penthesilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß,

und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einsiedlerzeitung ihm übel mitspielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zusammenzog, und seine Kämpfer Weisser und Haug gegen sie anrief. Auch in politischen Urtheilen fand ich ihn scharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausschend, unerschrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So sehr wir, besonders in litterarischen Dingen, entgegengesetzter Meinungen waren, so leicht und friedlich tauschten wir diese aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert schien. Ich glaube, mir dem Norddeutschen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachtessen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit sei zu gehen; um 8 hatte schon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel. Was man verlangt, ist nicht zu haben, fremd, vom Hörensagen bekannt; man schämt sich, man scheint sich frech, so viele Ansprüche zu machen. Dagegen ist die Landschaft prächtig,

das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den schönsten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichsten Aussichten, die ganze Gegend hat einen lieblich schwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben soll. Wie reizend fänden wir dieses Stück Natur, wie genügend diesen beschränkten Umfang, könnten wir unser berlinisch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir schon mehrere Bekanntschaften gemacht. Ein Mediziner, der nächstens als Arzt in seine Vaterstadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philosophie und Poesie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktische, streng auf sein Fach versessen, und wohlbeschlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und später Ehrenmänner nennt, will sich unsrer annehmen, und uns mit dem Neste, wo er sich so gut hat flügge werden lassen, aussöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und seinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch schon willkommene Brücke zur Bekanntschaft mit einem andern jungen Mann, mit Justinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einsiedlerzeitung gedruckt sind; er ist ein unschuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachlässigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unsres Lobes nicht,

aber — es ist doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum ist vortrefflich, eine lebendige Darstellung, scharfsinnig, eindringlich belehrend; doch die Anstalt ist klein, erst im Entstehen, und er selbst wundert sich, daß Reil und andre solche Rathgeber uns hieher gewiesen haben. Indeß könnten wir sehr zweckmäßig unser Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle stehen, zaudern wir, erschrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unserm Beruf, an dieser Bahn wenigstens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeschnitten sind. Wir haben schon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harscher könnte noch eher sich in Studien entspinnen, seine Ideen können auch in der Einsamkeit gesund reifen, er ist weniger auf das Leben in und mit der Welt beschränkt, als ich; beschränkt, das ist der Ausdruck, denn angewiesen darauf ist er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus diesem Loch, in das wir gefallen sind, sich um jeden Preis hinausretten. Wir haben schreckliche Tage unter wechselseitigen Bekenntnissen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußeren Umstände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieser großen Krisis war: fürerst weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, besonders für mich, der ich von Ursprung an in widerstreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von diesen, fortgerissen von andern, verspätet

und verfrüht zugleich! Harscher nun, so nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in diesen Tagen nach Basel; dort wird er sich besinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch sobald meine jetzt erschöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachsen sind, was zum Frühjahr gewiß geschieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das sein wird? Ich weiß es selbst nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit ist mir recht, — wenn sich das Eine mir erfüllt! Wien steht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider schwank' ich nicht allein, Alle schwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Aussichten; wo kein Punkt fest ist, alles nur in fortwährender Bewegung sich gegenseitig bedingen soll, da ist schwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch gibt uns der neuste Entschluß wieder Muth, wir sind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harscher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich selbst habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harscher ist längst in Basel, und ladet mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hause mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesien schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft,

aus diesem geringen Faden spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz anderer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung, aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Ab-

schiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Lust und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Bekker sogar! keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen, und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er ist nicht nach unsrer norddeutschen Weise gebildet und gesprächig, aber den guten Willen hat er, sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demselben Hause, — der sich so wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Mensch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tische seine Dissertation schreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später sieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anstatt des Schoppen

Weins, der den Leuten hier so wohlschmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich so manche bittre Bemerkung ausstoße, ist ihm eine wahre Herzenskränkung; er sieht wohl meistens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund ist, er erkennt in manchen Fällen sogar seine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigstens das Bittre, indem er den besten Humor daraus macht. Er hat den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, dasselbe ans Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einsiedlerzeitung hält, so hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n selbst, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch ist seine Gesinnung, wie die seines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen, edel, tapfer, und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und

auch schon Kranke mit Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reis't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Versuche mit Thieren angestellt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlaf anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidnen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft

beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muth. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück; in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachläßigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine stete Neigung sich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen, — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns sehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die schwarzblauen Berge stachen scharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernst überall die dünnen

Wolkenwogen, welche um sie her spielten. Nachdem wir das Neckarthal verlassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einst mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Antheil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungrn ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute sehen die Franzosen als die allgemeinen

Unheilsstifter an, die ehmals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall Herren eingesetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrschaft, denn die Franzosen drückten schwer auf die Fürsten, und diese dann um so schwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrschte diese Unzufriedenheit, der französische Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieses steht nirgends mit ihnen in einer gemeinsamen, einträchtigen Masse vereint. Wunderbar stellen sich damit die neuen preußischen Anordnungen in Gegensatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen lesen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinwesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden soll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den besten Mund, doch gewiß im besten Sinne, — die Zeitungen melden von einer Adresse an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt sei abzufassen. Ich habe hier, wie schon früher in Franken, die regste Theilnahme und ein festes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, dessen Unglücksfälle niemand als letzte Entscheidungen ansehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir besuchten aber den berühmten Buchdrucker Justus Fleischhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl versahen. Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfniß wohlfeile uud geringe Ausgaben liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen

bessern Eindruck, als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unser Mann erzählte, seit die Stadt Königlich geworden, habe sich sein Absatz ungemein beschränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben würde, versetzte der Mann, unsre Meinung mißverstehend, er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob! seufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun!" Diese warme Theilnahme für sein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner versprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt seltnen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er versprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen, und um seine Ausgaben kümmern. Daß auf unsrer Rechnung der Kaiser Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angesetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geschah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen.— Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Trost. Was sie mir schreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir ist als wär' ich erst durch

sie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Besonders ist der ältere Briefwechsel, den sie mir geschenkt, reich an starkem Ausdruck des Lebens, aus den höchsten ethischen Standpunkten, in reichster Wahrheitsgluth. Harscher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neuesten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preisen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach diesem Lesen besonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerstag den 1. December 1808. Nach einem zerstreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meister, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darstellung. Es war als hörte ich eine schöne, kräftige Troststimme in der Brust, als fühlte ich eine sanfte streichende Hand auf den Augen, als flösse der Tag wieder in silbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meister so entzückt, wie bei dem diesmaligen Lesen, er rührt mich innig, und reißt mich zu staunender Bewunderung hin; ich entdeckte, indem ich die alten bekannten Züge schärfer fasse, tausend neue. Den Stil studir' ich bis in's genaueste Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn sehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu stellen, im Deutschen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harscher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, so dünkt mich jetzt diese Prosa gegen jene doch nur wie eine affektirte Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieser Zauber der Vortrefflichkeit, dieser wunderbare

Lichtreiz, erscheint mir am stärksten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuspüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es ist aber als ob die Einsicht in diese Schwächen auch die Vorzüge heller strahlen machte. Mir ist als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunstreiche, geheimnißvolle Werkstatt des Dichters, sähe seine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinsten Gebild, in das er verarbeitet worden, sähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er sich bedient, und könnte ihm sein ganzes Verfahren absehen, und es so gut wie er machen, — wenn er mir zu allem diesen nur noch ein bischen seinen Kopf und seine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in solche Untersuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist; sogar die Uebersicht eines Ganzen und seiner Gliederung gewinn ich meist nur auf diese Weise, und ich finde nach dem absichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich lese aber auch, weil ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Abfall ausgeschnittener Bilderchen auf meinem Tische lagen, als Zeichen und Freudenbänder schöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle sei der Dank für

dieses Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkasten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorstellend, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der schauerliche Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als schlechter Denker und als geschickter Darsteller zeigt. Sein rastloser, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er schlechthin alles auf den Buchstaben des Christenthums zurückführt, alle geselligen und politischen Ereignisse davon abhängig macht, das Feuer seiner Ueberzeugung, alles dies reißt unsern Glauben auf einen Augenblick hin, und unsre Phantasie nimmt er auf's ungeheuerste dadurch ein, daß er alles, was für sie gelten soll, grade als die baarste Wirklichkeit nicht ihr, sondern der sinnlichen Anschauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuschung nennen, aber in einigen Stücken ist doch der plumpe Aberglauben handgreiflich! Die Erscheinungen des Magnetismus muß man am meisten zugestehen, doch sind das dunkle Regionen, mit denen sich der besonnene, dem Tage zugewandte Geist nicht gern befaßt, sondern sie den Forschern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünstigt sind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und sie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber seine willkürlichen

Vorstellungen vom bläulichen Dunstkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, stellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit ist rührend, seine Absicht sehr redlich, nur hat er nicht frische Geisteskraft und scharfen Verstand genug, um die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Bahn bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beispiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Ansehen der gröbsten Erfindung, der handgreiflichsten Zusammenstellung nach dem Geschehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieser Geschichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der französischen Revolution vorhergesagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Mensch, der die Biondetta hat schreiben können, bei dem ist es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Diese Biondetta hab' ich nun seitdem gelesen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That spanischen Ursprungs, wie ja schon der Stoff spanisch ist; aber auf mich macht das Stück nicht einen solchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beistimmen könnte. Dagegen ist mir eine Geschichte, welche Jung ebenfalls erzählt, sehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu sich herannt durch den bloßen Willen. Es giebt so etwas; man kann verwandte Sehnsucht fühlen und ihr folgen müssen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, so leisen Regungen offen steht, ist so natürlich,

als daß nicht jeder in einer Symphonie den leisesten Mißton jedes Instruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerspitzen ein As und ein Bild unterscheidet. Aber davon will ich eigentlich nicht reden, sondern euch erzählen, wie es uns erging. Wir lasen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geschichte nach der andern so übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die sich steigernde Aufdringlichkeit dieses ganzen Geisterspuks dergestalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtschläfrig und aufgereizt in banger Verstimmung einander gegenüber saßen, und uns von Zeit zu Zeit ansahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geisterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünschten das Buch, billigten die Baseler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt seiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einsam dieser noch mehr zu verfallen, und beschlossen, die Nacht beisammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu seinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen, und ich bat ihn, mich nicht zu verlassen. Spät und verstört schliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unseligen Lukubration! —

Dieses Würtemberg ist recht die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezei-

hungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden in diesen beschränkten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen; überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangnes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern sich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat.

Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint als sonst, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächst. Er hat selbst einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltsames erlebt. Es war tief im Winter, und er saß mit einem Freunde, einem freisinnigen, aufgeklärten Menschen, Abends bei Licht auf seiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu spielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklom-

menheit, die schnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zustand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßstab und jeder Ausdruck für seine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich sah, wie sein Freund, von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erschrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine schwere Masse ihn gewaltsam nieder, und in demselben Augenblicke, als die fürchterliche Angst auf's höchste gestiegen war, sprang der Freund auf, schrie voll Entsetzen: „O Jesus, Kerner!" und stürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile besinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich sagt, sondern durch die davon unabhängige Steigerung seines innern Zustandes. Als er zu sich kam, verließ er eiligst das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die sternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in seine Stube zurückgekehrt war, ruhig einschlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zusammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erschaudernd vor der Erinneruug, es sei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, sich eine Gestalt undeutlich gebildet, und sei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh gewesen, mit den Guitarrentönen seine Angst wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich so kalt, und alles umher licht und hell gewesen sei. Kein äußrer Umstand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloschen gefunden, die Luft nicht beengt.

Sie wußten sich einander keine Rechenschaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks schwätze könne", sagte mir Kerner mehrmals, indem er seine Erzählung beschloß, die ihn selber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, sei so schrecklich gewesen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnsinnig werden können; vorher war er sehr lustig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er sich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geschichte nur als Krankheit angesehen wissen, und verwirft jede geistergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erscheinung sich nicht wegstreiten kann. Fast gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch sie wieder so lebhaft in sich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieser Gelegenheit eine sonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondscheinnacht versetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die sie zwar glücklich überstand, aber von der sie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei sie leicht ängstliche Anwandlungen hatte. So hatte sie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbeigewinkt, und ihn sorgfältig untersucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer sehr zufrieden, weder Schuppen noch sonst etwas, das an Fisch erinnerte, zu finden. Der

Grund dieser seltsamen Vorstellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem ältesten Sohne Folgendes vertraute. Sie sei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar spaziren gegangen, und da es am Tage sehr heiß gewesen, so habe ihr Mann Lust bekommen sich zu baden, unterdessen sei sie im Schatten eines nahen Gebüsches geblieben. Eine Weile habe sie ihn im Wasser plätschern hören, dann plötzlich aber seinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, sei sie aus dem Gebüsch herausgesprungen, und mit allen Kleidern wie sie war in's Wasser gegangen; da habe ihr Mann sie sogleich umfaßt und scherzend beruhigt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn so lieb habe. Dann habe er sie zu dem Gebüsch zurückgeführt. Sie aber, da sie einige Zeit darauf in's Kindbett gekommen, habe sich sehr gefreut, daß sie ein hübsches Knäbchen und keinen Fisch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, solcherlei möchte doch eine Sünde gewesen sein und durch ein Zeichen gestraft werden, konnte die gute Frau, in der Schwäche nach der Krankheit, auf Augenblicke sich doch nicht erwehren.

Durch Justinus Kerner lern' ich nun auch seinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerksam genug beachtet, näher kennen. Dieses Geschlecht hat eine solche Stärke und Fülle von Anlagen, daß sie vertheilt auf die verschiedenen Zweige noch in jedem als besondrer Reichthum erscheinen. Es ist dieselbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt

magnetisch und humoristisch erfaßt, und im andern einen sprühenden Feuergeist für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder steht als Oberst in würtembergischen Kriegsdiensten, wo er wegen seines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geschätzt ist. Das Leben Georg's aber, in die französische Revolution verflochten, ist durch Frische und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbstständigkeit des Willens ein so achtungswerthes als abentheuerliches Karakterstück; eine deutsche Ehrlichkeitsrolle in französischen Verhältnissen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausscheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen diese Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derselben habe ich mir besonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieser Mann sein eignes Leben schriebe, wozu doch seine praktische Rastlosigkeit ihn schwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. December 1808. Hier hat sich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es ist der Däne Jens Baggesen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf sein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politischen Faust gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken lassen, macht Spottgedichte gegen die deutschen Romantiker, will sogar von Goethe wenig wissen, und meint, man sei ein Dichter, wenn man sich selbstgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutscher Hexameter gelernt hat! Er ist gränzenlos eitel, trägt sich immer vor, paßt sich alte Anekdoten und Geschichten

an, sucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen so schal und kläglich ab, daß ich mich für ihn schäme. Er thut sehr wichtig damit, daß er die französischen Sachen und die bedeutenden Personen in Paris einigermaßen kennt, spricht von seinen großen Verbindungen, Planen, sogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für sich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie sind beide geschmeichelt durch die Art, wie er sich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geist und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich sage, sein Faust sei doch nur eine Faust in der Tasche! — Baggesen scheint in Stuttgart etwas zu suchen, und einiger Gunst schon versichert zu sein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das schon in Betreff Matthisson's gesehen, der die entschiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine schöne Anstellung erhalten hat, weshalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigste Weise der Hof gemacht wird, und er in poetischen und litterarischen Dingen plötzlich eine Ministerautorität sein soll; das Morgenblatt ist da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meister der Poesie, der aber nicht am Hofe zu suchen ist, noch in Cotta's Abendgesellschaft, sondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafschauder traf es mich, als ich zuerst vernahm, Hölderlin lebe hier seit ein paar Jahren als Wahnsinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und so manches herrlichen Liedes voll Sehnsucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Uebersetzung

des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterarisch toll, worin man bei uns sehr weit gehen kann, ohne grade wahnsinnig zu sein, oder dafür gehalten zu werden. Diese Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterarischen Figuren, auch einen Uebersetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's Sophokles werden sollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wäre es ein schrecklicher Gedanke, einen Geisteskranken verspottet zu haben, eben so schauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erscheint das irdische Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn selber nie berührt, wäre nicht böse gemeint gewesen, war in seiner Voraussetzung nicht unrecht einmal, und diese Voraussetzung war die argloseste! aber doch ist es mir unendlich lieb, daß dieser Ausfall nicht geschah, ich fühlte mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spaziren geht, ihn so viel als nöthig bewacht; denn sein Wahnsinn ist nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geschrieben habe, andrer, die er jetzt schreibe, und all

sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm hiebei zu Gebot; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind. Als Ursache seines Wahnsinns wird ein schrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeister in einem reichen Hause war. Eine zarte liebenswerthe, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeist, das reine Gemüth des in seiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entsteht eine unschuldige Freundschaft, die aber dem rohesten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, sieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte seinen Jammer in Arbeit vergraben, er übersetzte den Sophokles; der Verleger, der den ersten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche schon manche Spur des Ueberganges zu finden sei, der in dem Verfasser leider nur allzubald sichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einsamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen sehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen. Bei Froriep ist es norddeutsch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft, auch freuen mich die Kinder sehr, die mich öfters besuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtschwärmer, auf der Straße dem Wächter aufzufallen. —

Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unter-

dessen laß' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogensten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechsel, nein, sie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist Oel zum Räderwerk. Ich habe absatzweise starke medizinische Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von unserm Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen, und vielerlei Aufsätze, und unzählige Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Ansprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um so besser. —

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach seiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich nach Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth ist sein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhaftesten Gespräche; die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das Wunderhorn, werden schrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth ist voll schwäbischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und der ihn mißtrauisch gegen sein Naturell macht, so hat er dieses jenem ganz dienstbar untergeordnet, und nun streiten diese muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet ist. Ich habe ihm das einmal bewiesen, daß sein Eifer gegen die Volkslieder nur versteckte Freude an ihnen ist, und er lachte sehr vergnügt darüber. Ein paar

junge Tübinger, Pregitzer und Köstlin, nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, für Kerner sind sie stärkende Arznei; Uhland schweigt in schroffem Ernst, und seine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die streitigen Meinungen allzu stark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaste zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten; hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichtersorten des hiesigen Platzes erschöpft. Ich stelle euch den Professor Conz vor. Laßt es euch nicht stören, daß er so aussieht, wie Focks in den „Versuchen und Hindernissen" beschrieben ist, er ist doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine sehr gute Vermittelungslinie zwischen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat sich um Kantische Philosophie bekümmert; wär' er jünger, so machte er Sonette, wüßte von Assonanzen, ließe Schelling'sche Formeln in seinen Dichtungen durchschimmern. Conz ist hier der eigentliche Philolog an der Universität, und wirklich ein gründlicher, auch geschmackvoller Alterthumskenner, eifrig in seinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sachen nicht mit dem nöthigen Ansehn durchsetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zu-

flucht, — aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all dem Seinen nichts wissen will! So lebt der Mann hier seit Jahren gedrückt und gehemmt, und seufzt nach Menschen, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartsinnigen doch umständlich erörtern? Nun, so hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach ist, aber den Homer und Platon liest, der mit Wolf und Gurlitt bekannt ist, der den Dichter und Uebersetzer Voß hochschätzt, der die Verdienste metrischer Uebersetzungen würdigt, dem die Oden Klopstock's vertraut sind, der zum Erstaunen der Anwesenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern hersagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweissagt wird, und diese Elegie ist von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es seit Jahren nicht so gut gehabt, kann alle seine langverhaltenen Reden an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er sieht, daß er verstanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies seltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemesis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, so erfahret es jetzt, Conz ist der Rezensent in der Hallischen Litteraturzeitung, der unsre Gedichte dort so scharf mitgenommen und heruntergerissen hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langentbehrten Mann findet, ist er beschämt und bestürzt wegen jener That, und fragt

Kerner'n ängstlich, ob ich wohl etwas davon wisse, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein Uebelthun schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und schätzt, und daß dieser ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin schon geplagt genug ist! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geschichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezensiren vorsichtig sein und bedenken müsse, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man später sich werde hinsetzen wollen. —

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht schreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Brust wie in einen jungen Baum seine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht selber schön, aber schöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die schmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch schon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreise nahm mir heute die Angst, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte sich frei ergehen, und sich jedem lieben Eindruck überlassen. Die Luft war warm und still, die Gegend hell, die Landstraßen fest und trocken, und sehr belebt. Rings am Himmel stand doch viel Gewölk, aber klein, still, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken schienen sich

nur zu bewegen, um sich in einen zarten weißen Flockenschleier über die Himmelsbläue langsam auszubreiten; seine Nebelfäden schwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löste sich das dichtere Gewölk sanft in duftigen Nebel auf, der spielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinseins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieses Ziel fehlte mir! Und so mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verstummen des vorher so lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüstert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenstern die schwarzen Dächer überschwebt. Als ich hinausging, sah ich Küraſſe schmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergische Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal schon manches an Krieg, der sich aus Osten und Westen allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die französischen Bülletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgelesen, und mehr daraus ersehen, als sie zeigen wollen. Näher aber, als diese Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüstungen in Oesterreich. Dort scheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgesehen, und Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutschland? — ist die Regierung mit den Franzosen verbündet, das Volk aber ist für Oesterreich, mit dessen Sache die deutsche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegerischen Aussichten machen auch all meine Plane

wieder ungewiß. Wo soll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutschland aussehen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es versuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen sich vielleicht neue Aussichten! In Wien stehen sie einladend offen. Meine Wege sind leider stets Umwege. —

Die

Schlacht von Deutsch-Wagram,

am 5. und 6. Juli 1809.

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluste von Wien, und dem Fehlgehen so mancher Aufstandsversuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die österreichische Sache, und mit ihr die deutsche, diesmal wiederum verloren scheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage später, da niemand dies mehr hoffen durfte, stand sie in dem herrlichsten Siegesglanze! Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines schleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner bei seinem weiteren Vordringen über die Donau streitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwältigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, seit seinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erste, die er verlor, und vollständig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptschlacht. Der Erzherzog Karl zuerst entrang dem gewaltig-

sten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen solchen Sieg; und wenn auch späterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, so überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner so ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schlesien, wo wir durchreisten, war die Begeisterung allgemein; der Zauber der Unbesiegbarkeit, durch die jüngsten Glücksfälle erst recht befestigt, war von Napoleon gewichen, man sah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerstand ihn gehemmt; er war geschlagen, sein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und fast geschieden von Frankreich, er die mißlichste Lage überstehen sollte, so konnte die Hoffnung schimmern, es wende sich mit ihm schon jetzt zum Untergange; und er habe die Worte an seine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies solle sein letzter Feldzug in Deutschland sein, sich selber zum Verhängnisse gesprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufstande, Norddeutschland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der Rheinbund selbst nicht sicher, seine Fürsten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte sich überall erheben. Man hielt alle günstigen Aussichten, mit denen man sich vor Eröffnung dieses Krieges geschmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter solchen Vorstellungen, Glückwünschen und Verheißungen, setzten wir eilig unsre Reise fort. Zwei unsrer Reisegenossen mußten aber in Schlesien noch

zurückbleiben, und wir kamen nur unser vier nach Mähren, mit dessen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich sprach uns das Land mit ernsten und heitern, von mächtigen Verhältnissen und großem Zusammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menschen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir sie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieser Mangel an Begeisterung zu fürchten gab. Ein gelassenes Zutrauen schien über Glück und Unglück hinaus sich einer guten Sache versichert zu halten, und für diese pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geistiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitschichtiges Regierungswesen, und das Verhältniß einer größtentheils slawischen Bevölkerung zu diesem, schienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes schon vorwärts in Thätigkeit; die Besitzer der Herrschaften und Güter, die junge Mannschaft aus den Dörfern und Städten, die kaiserlichen Beamten selbst, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder sah man einige schwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere stoßen sollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aspern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erschienen war. Begierig griffen wir nach diesem Heft, welches den früheren,

eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereignisses vor Augen stellte. Die sachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einschreitend, machte auf uns einen begeisternden Eindruck, sie wurde laut vorgelesen, vielfältig überdacht und besprochen; vor- und rückwärts knüpften sich hier die mannigfachsten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verlust der Oesterreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen sei, und ich warf die Aeußerung hin, ich würde dieser wohl sein; ich mußte das aussprechen, ohne daß weder ich selbst noch die Andern sich weiter dabei aufhielten.

Wie eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes versäumen könnten, da schon die bis dahin dauernde Waffenstille ein Wunder dünkte, dessen Fortsetzung mit jedem Tage sich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein besonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war schon früher in das österreichische Heer getreten, bei Aspern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er schwer danieder lag. Wir fanden ihn in einem üblen, fast hoffnungslosen Zustande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geschütz anzusprengen, damit dessen Aufstellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieser Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätschenkugel der Oberschenkel zerschmettert,

und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, so weit von der Heimath in diesem Jammer, und so mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzusehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieses Wiedersehen nicht einmal dauernd, sondern nur auf kurze Zeit beschränkt sein konnte. Das Beispiel eines solchen traurigen Voranganges mußte den Eifer der beschlossenen Nachfolge noch anspornen und befestigen; man fühlte sich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um so williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei seine tröstliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuschauer sein konnten, so trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel sein ferneres Geschick aufzusuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo sein Bruder diente, so gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Absehen gleichfalls auf die Reiterei gestellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz frisches Verhältniß nur durch mich selber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und sonstige Anknüpfungen verschmäht hatte. Wir schieden froh und leicht, und ich zuerst fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartiere zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landstraße gleichen Weges dahinschritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um schneller fortzukommen, und mir sein Gespräch ganz erwünscht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundschaft

einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußischem oder französischem Soldatenwesen gehabt, mußte hier gänzlich schwinden, und ein durchaus verschiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Bestandtheile und Verhältnisse anders gestellt, wie schon dem flüchtigsten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten schwer auszudrückende, aber für die Anschauung unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge sich nur bestätigte, und mit dem Namen: ein österreichischer, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu sagen, ein kaiserlicher Soldat, die ursprünglichste, selbstständigste, und man möchte sagen unveränderlichste Gestalt eines Kriegswesens bezeichnete, das auf der starken Verknüpfung der verschiedenartigsten Völkerschaften und auf der ununterbrochenen Ueberlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der frühsten Morgenhelle des 21. Juni traf ich in Deutsch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbschlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfrische über mich gekommen war, fuhr der Postillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine Grenadierwache mir sogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich sei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligst wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt versicherte, daß ich keine Botschaft zu überbringen hätte, sondern nur in meinen persönlichen Angelegenheiten käme. Man verstand wenigstens, daß der Generalissimus nicht dürfe gestört werden, und ließ es damit gut sein. Ich aber fand mich in einer sonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einlagerung über-

füllt, die nächsten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien besetzt, wie sich an den vielen Schildwachen abnehmen ließ, die fast vor jeder Thüre ausgestellt waren; ein Wirthshaus gab es unter solchen Umständen überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einstweilen sich niemand um mich bekümmerte, so suchte ich auf gut Glück in dem nächsten Hause, wo schon einige Bewegung zu blicken war, ein vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsfouriere dort, die mich gastlich aufnahmen, und mir sogar Theil an ihrem Frühstück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die sich aufdrängten, bequem überlassen, und mir den ferneren Verlauf meines Abenteuers in Gedanken festzustellen suchen. Einige Offiziere kamen, und nachdem sich leicht ein Gespräch angeknüpft, sahen sie mich fast schon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verstehen konnte, auch widersprachen sich ihre Meinungen theilweise. Ich setzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, schriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienstwillige Hand höheren Ortes abgeben.

Als die Sonne höher gestiegen und das ganze Hauptquartier lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich sah mir Deutsch-Wagram und das anstoßende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttausenden hier vielleicht der einzige dunkelblau Gekleidete, überall so ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich sei oder was ich wolle, meinen Paß hatte seit Olmütz noch niemand wieder zu sehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte sich vor meinen Augen. Die unabseh-

baren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram flossen die Strömungen dieser mannigfachen Regsamkeit zusammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verschiedensten Geschäften und Kostümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienste, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten sich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Oesterreich sind die schönen ganz außerordentlich schön, die der Husaren, Uhlanen und ungarischen Grenadiere gewährten den herrlichsten Anblick; neben diesen nahmen sich freilich manche andre, besonders auch die des deutschen Fußvolks, um so unansehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Massen zusammenstehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erschien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hosen das Unscheinbare und Auffallende sonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Gestalten und Gesichter waren ähnliche Gegensätze wahrzunehmen; zwanglose Beweglichkeit und pedantische Starrheit, muntre Laune und finstrer Ernst, behagliche Trockenheit und wilde Leidenschaft. Deutsche, Franzosen, Wallonen, Slaven, Italiäner, Madscharen erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemisch aller dieser. Daß die Verschiedenheit so vieler Völker, Sprachen, Gestalten und Sitten hier in der Gemeinschaft nicht verschwand, aber doch wie von einem höheren Zusammenhange gebunden erschien, war grade das Eigenthümliche dieses kaiserlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch dasselbe Soldatenwesen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallensteins dar-

gestellt hat, und in der That hätten sich nicht nur die ähnlichen Verhältnisse und Vorgänge, sondern großentheils auch noch dieselben Truppenstämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweisen lassen. Aus den wunderlichen Scenen und altbewahrten Redensarten, welche hier im Vorbeigehen plötzlich die Aufmerksamkeit anregten, wehte mich unterweilen auch die Luft des abenteuerlichen Simplicissimus noch an, jenes einst vielgelesenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger reitend durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeister jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu sehen!

War in dem Hauptquartiere die Bewegung freier, glänzender, und nicht ohne die Zugaben vornehmer und reicher Lebensweise, so ging es dagegen im eigentlichen Lager ernsthafter und stiller zu. Jeder Raum war abgemessen, die Anordnung der Reihen und Gassen streng beobachtet. Ueberall war die wachsamste Aufsicht und Ordnung, kein wilder Lärm, kein Streit; die Truppen sah man beschäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte, am meisten aber mit Exerziren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen starken Verluste waren durch junge Mannschaft ersetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden sollte. Diese fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienstverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechselten, gab der kriegerischen Bewegung einen Anschein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum

Gebet in's Gewehr; immer auf's neue berief der Trommelschlag die Feldwebel und Korporale zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geschlagen, so war im Augenblicke die unabsehbare Front schweigsam aufgestellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Postenkette besetzt, und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechselseitiger Zuruf die große Stille. Die Truppen lagen sämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regiments erhob sich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienst bestimmt war, zugleich aber dem Obersten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die Gemeinen, begnügten sich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Rasen und Laubgezweig das Ansehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieses Kriegsvolk in seiner ausdruckvollen Kräftigkeit, gelassenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbaren Gehorsam, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Charakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die französische Beweglichkeit, üppige Lust und entzündbare Leidenschaft dachte, so glaubte man jenen Kräften um so sichrer vertrauen zu dürfen, als sie diesmal von bester Feldherrnhand geführt wurden. Einige Züge, welche den österreichischen Soldaten ganz bezeichnen, mögen als jenen Tagen angehörig hier aufbewahrt stehn. Ein schwerverwundeter Reiter wurde während der Schlacht zurückgebracht, und von begegnenden Kameraden theilnehmend angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut", erwiederte er, „der Feind ist schon im vollen Zurückweichen gegen die Donau

hin!" Einem Grenadier wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein Waldhorn zusammengekrümmt, staunend betrachtete er den Schaden, und sagte bedauernd: „Ein so gutes Gewehr!" Einen Trupp Grenadiere, die eben Sturm gelaufen hatten, fragte ein heransprengender Offizier, wo ihr Bataillon sei? „Wir sind das Bataillon", war die schlichte Antwort; die Andern lagen dahingestreckt. Der einfache Gradsinn macht hier das Erhabene.

An diesem und dem nächsten Tage war ich auch von der Gegend und der eigentlichen Heeresstellung einen bestimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die Oesterreicher standen seit dem Siege von Aspern noch fast auf derselben Stelle, nur hatten sie ihre Linie mehr rückwärts gezogen und in größeren Bogen ausgedehnt. Aspern und Eßlingen lagen weitab vor der Fronte, beide Dörfer jetzt außerordentlich verschanzt, und mit Geschütz und Truppen wohlbesetzt. Die Donau strömte zwischen ihnen und dem Feinde, der hauptsächlich auf der Insel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, sich festgesetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb, bei Nußdorf und höher hinauf, war das österreichische Heer mit dem rechten Flügel unmittelbar an die Donau gelehnt, entfernte sich dann schräg von dieser gegen Stamersdorf und Wagram hin, und dehnte seinen linken Flügel, der am fernsten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neusiedel aus. Deutsch-Wagram lag fast im Mittelpunkte der Stellung; links von diesem Ort erhebt sich der Boden, und bildet ostwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terrassenförmig abfällt; etwa hundert

Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebne ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neusiedel sich in das Marchfeld hinzieht. In weiter Ferne, über die Ebne hinweg und jenseits der Donau, erblickte man am nebligen Horizont den Stephansthurm von Wien; und es war ein eigenthümlicher Reiz, die vom Feinde besetzte Hauptstadt täglich vor Augen zu haben, und nicht anders erreichen zu können! Die österreichische Hauptstellung war nicht verschanzt, durch ihre natürliche Beschaffenheit aber vortheilhaft genug, und besonders bot sie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen sollte, der Reiterei in dem weiten Marchfelde den freisten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, besonders bei Aspern und Eßlingen, wo die besten Uebergangspunkte zu sein schienen, starke und weitläufige Verschanzungen angelegt. Sich gegenseitig in ihren guten Stellungen beobachtend und festhaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Theile das unnütze Schießen größtentheils eingestellt. Bei der Fortdauer dieser stillen Spannung mußte, so schien es, der Vortheil sich mehr und mehr auf die Seite der Oesterreicher wenden. Napoleon stand im feindlichen Lande, mitten in einer unruhigen Bevölkerung, die Donau war gesperrt, man fürchtete in Wien schon Mangel an Lebensmitteln, Tyrol war im Aufstande, Steiermark nicht sicher, die Bewaffnung in Ungarn gewann täglich an Stärke und Ausbildung. Durch Entsendungen nach der obern Donau suchten die Oesterreicher dem Feinde seine Verbindungen im Rücken noch mehr zu erschweren, die Aufstände zu fördern;

abwärts, bei Preßburg, behaupteten sie auf dem rechten Donauufer den starken Brückenkopf, welchen der tapfre Erzherzog Johann gegen die täglichen Stürme der Franzosen ruhmvoll vertheidigte. So konnte das Wort des Erzherzogs Karl, das man sich mittheilte: jeder Tag, den man hier stehen bleibe und den Feind unthätig festhalte, sei als ein Sieg zu betrachten, unter solchen Umständen sehr wohl gelten, besonders da auch die politische Aussicht, die schon zum Theil sich erfüllte, durch Zeitgewinn die günstigsten Wandlungen versprach. Daß vielfachere und raschere Thätigkeit dem Feinde hätte verderblich werden, daß die Vorkehrungen hätten ausgedehnter und eifriger sein können, läßt sich wohl behaupten; indeß muß man bedenken, daß der Geist der Kriegführung wesentlich von dem Körper abhängig ist, mit dem er wirken soll, und daß dieser aus alten Einrichtungen und Gewöhnungen durch den kräftigsten Willen nicht plötzlich zu jeder neuen Brauchbarkeit umgewandelt werden kann. Dies gilt von manchen Vorschlägen, welche zu jener Zeit gemacht wurden, die aber in's Werk zu setzen damals allzu schwierig dünkte. Das Absehen des Erzherzogs Karl war mit Recht auf eine Feldschlacht gerichtet, für welche die Truppen frei verfügbar bleiben, und an keine Verschanzungen gebunden sein sollten, als deren Zweckmäßigkeit für die künftig möglichen Umstände doch nicht voraus zu berechnen war, und deren Vorhandensein dann störend und nachtheilig werden konnte. Jenem wesentlichen Zwecke, das Heer für eine Schlacht in Bereitschaft zu halten, mußte die Hauptsorge des Feldherrn gewidmet bleiben und ihm rastlos zu thun geben, alle übrigen Hülfsmittel

konnten erst nach jenem in Betracht kommen, so sehr man auch späterhin wünschen durfte, daß der linke Flügel auf Verschanzungen der Hohenleithen sich gestützt, daß bewaffnete Schiffe die Donau beherrscht, und daß eine Telegraphenlinie zur schleunigen Verbindung zwischen den getrennten Heerestheilen bestanden hätte!

Sehr hatte mich verlangt den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasiren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück, und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapfrer, biedrer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber stark geworden ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete,

war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, so wie das Andenken seiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitän ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, aber nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar sein. Nur wegen Ungarns offenbarten sich in diesem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime scheinen den bedungenen Rechten schon im Beginn störend entgegengewirkt zu haben.

Schon zwei lange Tage hatte ich mich in dem Hauptquartier und Lager umgetrieben, und der wüste

Zustand, in welchem ich mich fühlen mußte, wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Auf meine schriftliche Eingabe war mir durch Mißverstand eine verkehrte Antwort zugekommen; dagegen hatte ein Flügeladjutant des Erzherzogs, Major Graf von Cavriany mir sehr freundlich und theilnehmend mündliche Auskunft und Anleitung gegeben, mich dem Obersten von Oberndorf empfohlen, welcher das Regiment Reuß-Plauen befehligte, und über das Wunder scherzte, daß nun doch wirklich einige Deutsche in Folge der Aufrufe des Kaisers und des Erzherzogs sich zum Kriegsdienste einfänden; er bedauerte, daß bei seinem Regimente alle erledigten Offizierstellen eben erst wieder besetzt worden, meinte jedoch, dies habe noch nicht bei allen Regimentern geschehen können, und versprach mir deshalb Erkundigung einzuziehen. Er machte mich auch mit seinem Regimentsinhaber, dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen bekannt, und dieser treffliche Mann bezeigte mir gleich das größte Wohlwollen. Indeß verging ein dritter Tag, ohne daß sich etwas entschied; ich hatte aber die Freude, Willisen eintreffen zu sehen, mit dem ich weite Spazirgänge machte, wobei wir uns in allerlei Betrachtungen ergingen, und die allgemeinen und persönlichen Verhältnisse vielfach überlegten. Er begab sich dann zu dem General Grafen von Carneville, um in dessen Freischaar einzutreten, die rückwärts von Wagram, bei Bockfließ, errichtet wurde. Mich aber rief, da meine Gedanken fast schon andre Richtung nahmen, der Oberst von Oberndorf unvermuthet an, und wies mich zu dem Obersten des Regiments Vogelsang, das links von Wagram auf der oben erwähnten Ter-

raſſenhöhe lagerte; dort, meinte er, würde ich ſogleich zum Dienſt eintreten können. Dieſer Oberſt war der Graf zu Bentheim, aus Weſtphalen, ein noch junger Mann, von ſchönem Anſehn und einnehmendem Weſen, der durch ſeine Auszeichnung in der Schlacht bei Aſpern ſo früh zu der anſehnlichen Befehlshaberſtelle gelangt war. Ein kurzes Geſpräch ſetzte mein Verhältniß leicht in's Klare, der Oberſt war ſehr zufrieden mich in ſein Regiment aufzunehmen, ernannte mich zum Fähnrich, und gab mich zu der erſten Kompanie, die der wackre Hauptmann von Marais befehligte. Ich erkaufte die Equipirung eines bei Aſpern gebliebenen Offiziers, vertauſchte den Hut mit dem Tſchako, ſchnallte die breite Degenkuppel mit dem kaiſerlichen Doppeladler um den Leib, machte mit den Offizieren nähere Bekanntſchaft, und ſchlief in der erſten Nacht in der Erdhütte neben meinem Hauptmann und noch einem Offizier, als hätte ich nie ein anderes Verhältniß gehabt!

Die nächſten Tage hingegen waren ſchwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Rußbaches waren längſt entblättert und zum Theil entrindet, auf der endloſen Ebene zeigte ſich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überſchütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerciren einſtellen, und verkroch ſich in die Erdhütten. Der beſte Wille der Kriegskameraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Geſichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutſchen für dieſen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man ſah in dem Kriegshand-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

werk ein erwähltes Fach, dessen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garnisonleben in Prag. Der Oberst allein kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungslose Namen. Das Regiment war überdies ein böhmisches, und die meisten Soldaten sprachen nur diese Sprache. Begeisterung und Poesie mußten hier völlig erlöschen; auch selbst die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefster Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentscheidung vorfallen würde; man sprach vom nahen Frieden, und wünschte ihn. Daß unterhandelt wurde, stand außer Zweifel; französische Beauftragte waren wiederholt in Wagram gesehen worden, selbst seinen Vertrauten Duroc wollte man von dem Kaiser Napoleon mit Vorschlägen an den Erzherzog Generalissimus abgeschickt wissen. Ich konnte die Niedergeschlagenheit, die ich hievon empfand, nicht verhehlen; in meinem Unmuthe muß ich mich ganz verzweiflungsvoll, und den Wunsch, wieder fortzugehen, sehr heftig ausgedrückt haben, denn der Hauptmann von Marais eröffnete mir mit großer Theilnahme, wenn dies mein Ernst sei, so könne mir vielleicht noch geholfen werden, er zweifle, daß ich höheren Ortes schon gemeldet sei, und so könne der Oberst wahrscheinlich noch ohne fremdes Zuthun mich entlassen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, zu dem Herzoge von Braunschweig-Oels zu gehen, von dessen Unternehmungen die Rede war, oder zu dem Major von Nostitz, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gewesenem Adjutanten, der an der Gränze von

Bayer. Staats-Bibliothek MÜNCHEN

Franken eine Freischaar sammelte; von diesen Beiden sagte man laut, sie würden keinen Frieden machen, sondern lieber wie Schill auf eigne Hand zu Grunde gehen. Es war aber zu spät; bereits in die Listen eingetragen, hätte ich ein förmliches Abschiedsgesuch einreichen müssen, was während der Kriegszeit unthunlich war. Der Oberst, dem ich meine Unruhe nur im Allgemeinen, nicht aber in ihren besondern Gründen zeigen mochte, wußte nicht, was er von mir denken sollte; über die Waffenruhe und den Friedensanschein aber, die ich verwünschte, suchte er mich zu trösten, und meinte, mit jedem Tage könne sich das ändern, worüber niemand froher sein würde, als er selbst. Ich blieb also einstweilen wo ich war.

Die schlimmste Prüfung war in der That schon überstanden. Nach einem heißen, langweiligen, verzehrenden Tag, der nur eben solchen wieder erwarten ließ, erscholl am 30. Juni Abends plötzlich von der Donau her Kanonendonner, dem Gemüth eine labende Erfrischung! Eine Parthei Franzosen, so vernahm man bald, waren von der Lobau mittelst Kähnen auf eine kleine Aue, die Mühleninsel genannt, übergegangen, die sich nur noch durch einen schmalen Arm von dem linken Donauufer scheidet; sie legten eine Brücke auf dieses Ufer herüber und beschützten dieselbe durch einen kleinen Vorwall; unsre Batterien bei Eßlingen wollten dem Feinde diese Ausbreitung nicht gestatten und seine nächsten Kanonen auf der Lobau feuerten nun ebenfalls. Die Unterhandlungen, hieß es, seien abgebrochen, der Kaiser Napoleon habe seine Truppen zusammengezogen, um neuerdings mit ganzer Macht überzugehen und eine

Schlacht zu liefern. Die Beharrlichkeit des Erzherzogs Generalissimus in seiner Stellung mußte sich hiedurch gerechtfertigt zeigen, da der Feind keine bessere Gegend für seinen Versuch wußte, als diese gegen ihn vorbereitete und vertheidigte. Mit einbrechender Nacht sahen wir in der vor uns liegenden Ebene die Alarmstangen brennen, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Der Kanonendonner verstummte zwar nach einiger Zeit, allein um 1 Uhr Nachts erhielten die auf der Anhöhe bei Wagram lagernden Regimenter den Befehl, in der Stille anzutreten, und rückten schweigend etwa anderthalb Stunden gegen die Donau hinab; der erste, zweite und dritte Heertheil lagerten daselbst zwischen Breitenlee und Stadt-Enzersdorf, der vierte Heertheil stellte sich bei Wittau, die Reiterei bei Rasdorf; jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind angreifen würde; das Kanoniren erneuerte sich von Zeit zu Zeit; allein die Franzosen rückten nicht vor, sondern begnügten sich, ihre begonnene Brückenschanze zu vollenden. Der Erzherzog begab sich zuerst nach Rasdorf, sodann nach Stadt-Enzersdorf, und bestieg den dortigen Thurm, um die Anstalten des Feindes zu überschauen, darauf nahm er sein Hauptquartier iu Breitenlee. Indeß mußte bald klar werden, daß die Anstalten an dieser Stelle für einen ernstlichen Uebergang zu unbedeutend blieben; es war offenbar, daß der Feind hier nur die Aufmerksamkeit beschäftigen wolle, und daß er seinen wahren Uebergang entweder oberhalb bei Nußdorf, oder unterhalb in der Gegend von Ort vorhabe, wobei das österreichische Heer in seiner jetzigen Stellung sogleich die rechte oder linke Flanke bloßgeben würde; daher schien es vortheilhafter,

bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind wählen werde, die rückwärtige Stellung wieder einzunehmen, aus welcher man frei und leicht nach jeder nöthigen Richtung hervorbrechen könne. Diesem Rathschlusse zufolge erhielten wir am 3. Juli Mittags unvermuthet Befehl, wieder in unsre vorige Stellung bei Wagram zurückzukehren. Dieser Vor- und Rückmarsch ist in dem österreichischen Bericht unerwähnt geblieben, und doch war die Vorwärtsbewegung nicht gleichgültig; sie erlegte dem Feinde gleichsam eine Schlacht in ähnlichen Verhältnissen wie die von Aspern auf, während unser Rückmarsch ihm statt jener Enge die erwünschtere Ausdehnung freigab, in welcher die Schlacht von Wagram möglich wurde. Da diese verloren ging, so konnte man nachher bedauern, zu ihrer Entwickelung den Raum gegeben zu haben, den man, wie es schien, gleich anfangs versagen, wenigstens mit Vortheil streitig machen konnte, wenn man näher an der Donau den Kampf aufnahm.

Der Anschein, als solle das Leben der vorigen Tage, ohne andern Inhalt als Sonnenbrand und Staubwolken, auf's Neue fortgehen, dauerte diesmal nicht lange. Von den Absichten des Feindes hatte man keine zuverlässige Kenntniß, nur unsichere Vermuthungen, doch deuteten alle seine Anstalten auf irgend ein großes Unternehmen. Die Befestigungen der Lobau, die Herstellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwischen der großen und den kleinern Inseln, die fortgesetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schiffen, die Instandsetzung der Wege auf der Lobau, die Anfuhr von Geschütz und Pulverwagen, alles dies

konnte nicht verborgen bleiben, am entscheidendsten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern Donau sich hierherzogen; unter andern sah man vom Bisamberge aus am 2. Juli das sogenannte italiänische Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generalissimus beschloß, das Unternehmen des Feindes zu zerrütten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen und ihm den Rückhalt zu verderben, den die Lobau darbot. Die österreichischen Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit seiner Hauptstärke aus dem Brückenkopfe von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau hervorzubrechen; jetzt wurde diesem am 4. Juli um 7 Uhr Abends der Befehl gesandt, seine Truppen wieder auf das linke Ufer herüberzuziehen, und zugleich bis Marcheck vorzurücken, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein kräftiges Eingreifen angeordnet. Am 4. Juli Abends erhielten wir die Weisung, wenn in der Nacht kanonirt würde, bis Tagesanbruch in Ruhe zu bleiben, dann aber marschfertig zu sein. Wirklich begann, sobald es dunkel geworden, vor uns an der Donau ein heftiges Geschützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbahnen der Bomben und Granaten; fast zwei Stunden dauerte der Wetteifer von beiden Seiten, denn die Franzosen hatten fast gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf der Lobau zu zerstören dachten, die Zerstörung der unsrigen und die Einäscherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das österreichische Geschütz vermochte

wenig gegen die starken Werke der Lobau; die französische Mannschaft auf der Mühlau, welche als vermuthlicher Uebergangspunkt am heftigsten beschossen wurde, legte sich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte sich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in seinem Zwecke lag zusammenhängendere Absicht und stärkerer Nachdruck; sein Geschütz war zahlreicher und wirksamer; in kurzer Zeit stand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unsre Batterien strebten fruchtlos gegen die feindliche Uebermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt gewesen, verdunkelte sich der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken, der Regen strömte nieder, die Flammen minderten sich, das Geschütz feuerte seltner und verstummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, wüthete nun über das weite Marchfeld, das von dem Gekrach des Donners erbebte, und im Brausen der Regenfluthen und dem Geheul des Windes so ertoste, daß daneben auch das Geschütz hätte verhallen müssen.

Den Feind, dessen Vorsatz fest und reif und dessen Hülfsmittel bereit waren, mußte diese Sturmnacht äußerst begünstigen. Er hatte die neben der Lobau stromabwärts auf dem linken Ufer über Mühlleithen und Wittau sich erstreckende Fläche zum ersten Antritt seines Ueberganges ersehen, wo seine Truppen ungehindert Fuß fassen und im Angesichte des Brandes von Stadt-Enzersdorf sich rechtshin ungehindert entwickeln konnten. Diese Richtung hatte man österreichischerseits am wenigstens möglich erachtet; sie war kühn und gefahrvoll, besonders wenn der vierte österreichische

Heertheil bei Wittau stehen blieb, oder sogleich wieder dorthin vorrückte; es gehörte zu ihrem Erfolge die ganze Meisterschaft der gründlichen Anordnungen und zutreffenden Berechnungen Napoleon's, die sichere Ausführung aller seiner Befehle durch eben so strenge als geschickte Werkzeuge, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch seinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick schon überstanden zu haben, bevor der Gegner ihn benutzen könnte. Schon um zehn Uhr Abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux übersetzen; sie wurden von dem Obersten Baste mit 10 Kanonierschaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beschützte. Die österreichischen Vorposten zogen sich aus den Schanzen, welche sie hier aufgeworfen und mit einigen Feldstücken besetzt hatten, ohne Verlust zurück, und der Feind konnte sich vor Mühlleiten auf der Schusterwiese und dem Hanselgrunde festsetzen. Gleichzeitig war der Oberst Sainte-Croix, Adjutant des Marschalls Massena, mit 2500 Mann übergeschifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile 6 Brücken geschlagen, zu denen alle Geräthschaft fertig gehalten war. In raschem Laufe zog zuerst das Fußvolk des Marschalls Massena, nebenan dessen Reiterei und Geschütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marschalls Davoust, des Generals Oudinot; still und geordnet nahmen sie ihre vorherbestimmten Stellungen. Um 3 Uhr Morgens standen mehr als 40,000 Mann zusammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligst nachrückten; erst um Mittag trafen die letzten ein, während die vordersten schon im

vollen Gefecht und Vormarsch waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im ersten Treffen als linker Flügel, zunächst der Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marschall Massena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marschall Davoust; hinter diesem, als zweites Treffen, die Truppen des Marschalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiänische Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marschalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Kürassiere. Die ganze Streitmacht Napoleon's betrug hier mehr als 160,000 Mann, worunter 15,000 Mann Reiterei nebst 600 Kanonen. Uebergang und Aufstellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erste Morgenfrühe des 5. Juli beleuchtete dieses gelungene Ergebniß; der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, die Sonne versprach einen heitern Tag, und nach vier Uhr erhob sich mit erneuter Gewalt der Donner des Geschützes. Neue Rauchsäulen stiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marschall Massena ließ durch seine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberst Sainte-Croix endlich wegnahm; eben so wurde das Schloß Sachsengang zwischen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerstand erobert. Ein Theil der österreichischen Vortruppen unter dem General von Nordmann

bedrohte, über Rutzendorf anrückend, noch einen Augenblick die rechte Flanke der Franzosen, aber der General Dudinot drängte sie bald zurück, und unaufhaltsam entfaltete sich nun die Angriffslinie Napoleon's, überall durch zahlreiches vorangehendes Geschütz bezeichnet. Der Marschall Davoust drängte die österreichischen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neusiedel heran, seine äußerste Rechte durch zwei Dragonerdivisionen unter den Generalen Grouchy und Pully so wie durch eine Division leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marschall Bernadotte wandte sich gegen Pysdorf und Rasdorf; der Marschall Massena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er sich an der Donau, und besetzte, nach Maßgabe, daß sie geräumt wurden, die österreichischen Verschanzungen von Eßlingen und Aspern. Die Verschanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; sie wurden nur langsam verlassen, und sogar die schwersten Geschütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generalissimus hatte den raschen und unter Begünstigung der stürmischen Nacht so glücklich gelungenen Uebergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, sondern sich auch schon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günstig geordnet; ihre sämmtlichen Heertheile waren in zusammenhängender Bewegung, überall wechselseitiger Unterstützung fähig und versichert; die österreichischen Heertheile aber standen noch viel zu weit auseinander, als daß sie dem so rasch entwickelten Feinde

gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Gesammtstärke der Oesterreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebst 410 Stück Feldgeschütz; die Truppen waren in nachfolgender Weise eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarschalllieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau gestanden, weiter hinauf lehnte sich an den Strom rechts der sechste Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Klenau, welcher den Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr unzufrieden war, in dieser Befehlführung abgelöst hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen die Umgegend des Bisamberges besetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von sämmtlichen Regimentern zusammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarschalllieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Masse der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürsten von Liechtenstein; ferner bei Wagram der erste Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derselben Richtung angeschlossen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-Neusiedel unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Rosenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebst der Reiterei zur Hand gewesen, die Grenadiere nicht sogleich, und die beiden Heertheile am Bisamberge standen noch fast

zwei Meilen entfernt. Unter diesen Umständen sah sich der Erzherzog Generalissimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, sondern erst weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der Franzosen zur Zusammenziehung seiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwischen Sammersdorf und Markgrafen-Neusiedel einnahm, den ersten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke selbst anzugreifen, sich vorzugsweise auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von seiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptschlag zu thun. In diesem Sinne traf er alle Anordnugen. Die Vortruppen hatten den Befehl, so wie auch die längs der Donau vorgeschobenen Abtheilungen des sechsten Heertheils, sich fechtend zurückzuziehen, und sich, jene dem linken Flügel, diese dem rechten der Hauptstellung anzuschließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hierdurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zusammenzuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entsendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, besonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch sie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5. Juli früh Morgens nach Preßburg ein neuer Befehl gesandt, mit allen dortigen Truppen ungesäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marschiren, und in Gemeinschaft mit dem linken Flügel des Heeres an der Schlacht Theil zu nehmen. Derselbe Befehl

wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Besorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und seitwärts blosgegeben war, bis zur entscheidenden Stunde einen schweren Stand haben könnte, das Herbeikommen frischer Truppen auf dieser Seite noch besonders zu beschleunigen fand. Der am 4. Juli Abends nach Preßburg abgesandte Kourier war am 5. früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab sich, daß zwar am selbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten seien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6. auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenstehe. Bis dahin jedoch schien der Kampf sich leicht und gewiß ausdehnen und schwebend erhalten zu müssen, da so große Kräfte in so weiten Räumen sich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürsten von Liechtenstein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo sie lange Zeit das immer wachsende Kanonenfeuer des Feindes aushielt, welches endlich so mörderisch wurde, daß das Kürassierregiment Hohenzollern bald den sechsten Theil seiner Leute und Pferde verloren hatte, und durch Tod und Verwundung der ältern Offiziere ein junger Preuße Gustav von Barnekow, der nur eben erst als Rittmeister eingetreten war, die Führung des Regiments nächst dem Obersten überkam, wobei er sich persönlich durch Muth im Handgemenge unter den Augen des Erzherzogs so hervorthat, daß dieser ihn laut belobte, und sagte: „Barnekow hat wie ein Löwe gefochten!“ Gegen Mittag bestand diese Reiterei ein lebhaftes Gefecht mit dem

über Rutzendorf andringenden Heertheil des Marschalls Bernadotte, und warf die sächsische Reiterei desselben mehrmals zurück; in diesem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, österreichische Kürassiere und sächsische Dragoner, welche beide von demselben Inhaber, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, den Namen führten. Die österreichische Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geschütz weichen. Sein Hauptabsehen hatte der Kaiser Napoleon auf die Stellung von Wagram selbst und auf den linken Flügel der Oesterreicher gerichtet, dessen äußerste Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neusiedel bezeichnet wurde. Oesterreichischerseits erkannte man die Richtung sehr wohl, besetzte die Anhöhe jenes Thurmes mit einer Batterie, und wollte sogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarsch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleon's rechter Flügel Glinzendorf erreicht; seine Mitte stand in Rasdorf; am wenigsten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aspern besetzt. Immer stärkere Batterien fuhren auf, immer größere Truppenmassen kamen in's Gefecht, die ganze Linie stand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unsrer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauspiele zugesehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns sauste von Kanonenkugeln, die man uns verschwenderisch zuschickte, und bald krachten antwortend auch unsre Batterien. Das Fußvolk erhielt Befehl, sich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen

anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, so stellten die Regimenter sich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generalissimus sprengte mit seinem Stabe vorüber und hielt dann vor unsrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebene nieder, wo die feindliche Linie stets näher rückte, man sah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in seinem Berufe als Feldherr lebte; der Entscheidungskampf schien seinem ganzen Wesen ein nachdrücklicheres Ansehen zu verleihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um sich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuversicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer seiner Adjutanten rasch zurück, und rief: „Freiwillige vor!" Sogleich war fast die ganze Kompagnie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächste Batterie des Feindes zu stürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geschrei eilten wir den Abhang hinab; da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir sollten nur den Rußbach besetzen, dort den Uebergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe sei. In Plänkler aufgelöst, hinter Weidenstämmen und hohem Korn, harrten wir schußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenschüsse und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unsre Gegend richtete. Ueber eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geschützes, das über uns hinwegschoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Uebermacht der Zahl hatte und

wenigstens doppelt so viele Schüsse lieferte, als das unsre, welches doch weit bessere Bedienung hatte, um so mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unser Geschütz batterieweise vereinigt stand, so konnte der Feind sich ihm leichter entziehen, dagegen das seinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgesäet war, und gleichsam anstatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war sein Fußvolk, die Divisionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeschlagen worden.

Der Kaiser Napoleon indeß sah mit Ungeduld den Tag unentschieden hingehen, er glaubte den Hauptschlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umsonst sein Uebergewicht hierher gewendet haben. Rasch ordnete er seine Truppen zum Sturm. Der Marschall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieses Ortes die Mitte der österreichischen Linie zu sprengen. Zwei gedrängte Sturmschaaren sollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der österreichischen Stellung ersteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile schon dicht an unsre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung sich nun ein furchtbares Gewehr-

feuer entspann. Dieser ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eisengeräusches bei Handhabung von mehr als zwanzigtausend Flinten in solcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in diesen ersten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorstellung gemäß, theils sogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichsten Geschützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöse des sogenannten Kleingewehrs, dieser Waffe, durch welche gewöhnlich auch unsre neueren Schlachten zumeist mörderisch werden. Indem dieses Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generalissimus nach Wagram sprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, sondern Fußvolk, welches auf die Höhen stürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geschütz- und Gewehrfeuers begünstigte den Ueberfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geschrei anlaufend, brach zuerst die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der französischen Garden unbemerkt über den Rußbach, sie erschienen plötzlich auf der Höhe und stürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Buresch an der Spitze der Regimenter Zach und Joseph Colloredo sie mit Entschlossenheit empfing, und der Fürst von Hohenzollern das Chevaurlegersregiment Vincent gegen sie anführte. In dem Gefolge dieses tapfern Generals müssen wir den damals neun-

zehnjährigen Husarenlieutenant Joseph von Zedlitz anmerken, der schon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit sich ausgezeichnet hatte, späterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des standhaften Fußvolks erschüttert, durch das ungestüme Einhauen der Reiter übereinander geworfen, war der Feind schnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb sie mit großem Verlust weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Divisionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Divisionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche sie schnell auf die Höhe und grade auf den Zwischenraum des ersten und zweiten Heertheils führte; sie warfen sich gegen den Flügel des ersteren, und begannen denselben aufzurollen. Der französische General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob sich ein scharfer Kampf, man wechselte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unsern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die schwache Linie hätte widerstehen können, sie wurde gesprengt, die äußersten Enden schlugen sich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelsang und ein Theil von Erzherzog Rainer sahen sich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im ersten Anstürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberschenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der

ferneren Vorgänge sein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang sehr groß, und konnte schlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generalissimus, begleitet von seinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grünne und Freiherrn von Wimpfen, eilte selbst herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte sie persönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denselben Eifer; der Oberst Graf zu Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm befehligten Regiments Vogelsang, ermuthigte durch Ruf und Beispiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmschritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Divisionsmassen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürst von Hohenzollern, mit seinen tapfern Chevaurlegers von dem siegreichen Einhauen wiederkehrend und diese zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, säumte nicht, auch diese anzugreifen, und während sie unter den Säbelstreichen blutete, richtete zugleich der Oberlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätschenschüssen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerschmettert, erleiden die Franzosen ungeheuern Verlust; sie sind ohne Geschütz, weil dasselbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch sie wird von dem Fürsten von Hohenzollern, der zu den Chevaurlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Husaren von Hessen-Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur

Trümmer retten sich. Ueberall, wo der Kampf am heißesten, sah man den Erzherzog Generalissimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vogelsang hieb einen Franzosen nieder, der eben auf den Erzherzog ganz nah sein Gewehr abschießen wollte; ein französischer Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zusammengeschossen, als er schon dem Erzherzoge zurief, er solle sich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifschuß, ungeachtet dessen er zu Pferde blieb und seine Aufmerksamkeit auf sein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im österreichischen Heere als General diente, hatte schnell hintereinander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verlust an Todten und Verwundeten. Die Oesterreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, diesen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer desselben Regiments einen französischen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generalissimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zustehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarsch zu schlagen.

Inzwischen hatte auch der Marschall Davoust mit einem Theile seiner Truppen bei Markgrafen-Neusiedel den Rußbach überschritten, und während er die österreichische Stellung aus 40 Kanonen in der Front mit

größtem Nachdruck beschoß, griffen die beiden Divisionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Oesterreicher zu gewinnen suchte. Alle diese Angriffe wurden durch den Fürsten von Rosenberg muthig abgeschlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzosen über den Rußbach zurückweichen; sie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas später, als diese gescheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marschall Bernadotte führte die Sachsen gegen diesen Ort, welchen der Oberst von Oberndorf mit dem Regimente Reuß-Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieser verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderisches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeschlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in unsrer Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieser schauerliche Anblick und der freudige unsres Obersten mit der Fahne in der Hand waren die letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langsam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geschützdonner, allein er entfernte sich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines siegreichen Vorschreitens. Wirk-

lich war das höchst gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleon's, das noch unerschütterte Heer im ersten Anlaufe zu sprengen, gänzlich fehlgeschlagen und in eine theilweise Niederlage ausgegangen. Er konnte seinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beschuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzosen und Sachsen aus Irrthum auf einander geschossen haben sollten, theils die Lässigkeit des Marschalls Bernadotte, dem er ohnehin schon grollte und den er in der Meinung herabsetzen mochte. Jedoch konnte er seinem Glücke noch danken, welches zwar den raschen Sieg ihm heute noch versagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generalissimus hier noch frische Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und seinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, so würde es um das französische Heer schlecht ausgesehen haben; die vier von der Höhe zurückgeschlagenen Divisionen warfen sich auf die rückwärtsstehenden, und rissen sie mit sich fort, die ganze Linie war in größter Verwirrung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiserliche Garde stand bei Rasdorf unerschüttert, und gab einen festen Anhalt, um welchen sich die Truppen wieder sammelten. Die österreichischen Heerestheile aber, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren schon früher festgesetzten Bestimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die gesammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,000 Mann, und von diesen waren starke Abtheilungen einzeln verwendet, andre schon den ganzen Tag im Gefecht gewesen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide

Theile benutzten sie nur, um den Kampf am nächsten Tage mit gerüsteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieser Ereignisse, welche bisher aus unmittelbarem Anschauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine sichre Prüfung und zuverlässige Gestalt um so leichter zu geben war, als für so engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch da, wo er eigentlich schon aufhört, noch gewissermaßen nachwirkt.

Diesmal scheint auf österreichischer Seite der Ueberblick und Entschluß, was nunmehr zu thun sei, schneller und kräftiger gefaßt worden zu sein, als auf französischer, wo der ungünstige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiser Napoleon begnügte sich während der Nacht, seine Truppen bei Rasdorf zuzammenzuziehen, um aus dieser Mitte sie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erst mit Tagesanbruch entschied er sich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generalissimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach gelöschtem Brande in einem der geretteten Häuser wiederum sein Hauptquartier genommen, für die zu erneuernde Schlacht an sämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, bestehend aus dem sechsten und dritten Heertheil und den Grenadieren, sollte sich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau gestützt in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse von Stamersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürsten von Liechtenstein gedeckt. Mit dieser Bewegung im Zusammenhang bestimmte sich das Vorrücken der

Mitte; der erste Heertheil nach Atterkla, links an den Rußbach gestützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch besetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewiesen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beschäftigen, bis der Erzherzog Johann demselben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in seinen Posten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebst einer Batterie auf der Höhe von Stamersdorf aufgestellt. Der sechste und dritte Heertheil sollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erste und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde besonders empfohlen und das unwirksame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlachtordnung des Fußvolks waren Bataillonsmassen, mit Plänklern voran. Diese Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generalissimus bei dem Heere eingeführt, und sie war in der Schlacht bei Aspern durch den größten Erfolg bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu sechs Kompagnieen, stellten diese zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hiedurch gefüllte Vierecke, welche, in großen Zwischenräumen von einander aufgestellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; sie marschirten in dieser Ordnung, schlugen Reiterangriffe zurück, stürmten ihnen sogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht zersprengt; gegen Geschütz waren sie im Nachtheil, doch gab es auch hiergegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von

seiner Verbindung mit der Lobau abzuschneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu versprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entschlusses entsprach leider die Ausführung nicht; schon die Ueberbringung der einzelnen Befehle verzögerte sich in der Dunkelheit der Nacht; für die Truppenbewegung selbst aber wäre bei so großen Räumen ein rascheres Einschreiten nöthig gewesen, als in so kurzen Fristen die gewohnte Ordnung leisten konnte. Neue Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beschleunigung seines Anrückens, wurden am 6. Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiser Napoleon, welcher in dieser Schlacht keineswegs mit so sichrer Ueberlegung und Voraussicht, als man später wollte glauben machen, einen festen Plan verfolgt, sondern mehrmals schwankend nur nach den Umständen des Augenblicks verfahren zu haben scheint, und dabei große Wagnisse beging, dachte am 6. Juli den am vorigen Abend fehlgeschlagenen Versuch zu erneuern, aber mit größerer Vorsicht und Stärke. Er zog deßhalb seine Macht mehr zusammen gegen die Mitte seines Heeres, in die Gegend bei Rasdorf, wo die Gezelte seines Hauptquartiers aufgeschlagen waren und er selbst, an der Spitze seiner Garde, während der weiteren Schlacht, sich aufhalten wollte. Der Marschall Davoust mußte mit dem rechten Flügel sich dieser Mitte nähern, und hinter Großhofen aufstellen, der Marschall Massena mit dem linken Flügel die Donau verlassen, wo nur die Division Boudet bei Aspern zum Schutze der Lobaubrücken stehen blieb, und sich rechts gegen Atterkla heranziehen. Schon waren diese Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Aus-

führung, als unerwartet das Feuer des Geschützes und des Kleingewehrs längs der Linie von Markgrafen-Neusiedel bis Wagram begann und durch sein Näherkommen zeigte, daß die Oesterreicher zum Angriff vorrückten. Napoleon bewunderte diese Kühnheit, und traf seine Anstalten nur desto sorgsamer, um seinem entschlossenen Gegner keine Blöße zu geben. Kein Ungestüm, keine Verwegenheit fand in den nächsten Stunden auf der Seite der Franzosen Statt, sie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewohnte Leitung des Kampfes wieder für sie zu gewinnen war. Ein erneueter Versuch gegen Wagram, wie er wohl im Sinne Napoleon's gelegen haben mag, wäre in diesem Augenblicke schon deßhalb unmöglich gewesen, weil auch auf dieser Seite der Angriff der Oesterreicher im Vortheil war.

Der erste Heertheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generalissimus seinen persönlichen Aufenthalt wählte, hatte das wenigst ferne Ziel für seinen Marsch. Der Rittmeister von Tettenborn machte an der Spitze einer Schwadron von Klenau Chevaurlegers den Vortrab, fand Atterkla von den Sachsen verlassen, die während der Nacht nach Rasdorf abgezogen waren, und besetzte das mit sächsischen Verwundeten angefüllte Dorf. Hierbei nahm er mehrere Offiziere gefangen, darunter einige vom Generalstabe des Marschalls Bernadotte, warf dann die nächsten feindlichen Posten zurück, und schloß darauf dem Regimente sich wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Batterien zu decken, deren Feuer den Feind nöthigte, den rechten Flügel seines an den Rußbach vorgerückten Treffens, die Division Dupas,

gegen Rasdorf zurückzunehmen. Atterkla wurde von Jägern und dem Fußvolk unter dem General Karl von Stutterheim besetzt; der ganze Heertheil rückte zwischen Atterkla und Wagram vor, das erste Treffen in Bataillonsmassen mit gehörigen Zwischenräumen, das zweite hinter demselben in geschlossener Linie. Hier entspann sich der erste Kampf dieses Tages, und weil die andern Heertheile noch im Anrücken waren, so konnte der Feind das ganze Geschützfeuer seiner bei Rasdorf vereinigten Truppen gegen diesen Angriff wenden. Die Oesterreicher kamen daher bald wieder in Nachtheil, da ihr minderes Geschütz gegen entschiedene Uebermacht ringen mußte; dennoch unterhielten sie den Kampf mehrere Stunden hindurch mit fester Standhaftigkeit.

Inzwischen war der vierte Heertheil von den Anhöhen bei Markgrafen-Neusiedel um vier Uhr aufgebrochen, und rückte gegen Großhofen und Glinzendorf vor, um diese beiden Dörfer zu nehmen, welche der Marschall Davoust mit Geschütz und Fußvolk besetzt hielt, während Reiterei in zwei Treffen rückwärts aufmarschirt stand. Der dritte französische Heertheil war eben im Begriff, sich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen die Mitte zu ziehen. Die französischen Plänkler räumten das Feld, und die Oesterreicher, trotz des mörderischen Feuers schon zum Eingange der genannten Dörfer vorgedrungen, rüsteten sich zum Sturm. Der Angriff hielt die Franzosen nun fest; der General Puthod hielt sich mit seiner Division in Großhofen, der General Friant mit der seinen in Glinzendorf, der Marschall Davoust ließ die Division Gudin den Oesterreichern die Flanke bedrohen. Der Kaiser Napoleon eilte in Person

herbei, ihm folgte die schwere Reiterei unter den Generalen Nansouty und Arrighi, und ein Theil der Garde. Während er nun eine furchtbare Reihe Geschütz auffahren und feuern ließ, sandte er zugleich starke Truppenzüge von allen Waffen gegen Loibersdorf, wo sie über den Rußbach gingen und sich auf Ober-Sieben-brunn richteten. Diese Bewegung in seine und des ganzes Heeres Flanke nöthigte den Fürsten von Rosenberg, seine Reiterei, welche den Angriff seines Fußvolks unterstützen sollte, links zurückzuhalten, um jene Umgehung zu beobachten. Der Angriff des österreichischen Fußvolks wurde fortgeführt, doch im Augenblicke, da der Sturm geschehen sollte, traf der Befehl des Erzherzog Generalissimus ein, auf dem linken Flügel innezuhalten, weil die Heertheile des rechten Flügels ihrerseits noch außer dem Gefecht waren, und das des linken Flügels allein, so lange der Feind über seine meisten Kräfte frei verfügen konnte, leicht nachtheilig werden konnte, besonders da von dem Anrücken des Erzherzogs Johann noch nichts zu vernehmen war. Dieses durch keinen örtlichen Nachtheil hier bewirkte, aber im Zusammenhange des Ganzen nöthig erachtete Innehalten war das erste schlimme Zeichen, welches über den Ausgang dieses Tages bedenklich machen konnte. Der Feind ersah darin seinen ersten Vortheil, den zu ergreifen und in seinem ganzen Umfange zu entwickeln er mit rascher Kraft sogleich bereit war. Auf den Höhen von Stamersdorf blinkten die Bajonette der österreichischen Heertheile, welche gegen den französischen linken Flügel heranzogen, allein ihr Gefecht hatte noch nicht begonnen, und der Kaiser Napoleon glaubte, daß ihm

nun Zeit bleiben würde, den linken Flügel der Oesterreicher zu schlagen, bevor sein rechter in Gefahr käme, und er sah sich stark genug, den letztern, ehe er überwältigt würde, noch immer aus seiner Mittelstellung zu rechter Zeit zu unterstützen. Er ließ dem Marschall Davoust die Küraſſiere von Arrighi, befahl ihm den Angriff gegen Markgrafen-Neusiedel nachdrücklich fortzusetzen, und kehrte nach Rasdorf zurück. Die übrigen nach dem rechten Flügel in Bewegung gesetzten Gardetruppen erhielten den Befehl, gleichfalls in die Stellung bei Rasdorf zurückzumarschiren. Indeß behielt der Marschall Davoust nun Truppen genug, um starke Abtheilungen immerfort rechts auszudehnen und in die linke Flanke der Oesterreicher mehr und mehr vorzudringen. Besonders wurde das französische Geschütz immer zahlreicher und zertrümmerte durch sein furchtbares Feuer einige der Batterien gegenüber. Der österreichische linke Flügel mußte fortan auf bloße Vertheidigung beschränkt bleiben.

Die Grenadiere von Säuring, über Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorrückend, erschienen nunmehr mit Bataillonsmassen in zwei Treffen auf dem Kampfplatze; die Reiterei stellte sich zur Unterstützung des ersten und dritten Heertheils in beider Flanken und Rücken auf. Endlich eröffnete auch der sechste Heertheil zwischen Breitenlee und Hirschstätten seinen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen; ihr zahlreiches Fußvolk stand bei Aspern, die Auen zwischen Aspern und Stadelau waren mit Plänklern angefüllt; hier aber war das österreichische Geschütz überlegen und erschütterte den Feind durch wirksames Feuer, dem bald ein allge-

meines Anstürmen folgte; der General Freiherr August von Vecsey drang in die Auen ein und reinigte sie von den feindlichen Plänklern, der Major Michailowich an der Spitze des St. Georger Bataillons rückte im Sturmschritt durch Aspern in die linke Flanke des Feindes, während in dessen rechte der General Graf von Wallmoden mit dem Husarenregimente Liechtenstein einbrach, ihm viele Leute tödtete und neun Kanonen eroberte, worauf die Franzosen theils bei Aspern vorbei in die Mühlau, theils über Eßlingen nach Stadt-Enzersdorf zurückwichen und viele Gefangene verloren. Der Graf von Klenau besetzte hierauf Aspern und Eßlingen, wie auch die Verschanzungen innerhalb dieses Bereiches wieder. In Bataillonsmassen zwischen Aspern und Breitenlee aufgestellt, harrten die Truppen sodann der weiteren Vorgänge, welche zu ihrer Linken aus dem Kampfe der Mitte sich ergeben mußten. Es war bereits zehn Uhr Vormittags, und inzwischen die Schlacht auf den andern Punkten ununterbrochen fortgeführt worden.

Der dritte Heertheil, bei Gerasdorf in zwei Treffen aufmarschirt, war mittlerweile über Süßenbrunn vorgerückt, und stützte sich rechts auf Breitenlee, welches Dorf drei Bataillons besetzten. Mit großer Kühnheit rückte der Feldzeugmeister Graf von Kolowrat, indem er seinen linken Flügel versagte und sich auf den des Feindes warf, gegen die feindliche Hauptstellung bei Rasdorf im Sturmschritt an, drang bis zum neuen Wirthshause vor, und war eine Zeit lang im Vortheil, konnte diesen aber nicht behaupten, sondern mußte seinen rechten Flügel wieder auf Breitenlee zurückziehen.

Der Kaiser Napoleon hatte im Galopp die ganze

Ausdehnung seiner Linie beritten, sich den Truppen gezeigt, sie angefeuert, ihren begeisternden Zuruf empfangen. Gegenüber von Atterkla traf er den Marschall Massena, der eben mit drei Divisionen ankam, er selbst im Wagen fahrend, weil er gestürzt war und kein Pferd besteigen konnte. Napoleon umarmte ihn, befahl ihm Atterkla ungesäumt anzugreifen, und sprengte nach Rasdorf zurück, um zu sehen, was bei den Heertheilen des Vicekönigs Eugen und des Generals Oudinot vorginge. Er gab unausgesetzt Befehle und ordnete die Bewegungen an, welche den Stand entscheiden sollten; noch immer ließ er Truppen gegen Markgrafen-Neusiedel ziehen und die dortige Umgehung der österreichischen linken Flanke eifrig fortsetzen; er hielt sich für stark genug, beide Angriffe, den gegen den linken Flügel und den gegen die Mitte, gleichzeitig auszuführen. Der nächste und dringendste Zweck war allereings, durch die Wegnahme von Atterkla seine Mitte sicherzustellen, welche der ungestüme und nachtheilige Andrang der Oesterreicher zu gefährden anfing.

In der Ebene vor Rasdorf, gegen Atterkla und Breitenlee, ließ der Marschall Massena nunmehr eine starke Linie französischer Reiterei aufmarschiren, und unmittelbar darauf führt er selbst, weil ihm der General Carra Saint-Cyr mit seiner Division nicht rasch genug vordringt, zwei gedrängte Schaaren Fußvolk rechts und links gegen Atterkla stürmend an; nicht das heftige Gewehrfeuer der österreichischen Grenadiere noch der mörderische Kartätschenhagel des Geschützes hemmt diese unerschrockenen Truppen, bei jedem Schritt werden ihre Reihen gelichtet, aber sie stürmen unaufhaltsam vor-

wärts. Schon war Atterkla von ihnen erobert, und die österreichischen Bataillone wichen bestürzt dem ungestümen Anfall, der plötzlich über sie kam und den Feind schon in ihre Linie eingedrungen zeigte. Die Gefahr war groß, und der Sieg auf diesem Punkte konnte den des ganzen Tages nach sich ziehen; die Franzosen glaubten ihn schon gewiß, warfen sich in die Zwischenräume der Massen, die sie abzuschneiden und aufzulösen dachten. Allein jetzt wurde die Unordnung, in welche das Vordringen sie selber brachte, auch ihnen verderblich. Der Erzherzog Generalissimus, der General Graf von Bellegarde, die andern Generale und Stabsoffiziere, von denen der Oberst Freiherr von Zechmeister verwundet wurde, stellten durch Beispiel, Zuruf nnd Anordnung die erschütterten Truppen wieder her, überzeugten sie von der Kraft ihres gedrängten Zusammenhaltens, und führten die ermuthigten Massen nun mit gefälltem Bajonet auf den Feind zurück. Dieser vermochte seine auseinander gekommenen Schaaren nicht so schnell wieder zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und in ungeordnetem Haufen, bevor er Atterkla erreichte, großentheils niedergemacht; zwei französische Regimenter, das vierundzwanzigste und das vierte, wurden hier fast aufgerieben, mehr als 1000 Mann fielen, 500 wurden gefangen und vier Fahnen erobert. Ein Bataillon von Kolowrat, von dem Major Haberein geführt, und drei Grenadierbataillone Scoveaux, Putheany und Brzezinsky, stürmten hierauf Atterkla und bemächtigten sich nach hartem Kampf auch dieses Dorfes wieder. Der General Karl von Stutterheim wurde hierbei durch eine Kanonenkugel verwundet, worauf der

Erzherzog Generalissimus die fernere Vertheidigung dieses Ortes seinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, übertrug. Noch mehrmals stürmte der Feind mit frischen Truppen an, um das Dorf wieder zu nehmen, wurde aber jedesmal von den Grenadierbrigaden Merville und Hammer tapfer zurückgeschlagen, verlor viele Todte, mehrere Gefangene und noch zwei Fahnen. Auf österreichischer Seite war gleichfalls der Verlust nicht gering, noch zuletzt wurde der General Merville, nachdem er den wiederholt eingedrungenen Feind zweimal aus dem Dorfe hinausgetrieben, durch eine Flintenkugel verwundet. Die französische Reiterei war während dieses Gefechts aufmarschirt stehen geblieben; eine Division der österreichischen unter dem Fürsten Moritz von Liechtenstein hielt sie durch drohendes Heranrücken auf ihre Flanke in Unthätigkeit; zwei Reiterregimenter, Kronprinz und Rosenberg, hatten das vorwärts Atterkla aufgepflanzte Geschütz gerettet, welches bei dem ersten Andringen des Feindes einen Augenblick verloren schien. Der Kaiser Napoleon sah die verwirrte Flucht seiner Truppen und eilte herbei. Seinen und des Marschalls Massena's vereinten Anstrengungen gelang es, die Ordnung einigermaßen herzustellen; es war Zeit, denn schon wieder wurde neue Kraftentwicklung nöthig, um andrem Andrang zu begegnen.

Die siegreiche Behauptung von Atterkla vereitelte die Hoffnung Napoleon's, in dieser Richtung die österreichische Linie zu sprengen; nicht wissend, daß seine Truppen sich des Dorfes wirklich schon bemächtigt hatten, soll er mehrmals ausgerufen haben: „Wäre ich doch nur einige Minuten im Besitz von Atterkla gewesen!“

Durch die Tapferkeit der Oesterreicher war allerdings eine große Gefahr abgewehrt. Indessen hatte der Stoß des Feindes gegen Atterkla das Vorrücken der österreichischen Linie aufgehalten, die verschiedenen Heertheile schlossen noch nicht in engerem Bogen zusammen, und die Truppen waren nicht zahlreich genug, um den ausgedehnten Raum zu füllen. Die noch übrigen beiden Grenadierbrigaden Murray und Steyrer rückten zwar ebenfalls in die Linie von Atterkla und Breitenlee vor; allein ihre Bataillonsmassen konnten nur das erste Treffen bilden, hinter welchem als zweites sich die Reiterei aufstellen mußte. Der Fürst Johann von Liechtenstein, scharfblickend und wohlentschlossen, wollte deßhalb weiter vordringen und gemeinschaftlich mit dem dritten und sechsten Heertheil die Hauptstellung des Feindes in der Flanke und im Rücken angreifen. Durch den früher bereits erwähnten Abzug des Marschalls Massena von der Donau gegen Rasdorf und Atterkla war dem rechten Flügel des österreichischen Heeres freier Spielraum gegeben. Sein drohendes Vorrücken gefährdete schon die Verbindung Napoleon's mit der Lobau; der dritte und sechste Heertheil brauchten vereinigt nur links einzuschwenken, um in dem Rücken des französischen Heeres zu stehen und dasselbe zwischen zwei Feuer zu bringen.

Dieser Bedrängniß weiß der Kaiser nicht nur ungesäumt Hülfe, sondern er benutzt sie, um einen großen Schlag zu thun. Er zieht aus seiner Mitte beträchtliche Streitkräfte heran und ordnet sie zum Angriff; der Marschall Massena läßt seine Divisionen links gegen Neu-Wirthshaus abmarschiren, dem österreichischen dritten

Heertheil entgegen, an seine Stelle rückt mit drei andern Divisionen der General Macdonald, der Vicekönig Eugen und die Garden folgen zur Unterstützung. Furchtbares Geschützfeuer eröffnet die Bahn. Der Marschall Bessières führt sechs schwere Reiterregimenter der Garde zum Angriff, Napoleon ermuntert jedes durch kräftigen Zuruf und ermahnt sie, ihre Waffen nicht zum Hauen, sondern zum Stechen zu gebrauchen; sie stürzen gegen den Punkt hin, wo die österreichischen Grenadiere und der dritte Heertheil noch nicht vollkommen zusammenschließen. Der Fürst Johann von Liechtenstein läßt seinen rechten Flügel wieder gegen Süßenbrunn zurückweichen, wodurch dem Feind ein Spielraum eröffnet wird, welchen das Feuer der Grenadiere und das des dritten Heertheils gleicherweise bestreicht. Hinter und neben der französischen Reiterei hat sich auch Fußvolk zum Sturm gestellt, die gedrängten Schaaren achten des kreuzenden Feuers nicht, dringen muthig vor, und greifen die Bataillonsmassen Georgi und Frisch mit dem Bajonet an. Diese halten standhaft aus und strecken den mehrmals herandringenden Feind auf hundert Schritt mit einem mörderischen Gewehrfeuer nieder, während die Grenadierbataillone Porter und Leiningen eben so die feindliche Reiterei durch muthiges Entgegengehen abweisen und zurückwerfen. Eine feindliche Schaar gelangt bis an die Bajonete des Bataillons Georgi, und verliert daselbst seinen Anführer, der vom Pferde gerissen und gefangen wird, und in der österreichischen Masse noch zwei Angriffe seiner Reiter und ein unaufhörliches Kanonenfeuer aushalten muß. Der Oberstlieutenant Graf von Leiningen nimmt persönlich vor der

Fronte seines Bataillons einen französischen Stabsoffizier gefangen.

Allein der Kaiser Napoleon hatte bereits einen neuen Rückhalt herangezogen. „Das Geschütz der Garde soll vorrücken", rief er, und 60 Kanonen, befehligt von den Obersten Drouot und Daboville, werden von jenseits Rasdorf herbeigeholt, 40 andre schließen sich an, sie fahren im schrecklichsten Feuer der Oesterreicher auf halbe Schußweite auf, und aus diesen 100 Stücken, deren Reihe fast eine Viertelmeile einnimmt, sprüht ein Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätschen, wie niemand einen ähnlichen erlebt zu haben meint; die Massen der Oesterreicher werden gelichtet, ihr Geschütz zusammengeschossen; mehrere Baitaillone stürmen wiederholt in dieses mörderische Feuer, sie suchen die französischen Kanonen wegzunehmen, aber Kartätschenhagel streckt sie nieder, wirft sie zurück; doch leiden auch die Franzosen großen Verlust, sie büßen einen Theil ihrer Kanoniere, ihrer Bespannung ein.

Der Kaiser Napoleon hatte den Marschall Massena linkshin zurückgewendet, hielt jedoch dessen weitere Bewegung noch fest. Er selbst verweilte zwischen Rasdorf und Atterkla im stärksten Kanonenfeuer unbeweglich, mit scharfem Auge alles beachtend und anordnend. Durch den mehrmaligen Wechsel der Truppen war die Schlachtordnung seiner Mitte mehrmals gestört worden, er stellte sie durch Aufreihung neuer Truppen her. Inzwischen kamen Meldungen von Massena, der rechte Flügel der Oesterreicher gewinne noch immer Boden, die Division Boudet sei auf die Lobau zurückgeworfen und habe ihr Geschütz verloren, die Oesterreicher seien

der Brücke nah, ihr Geschütz feure schon im Rücken des französischen Heeres. Napoleon hatte bisher alles ruhig vernommen und nichts erwiedert, sondern nur den Blick mehrmals forschend auf die Gegend von Markgrafen-Neusiedel gerichtet. Als er wahrnahm, daß der Marschall Davoust die Höhe dort gewonnen und sein Geschütz die Flanke der Oesterreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt ist es Zeit!“ und sandte dem Marschall Massena den Befehl zum Angriff des österreichischen rechten Flügels, er selbst ordnet die Divisionen Lamarque und Broussier, denen andre folgen, und wendet diese Schaaren unter der Anführung des Generals Macdonald neben Atterkla vorüber gegen Süßenbrunn, auf den österreichischen dritten Heertheil, dessen linken Flügel der erste Stoß trifft. Der Erzherzog Generalissimus ist auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfre General Vukassovich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein seine Truppen lassen sich nicht erschüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und Lilienberg dringen in die linke Flanke des Feindes, dessen geschwächte Schaaren kaum noch widerstehen. Napoleon läßt sein Fußvolk durch die Küraſſiere des Generals Nansouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterstützen, allein sie werden durch Kartätschen zurückgeschmettert. Darauf rücken die französische Division Serras und die baierische Division Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden Seiten von Macdonald, um diesem Luft zu machen, wenden sich die Divisionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, diese auf

Breitenlee. Das Gefecht hartnäckig und mörderisch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Oesterreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter diesen Ereignissen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Wo die Truppen noch nicht in der Nähe fochten, wie der ganze zweite österreichische Heertheil, der zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgestellt war, oder wo sie theilweise innehielten, wie der sechste österreichische Heertheil bei Aspern, der das Vorrücken der andern abwartete, da standen sie doch unausgesetzt im Bereiche des heftigsten Kanonenfeuers, das von der Donau bis jenseits Markgrafen-Neusiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke schien die Zahl und die Gewalt der Geschütze sich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des österreichischen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die französischen Truppen, welche bei Loibersdorf über den Rußbach gegangen waren, bei Ober-Siebenbrunn die Beobachtungs-Reiterei des Generals von Frelich vertrieben, und standen dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche sie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürst von Rosenberg gegen diese Umgehung zwei seiner Regimenter eine Flankenstellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmassen zusammenrücken ließ, zogen drei andre feindliche Treffen von Ober-Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor ihrer Front eine lange Reihe von Geschütz, welches feuernd näher kam; der Erzherzog Ge-

neralissimus war persönlich hierher geeilt und leitete das Gefecht. Er befahl dem Kürassierregimente Hohenzollern, auf das feindliche Fußvolk einzuhauen und dasselbe zurückzuwerfen; allein die Unmöglichkeit des Gelingens einsehend und noch dringendere Gefahr von der feindlichen Reiterei wahrnehmend, welche mehr und mehr die linke Flanke gewann, richtete er den Angriff der Kürassiere dorthin, und sprengte zu der Linie der Fußvölker, wo seine Gegenwart nöthig schien. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neusiedel wurden tapfer abgewehrt. Endlich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die ihm gemeldete Gefahr seines rechten Flügels wieder abgerufen worden, hatten die ermüdeten Truppen der Uebermacht weichen müssen und das Dorf den Franzosen überlassen. Der tapfre General Freiherr Peter von Vecsey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichst hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erscheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andre Wendung geben. Schon war zu fürchten, diese Truppen würden zu spät eintreffen, allein so lange ihr Eintreffen noch möglich schien, mußte die Stellung mit angestrengter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen rechtshin und suchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da hierdurch dem zweiten Heertheile bei Baumersdorf nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürst von Hohenzollern also für seine Front nicht besorgt sein durfte, wohl aber den vierten Heertheil hart bedrängt sah, so sandte er diesem aus eignem Antriebe 5 Bataillone und 4 Schwadronen Verstärkung; das Gefecht wurde durch deren allmähliges Eintreffen auf

der äußersten linken Flanke, die sie verlängern halfen, wohlzeitig erfrischt, jedoch in seinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war schon zu groß. Der Marschall Davoust hatte ein Drittheil der ganzen französischen Heeresstärke hier beisammen. Die österreichischen Truppen waren alle schon im Kampfe, kein Rückhalt stand zu schneller Aushülfe bereit, während die bei Rasdorf aufgestellte feindliche Truppenmasse unerschöpflich nach jeder Richtung immerfort Verstärkungen aussandte. Der General Dudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Oesterreicher sah sich neuerdings angegriffen. Der hitzigste Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neusiedel unterhalten. In sechs geschlossenen Massen, zahlreiches Geschütz vor und neben sich führend, von Plänklerschwärmen umgeben, drangen die feindlichen Divisionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturm heran, während die Divisionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die österreichische Reiterei unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Nostitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Obersten Sardagna und Prinzen von Koburg, den eine Kugel verwundete, warf sich wiederholt den Angreifenden entgegen, sie schlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein sie war zu schwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarschalllieutenant von Nordmann sich gestellt hatte, hielt gegen die beiden ersten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieser tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche

Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erschütterte Truppe nicht länger widerstehen und der Feind gewann mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Division Morand den Thurm von Markgrafen-Neusiedel an und setzte sich in demselben fest. Bei diesem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar schon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17. Linienregiments, Oberst Oudet, tödtlich getroffen, von dessen Zauber der Persönlichkeit uns Nodier so wunderbare Dinge meldet. Noch hielten sich die österreichischen Bataillonsmassen auf dem rechten Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarschalllieutenants Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, der hier durch eine Kartätschenkugel verwundet wurde, schlugen sie mehrere Angriffe standhaft zurück. Der Fürst von Rosenberg wollte sogar dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Versuch aufgeben, da ein kreuzendes Kartätschenfeuer seine Leute niederschmetterte und das Uebergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erschien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu harren noch zu rechnen, der letzte günstige Augenblick, wo das unerwartete Erscheinen frischer Truppen im Rücken des Feindes entscheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Oesterreicher hatte bisher gesiegt, die Mitte sich standhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geschlagen, und sein Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entscheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generalissimus dem vierten Heertheil der Befehl, sich zurück-

zuziehen. Nochmals warf die österreichische Reiterei hier die französische von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarsch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdestoweniger unaufhaltsam vor, entwickelte zuletzt 8 Divisionen, und folgte langsam den österreichischen Truppen, die sich in Bataillonsmassen geschlossen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verschanzungen einen festen Anhalt dargeboten, so würde hier der linke Flügel des österreichischen Heeres sich haben stützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verlust zurückschlagen können. Am Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde sie als verspätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen stehen und hielt Bockfließ besetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger stets in gehöriger Ferne zurückgewiesen; bei Bockfließ hielt eine schwache Bataillonsmasse des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis 4 österreichische Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Husaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Husarendivisionen unter dem Feldmarschallieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei diesem Anlaß in dem amtlichen Berichte gesagt wird, daß er die rühmlichsten Beweise seines Eifers und seiner militairischen Talente abgelegt habe, besetzten die Uebergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz

entblößt und bald heftig angegriffen war, besonders aber durch das seitwärts einschmetternde Geschützfeuer litt, ebenfalls seinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungestümer an, und sein verheerendes Kreuzfeuer traf die österreichischen Massen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdorf gegen alle Angriffe, und erst, als er Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts sich gegen Westen wendet, zurückgehen und seine geschlossene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, diesen wollte die feindliche Reiterei benutzen und sprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs besetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewiesen. Alles Geschütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verlust in fester Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des ersten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram stand, folgte dieser Bewegung; die übrigen Truppen dieses Heertheils behaupteten sich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo besonders die auf den linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Fronte und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geschütz beschossen wurde. Erst nach 2 Uhr empfing dieser Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langsam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungestümer nachdrängte, warf der Oberst Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelsang sich im Sturmschritt entgegen, wobei er verwundet wurde,

und hemmte durch diesen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungslust. Der Marsch wurde sodann über Gerasdorf in bester Haltung fortgesetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. s. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklassen, von denen wenige gerettet wurden, als diese Dörfer, zum Theil schon Tags vorher in Brand gerathen und wieder gelöscht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derselben Richtung über Gerasdorf folgten. Der Feind beschoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarschallieutenant d'Aspre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in so guter Verfassung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, stürmten unerwartet die französischen Garden heran, nahmen eine Batterie, und suchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des ersten Heertheils einzubrechen strebte; dieser aber, schnell in Massen geordnet, schlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die österreichische Reiterei sprengte nun herbei, das Kürassierregiment Liechtenstein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevaurlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeister von Gallois des erstern Regiments hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeister von Tettenborn mit seiner Schwadron Chevaurlegers warf die

feindlichen Küraſſiere zurück, und wurde von dem Erz=herzog Generaliſſimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner ſeine Schwadron und ein unter ſeinen Befehl geſtelltes Jägerbataillon zunächſt am Feinde hielt. Der ſechſte Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde ſpäter Aſpern geräumt, und darauf ſeinen Rückzug langſam unter ſtetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgeſetzt. Auch hier wurde der ungeſtüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmaſſen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Huſaren von Kienmayer mit Verluſt zurückgeſchlagen. Der weitere Rückzug geſchah in geordneter und ſchlagfertiger Haltung; dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Oeſterreicher, und alle An=ſtrengung der franzöſiſchen Befehlshaber und ihrer ſelbſt=eifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiſer Napoleon bewunderte die ſtrenge Ordnung der vor ſeinen Augen langſam ſich entfernenden Heertheile, und verſagte dem Erzherzog Generaliſſimus das Lob nicht, welches ein ſo hartnäckiger Widerſtand und eine ſo feſte Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anſtrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle ſeine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenſeits der Donau an ſich gezogen, ſodaß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigſtens 160,000 gefochten hatten. Die Franzoſen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und

Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Lasalle und Duprat, Bessières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Oesterreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, dessen Vortruppen erst Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Sieben-brunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzosen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erscheinung zu begegnen, so rückte der Erzherzog nicht näher heran, sondern ging den Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind gestoßen, der die Bestimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das französische Heer war von dieser Seite dem verderblichsten Ueberfall ausgesetzt. Vergebens bemüht sich der General Pelet, in seinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiser Napoleon habe gleich im Beginn der Schlacht auch diesen Zug in seine Berechnungen aufgenommen, bei seinen Anordnungen berücksichtigt, und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatsachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog ist sein spätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat sich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geistesmuth und die Feldherrngaben dieses Prinzen sind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieser Eigenschaften ihn beschuldigen. Im Allgemeinen muß gesagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmassen im österreichischen Heere nicht immer so leicht und rasch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünscht wurde, und selbst der Erzherzog

Generalissimus hatte während seines obersten Kriegsbefehls, unter welchem das österreichische Heer sich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm diesen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf österreichischer Seite fochten bei Wagram höchstens 100,000 Mann. Von diesen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das französische Bulletin den General von Nordmann einen Verräther schmähte, weil er französischer Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieses Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generalissimus selbst und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geschütz gingen 9 Stück verloren, deren Bespannung getödtet war. „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse dieses Krieges", sagt der österreichische Bericht, „daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte."

Wie wenig der Muth und die Kraft des österreichischen Feldherrn und seines Heeres gebeugt waren, zeigten schon die nächsten Tage. Der Erzherzog hatte seinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, sondern wider alles Erwarten, aber kühn und absichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufstellte, und am 10. und 11. Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil sich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzosen neigte; jedoch hemmte der Abschluß eines Waffenstillstandes die weiteren Feindseligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog,

durch persönliche Verhältnisse bewogen, seinen bisherigen Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensschluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und besonders die Schlachten von Aspern, Wagram und Znaym, ließen in Oesterreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtsein nicht untergehen konnte. Auch den Franzosen blieb dieser Krieg ein Gegenstand ernsten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht von Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutschen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutscher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das österreichische Heer des Jahres 1809. —

Ziftersdorf, den 20 Juli 1809.

„Für euch, geliebte Freunde, will ich zu schreiben versuchen. Habt ihr ein Blatt, das ich hier schon am 9. Juli zu schreiben unternahm, glücklich bekommen, so wißt ihr, wie es mir in der Schlacht ergangen, deren Namen ich damals noch nicht nennen konnte, wißt, daß ich am Leben, aber verwundet bin. Ich konnte das Schreiben nicht lange aushalten, ich sank alsbald wieder zurück, nach jeder Zeile fast, daher alles so kurz. Nun aber fahr' ich fort, ich hoffe mit besserem Gedeihen. O daß ich das Glück hätte, einen von euch bei mir zu haben, mündliches Gespräch mit ihm zu führen! Nun muß doch die Feder noch glücklich genug zur Vermittlung dienen! —

Als ich den Schuß in den Schenkel erhielt, fühlte ich zuerst nur einen harten Schlag, der mich durchfuhr; ich sah aber gleich, indem ich den Rockschoß weghob, zwei Rinnen Blut hervorquillen, die Kugel war durch und durch gegangen. Hier galt aber kein Besinnen, das Regiment, vom Feinde auf dem linken Flügel lebhaft angegriffen, wich dort eilig zurück, und bald war auch der rechte Flügel in die Flucht mit fortgerissen. Ich mußte die letzte Kraft anstrengen, um nicht zurückzubleiben. Zwei Soldaten faßten mich unter den Armen, und halb gehoben, halb auftretend, kam ich bis rückwärts unsrer Lagerhütten. Viele Kanonenkugeln sausten über uns hin, eine so dicht, daß mein einer Führer zu Boden stürzte, unverwundet wie es schien, der andre brachte mich noch etwa hundert Schritte weiter, kehrte dann aber zum Gefecht zurück, das unterdessen wieder zum Stehen gekommen war. Ich konnte allein nicht fort, und stand betrachtend gegen den Kampf gewandt; da war es, wo ich den Obersten zu Pferde mit der Fahne in der Hand die Truppen wieder vorwärts führen sah; ihr Sturmschritt und der aus unsern durch Zufall oder Absicht angezündeten Lagerhütten sich erhebende Vorhang von Rauchwolken entzog jene bald meinen Augen. Rechts und links aber, aus den Dörfern Wagram und Baumersdorf, stiegen bald ebenfalls mächtige Flammen und Rauchsäulen empor, und der Donner des Geschützes hallte mit verstärkter Wuth. Einige Verwundete, die herankamen, konnten mir Hülfe bieten, ein Soldat trug mich sogar eine Strecke, bis wir einen zerschossenen Pulverwagen trafen, der leer zur Reserve fuhr. Auf diesen setzte man mich, und nun

ging's in der Abendkühle langsam fort, eine ganze Schaar Verwundeter schleppte sich mit, bald nahmen Winseln und Klagen überhand, das Schüttern des Wagens verursachte mir großen Schmerz, das Blut, welches anfangs reichlich geflossen war und sich im Stiefel angehäuft hatte, stockte jetzt, und Schenkel und Knie wurden kalt und starr; ich litt, gleich den Andern, an schrecklichem Durst, und auch die Nachtkälte wurde sehr schmerzlich. Ein Wunder war es, daß in der Dunkelheit unvermuthet mein böhmischer Bedienter Lorenz sich zu mir fand, er war leicht an der Hand verwundet, und folgte dem Zuge; nun blieb er fortwährend bei mir. In der Nacht gelangten wir nach Bockfließ, wo ein Wundarzt mich flüchtig besichtigte, und ich bald in tiefen Schlaf sank.

Mit Tagesanbruch weckte mich der Lärm; die Stube, wo ich lag, wimmelte von Verwundeten, so das ganze Haus und selbst die Straße, und alle sollten nun eilig weiter geschafft werden. Der Kanonendonner verkündete schon die Erneuerung der Schlacht. Ich wußte, daß Willisen zuletzt in Bockfließ gestanden, ihn jetzt zu sehen fühlte ich die heftigste Sehnsucht, ich gewann für ansehnliches Geld einen Boten, der ihn zu suchen unternahm, und wirklich hatte ich das Glück, ihn bald vor meinem Lager zu erblicken. Nicht aussprechen kann ich es, welch' ein Trost mir in dieser fremden Welt, in diesem Gewirr geworfener und noch zu werfender Geschickesloose, die Erscheinung des Freundes war, wie er mir in seiner noch unverletzten Waffenfreudigkeit gefiel, wie mir seine Hoffnung, daß noch nichts verloren sei, das Herz bewegte, und mit welcher Innigkeit der Theil-

nahme für einander wir schieden! Denn er konnte mir nur einige Augenblicke schenken, und mußte eiligst wieder zu seiner Truppe, die vielleicht nun auch in die Kampflinie einrückte.

Meine Wunden hatten die ganze Nacht wieder geblutet, ich konnte mich nicht aufrichten, und wurde daher auf dem Strohsack, der mir zum Lager gedient, und den ich nebst einem zerissenen Bettlaken für vieles Geld erkaufte, auf einen Leiterwagen geschoben; ein paar andre Verwundete und mein Bedienter setzten sich mit auf, und so ging's landeinwärts, ich fragte kaum wohin, und überließ mich den Fügungen des Geschicks. Ein heißer Tag stieg herauf, die Sonne schoß glühende Strahlen durch die wolkenlose Bläue, alles schwamm in Lichtglanz, und ich empfand lebhaft, wie ganz andern Zwecken und Aussichten ein solcher Sommertag eröffnet sein könnte, als diejenigen, die sich mir und so vielen Genossen unwiderruflich gestellt! Der Kanonendonner begleitete uns immerfort, schien sich öfters sogar zu nähern, und vorübereilende Versprengte ängstigten uns mit der Gefahr, von dem Feinde noch ereilt zu werden. Aber darum kamen wir nicht schneller fort. Der slowakische Bauer hielt seinen Vorspann in gleichmäßigem Schritt, und überdies riefen wir Verwundete bei jedem Stein, über den das Rad ging, unser klägliches: „Pomali!“ denn jeder Ruck ging durch Mark und Bein! Kein Schatten war im weiten Felde zu sehen, nirgends ein Baum noch Strauch, keine Erquickung erreichbar, als etwa ein schlechter Trunk. Als wir Mittags an einem Orte anlangten, wo wir eine Stunde rasten sollten, hatte die Sonne mir im Gesicht und am Halse Blasen gebrannt;

mein Zustand jammerte den Offizier, der zur Förderung der Fuhren hierher kommandirt war, und er befahl, grüne Zweige über mich zu decken, wozu ein naher Nußbaum, trotz des Einspruchs von Seiten des Eigenthümers, seinen schönsten Schmuck hergeben mußte. Unter dieser schützenden Decke fuhr ich dann weiter, und empfand solche Labung von dem Schatten und dem Anblick und Dufte des kräftigen Laubes, daß ich sogar die Schmerzen der Wunden weniger fühlte, und zeitenweise in angenehme Träumereien versank. Ja ich kann sagen, daß ich in dieser Lage gedichtet, denn mein Gefühl der Dankbarkeit floß in Lobesströme über für den Baum, der mir durch seine Blätter so wohlthätig wurde, und wenn keine Verse und Reime, so ist doch die Stimmung, aus der sie hervorgehen, von daher mir vollkommen erinnerlich. Indeß wurde diese Stimmung leider allzu oft durch den Aufschrei des Schmerzes unterbrochen, den jedes stärkere Anziehen der Pferde oder eine Ungleichheit des Weges verursachte.

In Zistersdorf, einer kleinen Landstadt, wo ein Spital noch von der Schlacht von Aspern her eingerichtet ist, trafen wir mit dem Abend ein, ich wurde aber nicht im Spital, sondern in einem Bürgerhause bei armen Leuten untergebracht, zum erstenmal eigentlich verbunden, durch einen städtischen Wundarzt, den ich rufen ließ, weil von den Militair-Aerzten keiner kam; ich hatte abermals eine leidliche Nacht. Am folgenden Tage jedoch brach das Wundfieber aus, und ich litt vierundzwanzig Stunden die größten Schmerzen, wobei ich mir nicht verhehlte, daß gar leicht eine schlimme Wendung eintreten könnte. Da mein Arzt auf's Land

in die Umgegend abgerufen wurde, so blieb der Verband unerneuert, und die Wunden, bei der großen Hitze schon brandig, forderten dringend entschiedne Hülfe. Die wurde mir denn auch am vierten Tage, man brachte mich in das Spital, wo ich im Erdgeschoß in ein kleines Gemach zu zwei andern Offizieren kam. Nur ein Unterarzt war es, der mich verband, und außer einem ersten Schrecken, den er mir verursachte, hätte kein Generalstabsarzt mich besser besorgen können. Mit dem Schrecken ging es so zu. Ich war bisher der guten Zuversicht, daß der Schenkelknochen nicht zersplittert sei, ich hatte ja noch einigermaßen auftreten können, und dies auch dem Arzte sorglich gesagt; allein als er die Richtung des Schusses erkannt, und die Wunden selbst betrachtet, rief er mit voller Gewißheit, den Kranken vergessend und nur seiner Kenntniß froh, lebhaft aus: „Da ist ohne weiteres der Knochen gesplittert!“ Für mich war das eine Art Todesurtheil, meine ärztliche Kunde sagte mir, daß unter solchen Umständen man für nöthig erachten könne, das Bein abzuschneiden, und daß dies doch wieder so hoch oben fast kaum thunlich sein würde, daß im günstigsten Falle die schmerzvolle und stets bedenkliche Kur sich über sechs, acht und mehr Monate erstrecken könne; da in der andern, von mir bisher gehegten Annahme, kaum so viele Wochen nöthig sein würden. Einstweilen mußte ich wohl dem Ausspruche des Arztes glauben, dem aber doch eine leise Stimme in mir noch immer einige Zweifel entgegensetzte. Nach vielen Tagen, die von jener Vorstellung schlimm verdüstert waren, gab der Arzt endlich zu, daß er sich irren könne, und sagte mir heute fast verdrießlich, ich würde wohl keine sehr

langwierige Kur auszustehen haben! Seine Behandlung übrigens ist vortrefflich, nur die nöthigste Berührung, und so leise und zart als möglich; bloß Kampherwasser wird angewandt, und bei diesem einfachen Mittel schreitet die Heilung bestens vor. Seit einigen Tagen erhol' ich mich merklich, bin muntern Geistes und frischer Hoffnung. Nur darf ich mich nicht regen, und mit Kunst und Mühe hab' ich es dahin gebracht, daß ich mich etwas aufrichten und auf einem vorgelegten Brette schreiben kann; zuerst meinte der Arzt, es sei gradezu toll, daß ich schreiben wolle, da er aber sah, wie heftig mein Wunsch und wie jeden Tag mein Befinden besser sei, so ließ er es endlich zu. Seitdem sind die kurzen Viertelstunden, die ich für euch, geliebte Freunde, an diese Blätter wende, die glücklichsten des Tages, die mich für viele lange Stunden der Oede und Ungeduld trösten müssen."

Der Brief aus Ziftersdorf an die Freunde nach Berlin und Hamburg läßt meine Lage und Stimmung nach der Schlacht hinreichend, und in der Färbung des Augenblickes selbst, erkennen. Ich schrieb noch insbesondre an Rahel, an Fouqué und an meine Schwester, aber die Briefe mußten ihren Weg über Wien suchen, und die Ungewißheit, ob sie ihn finden würden, hemmte den Eifer des Schreibenden. Die Sorge für das Allgemeine war in mir anfangs ungemein rege, so daß ich mein persönliches Geschick daneben kaum beachten wollte, aber sie wurde mit jedem Tage mehr und mehr niedergedrückt und gedämpft, denn alle Nachrichten, wie sparsam

und unsicher auch sie zu uns gelangten, stimmten doch darin schmerzlich überein, daß nach der Schlacht bei Wagram auch eine zweite bei Znaym verloren worden, darauf ein Waffenstillstand eingetreten und jetzt ein Friedensschluß nahe sei, den so schlecht als möglich für uns vorauszusehen wir alle Freiheit hatten. Ja was das Schlimmste war, von allen Seiten wurde der Friede, wie er auch sein möchte, nur eiligst gewünscht und verlangt, die paar Beamten des Ortes, die Bürger, die Geistlichen, die Aerzte, die Offiziere selbst und die Soldaten im Spital, alle drückten einstimmig dieses Begehren und die Zuversicht aus, daß die Erfüllung nahe sei. Für mich war dann in Oesterreich kein Zweck des Bleibens mehr, meine Gedanken schweiften in's Weite, aber zunächst immer nach Berlin, und ich sehnte mich ungeduldig nach Heilung meiner Wunden, um nur bald dorthin zurückzukehren.

Einstweilen aber war ich auf die Geduld des Abwartens hingewiesen, sowohl für meinen eignen Zustand, als für den allgemeinen. An den beiden Offizieren, die dasselbe Gemach mit mir theilten, hatte ich keine Gesellschaft, sie waren zu matt und stumpf, um mittheilend zu sein; der jüngere, kaum fünfzehn Jahr alt, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerschmettert hatte, konnte nicht gerettet werden, da die Abnahme des Beins, die gleich in den ersten Tagen hätte geschehen müssen, auch jetzt noch unmöglich war, weil die chirurgischen Werkzeuge dazu fehlten, die man der Sicherheit wegen lieber geflüchtet hatte! Der geringe Austausch, der zwischen uns Statt finden konnte, war bald erschöpft. Die Besuche des Amtmanns, seiner Frau und Tochter, und einer

artigen Verwalterin, die mir bisweilen frische Blumen brachte, füllten nur hin und wieder eine Viertelstunde, und die langen Sommertage schleppten sich leer dahin. Ich fragte nach Büchern, und bekam eine Anzahl Cramer'scher Romane, in deren Fluth ich willig stürzte, und an eingestreute Worte von Goethe oder Schiller mich wie ein Ertrinkender heftig anklammerte; tröstlicher wurde mir ein alter Cornelius Nepos und ein eben so zerlesener Julius Cäsar, die ich mit Eifer wieder durchstudirte, und die mir in der That neu waren, da ich für ihre Kriegsgeschichten jetzt einen andern Sinn mitbrachte.

Der schwerverwundete Jüngling wurde täglich schwächer, und wiewohl er fest an seine Genesung glaubte, so gab er doch dem Rath eines alten Feldwebels nach, und wünschte den Beistand eines Geistlichen. Der Pfarrer kam, hörte die Beichte des jungen Menschen, und gab ihm dann die Absolution. Wie sehr ich es auch vermeiden wollte, so war es doch bei der Art, wie unsre Betten standen, nicht anders möglich, ich mußte die Beichte großentheils mithören, wahrscheinlich der dritte Offizier ebenso, und die Heiligkeit des Geheimnisses war gewissermaßen entweiht. Es kamen nur geringfügige Sünden vor, die Aufrichtigkeit und das Zutrauen des jungen Menschen rührten mich tief; aber der ganze Vorgang, die Art wie er unternommen und abgethan wurde, gab mir keinen guten Eindruck, es war ein bloß äußerliches Werk, und machte keinen Anspruch etwas andres zu sein. Der Pfarrer fragte dann obenhin bei uns andern Beiden an, ob wir etwa seiner Hülfe benöthigt wären, und schien einigermaßen froh über die

Verneinung; mit mir, dem er an der Sprache gleich anhören wollte, daß ich von draußen aus dem Reiche sei, ließ er sich in näheres Gespräch ein, er war selber auch früher am Rhein gewesen, hatte dort gute Aussichten gehabt, die aber durch die Siege der Franzosen zerstört worden, nun hatte er eine gute Pfarre hier in Oesterreich, eine zwar arbeitvolle, aber sehr gute, sagte er mit Bedeutung, doch nun käme das verfluchte Volk ihm auch bis in diese Lande nach, dem armen Orte sei französische Einlagerung schon angekündigt, das Pfarrhaus werde bei solcher Gelegenheit nicht verschont, und Küche und Keller würden sehr leiden müssen. Ich versicherte ihn, ich sähe seine Noth vollkommen ein, doch wenn nur seine Haushälterin das kanonische Alter habe, so sei sein Fall noch keiner von den schlimmsten; er aber versetzte mit Selbstgefälligkeit, diesem Uebelstande habe er vorgesehen, und das junge Blut in Sicherheit zu Verwandten jenseits des Marchflusses geschickt. Sein fürsorglich berühriges Wesen kam auch mir zu Statten. Mich verpflichtete zu aufrichtigem Danke der Eifer, mit dem er meinem Verlangen nach Büchern zu helfen suchte, ich erhielt durch ihn Schmidt's Geschichte der Deutschen, einige Theile von Hormayr's österreichischem Plutarch, und nun hatten meine Tage wieder festen Rückhalt.

Seitdem erschien auch, von dem Pfarrer dazu ermuntert, öfters ein Franziskanermönch bei uns, nur wie zu gesellschaftlicher Freundlichkeit, aber mir auch zu wahrem Trost. Er war an Schlichtheit und Gutmüthigkeit ein ächtes Bild des Lessing'schen Klosterbruders, kannte das Leben genug, um zu wissen, was den Menschen, den höchsten wie den geringsten, noth thut, und

ging immer auf dies Wesentliche hin, um das Aeußerliche wenig bekümmert, und kaum davon gestört. Mit Vergnügen hört' ich ihm zu, und gern beantwortete ich seine wohlmeinenden, nie unbescheidnen Fragen. Seine gelehrten Kenntnisse waren erbärmlich, er theilte arglos mit, was er gläubig überkommen hatte; und so gab er mir in kurzen Worten einen Abriß der Luther'schen Reformation, den kein Protestant sich hätte träumen lassen, alles lief auf kleine Eifersuchten der Mönchsorden, auf einige Kloster- und Hofränke hinaus, und das Unbegreifliche war nur, wie dergleichen in der Welt hatte so groß und wichtig werden können; die dogmatischen Unterschiede kannte er doch recht gut, und über Luther's Person sprach er billig. Indem ich über den guten Alten lächeln mußte, fand ich ihn doch eben so unterhaltend als ehrwürdig, seine Nähe that mir wohl, und wenn sein Verhalten zu den Menschen durchaus liebevoll erschien, so gab seine Fassung in Betreff eignen Lebens und Sterbens ein schönes Beispiel der ruhigsten Ergebung. Ich konnte über sein Kloster- wenig von ihm erfahren, nur soviel entnahm ich aus einzelnen Andeutungen, daß man in früherer Zeit ihm allerlei Widriges angethan, in seinen späteren Jahren aber ihn unangefochten habe gewähren lassen; das Kloster war übrigens durch die Weltereignisse sehr herabgekommen, und schon lange dem Aussterben nahe, da war den mönchischen Leidenschaften und Händeln das Gebiß der Noth angelegt. —

Ein Versuch, den ich machte, an Krücken zu gehen, fiel nach Wunsch aus, und mit Wonnegefühl betrat ich den kleinen Blumengarten unter meinem Fenster, dann den Schloßhof, und endlich das freie Feld, unter schattigen

Bäumen das sonnenbeschienene Land überschauend, zu den duftigen Anhöhen hin, wo noch vor kurzem der Kanonendonner getobt hatte. Ungeachtet meiner Rührung und Sehnsucht, denen der Friede schmeichlerisch erschien, konnt' ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, daß der Krieg sich erneuern möchte, denn die lockenden Bilder der Ruhe fanden nirgends einen Boden, wo sie sich hätten niederlassen können. Auch im Orte selbst war alles wieder voll Sorgen und Bewegung, die Franzosen rückten heran, zwar in friedlicher Ordnung und in Folge des Waffenstillstandes, aber man sah ihnen doch mit Furcht entgegen. Der Amtmann, dem aus Wien bei jetzt offnen Wegen eine hübsche Verwandte zu Besuch gekommen war, und der mich, seit ich ausgehen konnte, täglich einzuladen pflegte, stellte seine Einladungen jetzt ein, und beeilte die hübsche Base, nach Wien zurückzukehren; dagegen nahm er drei verwundete französische Offiziere in's Haus, um die sich bisher niemand bekümmert und von deren Anwesenheit im Spital ich gar nicht gehört hatte. Nun macht' ich doch Bekanntschaft mit ihnen, und sie wollten, ich sollte mit ihnen essen, was ich ablehnte; mein Nothbehelf war der Mittagstisch des Pfarrers. Hier war die Kost gar nicht schlecht, und der Landwein gut, einige Gäste ließen sich beides schmecken; auch ein Franziskaner war dabei, ein Mitbruder meines vorhinerwähnten, aber sehr verschieden von ihm; hager, gierig-scharfen Blickes, und bleichgelben Gesichts, gab er das Bild des Neides zu erkennen, und offenbar war der Gegenstand desselben unser guter Wirth, dessen Lage und Wohlsein er stets mit bittrem Rückblick auf sich selbst betrachtete, er gestand mir, eine Pfarrei

sei das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen, und diese war ihm nie geworden, und nun, bis zu seinem Tode, war immer nur das Kloster sein beschieden Theil, mit allen Entbehrungen und Unterwerfungen, denen der Pfarrer sich entrückt fühlte; die augenblickliche Verstörung des letztern wegen der Ungewißheit in Betreff der Franzosen war dem Schadenfrohen ordentlich ein kleiner Trost! Als wir die Dinge, welche da kommen sollten, hin und her besprachen, und der Franziskaner sich für den nächsten Tag, als dem für die Ankunft der Franzosen anberaumten, bei dem Pfarrer wieder zu Tisch ansagte, um durch ein paar französische Redensarten, die er wußte, zur Dolmetschung behülflich zu sein, erscholl plötzlich Trompetengeschmetter, und die ganze Gesellschaft fuhr erschrocken empor und stürzte nach den Fenstern. Stattliche Reiterzüge schwenkten eben um die Ecke und rückten stracks vor das Haus, es waren Jäger, der Oberst und mehrere Offiziere saßen ab, und ehe man sich noch besinnen konnte, waren sie im Zimmer. Der Oberst entschuldigte sich mit beflissener Höflichkeit, daß er beschwerlich falle, auch daß er einen Tag früher komme, allein er habe die bisherigen Quartiere schon heute räumen müssen, übrigens werde er und die Seinigen leicht zu befriedigen sein. Diese Rede verstand unter allen Anwesenden nur ich, und natürlich übernahm ich das Amt eines Dolmetschers. Ein neues Mittagsmahl wurde in kürzester Zeit aufgetragen, und ich bewunderte nur, wo dasselbe so schnell herkam, aber der Pfarrer hatte klüglich vorhergesorgt, Wildpret, Fisch und Pasteten kamen zum Vorschein, und der Franziskaner sah mit wiederholten Ausrufungen staunenden

Neides all den Segen an. Nach geendigter Mahlzeit wurden die Zimmer besehen und der Raum etwas enge gefunden, und da der Oberst hörte, der Amtmann habe schönere Wohnung, so dankte er dem Pfarrer verbindlichst für die erste Bewirthung, versicherte aber, es sei gegen seine Grundsätze, sich bei den Geistlichen einzuquartiren, besonders der ehrwürdige Stand der Pfarrer müsse geschont werden, und er wolle sich lieber bei dem Amtmann behelfen. Dieser war nicht wenig erschrocken, noch vor Abend die zahlreichen Gäste bei sich einrücken zu sehen, aber jeder Widerspruch wäre vergeblich gewesen, auch mußten die drei Verwundeten dort bleiben, und ich, der österreichische Offizier, den man geglaubt hatte bei Seite halten zu müssen, war der nothgedrungene tägliche Gast der Fremden!

Der Oberst gehörte einer leicht zu durchschauenden Menschenart an, die mir schon öfters bei Kriegsleuten vorgekommen war. Als ein tapfrer Haudegen hatte er sich von untenauf emporgeschwungen, und wußte wohl, daß nur seine kriegserfahrne Tapferkeit ihn zu seiner jetzigen Stellung geführt, wo doch auch andre Eigenschaften, und mit jedem Tage mehr, gefordert schienen. Sein Ehrgeiz war, sich durch ungemeine Höflichkeit und den Ausdruck menschenfreundlicher Gesinnungen das Ansehn höherer Bildung zu geben, und dies gelang ihm so ziemlich, wiewohl seine Uebertreibungen ihn dem Kundigen doch allzu leicht verriethen; dabei wollte er in der Wirklichkeit nichts einbüßen, und wußte sein Behagen und seinen Vortheil trefflich wahrzunehmen. Gegen die wohlerzognen und unterrichteten jungen Leute, welche jetzt immer häufiger aus vornehmen Familien und höheren

Lehranstalten gleich als Offiziere bei den Regimentern eintraten, hatte er einen entschiednen Haß, und setzte sie vielem Ungemach und harten Prüfungen aus, indem er persönlich die größten Artigkeiten an sie verschwendete, mit denen er sie zum Besten zu haben meinte, ihnen aber selber auch wieder lächerlich wurde. Diese Gelbschnäbel, sagte er, seien das Verderben des Heers, und der Kaiser thue unrecht, sie so sehr zu begünstigen, man müsse ihnen die feine Erziehung erst mit dem Säbel abwischen und ihrem Hochmuth etwas zur Ader lassen, dann würden sie erst brauchbare Soldaten. Er hatte ein paar solcher Herrchen in der Nähe, auf die er und seine ihm gleichgesinnten alten Schnurrbärte ein scharfes Auge hatten.

Im täglichen Verkehr mit diesen Leuten stellte sich bald ein näheres Vertrauen ein, man that sich um meinetwillen in Meinungen und Urtheilen keinen Zwang an. Ich hörte mit heimlicher Freude, wie große Unzufriedenheit doch überhaupt im Heere herrschte, wie wenig noch im Ganzen die Franzosen dem Willen Napoleon's entsprachen, wie viel Freiheitssinn neben dem Kriegsgehorsam fortbestand. Die Klage über die Verschlechterung des Heeres war allgemein, und kein Zweifel über die Ursachen, als welche man Napoleon's Hoffahrt und Verblendung angab, die ihn vergessen ließen, daß er vor allem Feldherr und dadurch Kaiser sei, und daß Verdienst anerkennen und belohnen besser sei als Gunst austheilen. Unbestritten wurde der Satz aufgestellt, eine Division der republikanischen Heere Bonaparte's, Moreau's, Jourdan's habe so viel gegolten, wie jetzt drei oder vier in dem Heere des Kaisers. Auch über die

neuesten Kriegsvorfälle erfuhr ich merkwürdige Bekenntnisse, von denen die Napoleonischen Bulletins keine Ahndung zuließen; eine Uebermacht französischer Küraſsiere war durch die österreichischen Husaren von Blankenstein zusammengehauen worden, hier hatte das Fußvolk seine Schuldigkeit nicht gethan, dort ein General Dummheiten begangen, ja der Kaiser selbst nur schlechte Arbeit gemacht. Sie ließen sich in Betreff der Thatsachen nichts einreden, sie wußten recht gut, und sagten es dürr heraus, daß Napoleon ein Schalk sei. Dagegen nahmen sie in andrer Richtung blindlings an, was er ihnen hinwarf. In einem seiner Bulletins hatte Napoleon den Krieg des Kaisers von Oesterreich gegen ihn als einen Aufstand bezeichnet, denn der Kaiser Franz sei ein Lothringer, und Lothringen gehöre zu Frankreich, die Richtigkeit und Macht dieser Folgerung galt für unantastbar, und da ich die Frage: „Ist er ein Lothringer oder nicht?“ nur bejahen konnte, so wurde jede weitere Erörterung abgelehnt und für Sophisterei erklärt. Am hartnäckigsten waren hierin ein Rittmeister aus dem Elsaß und ein Wundarzt aus Worms, sie setzten den Streit gegen mich in deutscher Sprache fort, und der Oberst mußte ihnen zuletzt Schweigen auferlegen. Der Wundarzt besonders, der sich volksthümlich ganz als Deutscher fühlte und die Franzosen geringschätzte, wollte politisch alles Recht auf ihrer Seite sehen, und meinte, eine deutsche Sache gäbe es nicht.

Mit jedem Tage wurden meine Wunden besser, das schönste Wetter begünstigte die Heilung; ich konnte in kurzem die eine und bald auch die andre Krücke ablegen. Ich hatte die enge Krankenstube des Spitals verlassen,

und ein heitres Zimmer bei dem Verwalter bezogen, dessen Familie mir keine noch wünschbare Pflege fehlen ließ. Daß der Frieden mittlerweile unterhandelt wurde, war bekannt, allein das Ergebniß schwebte in noch unsichrer Ferne; die österreichischen Streitkräfte, deren Oberbefehl der Erzherzog Karl abgegeben hatte, zogen sich nach Ungarn zusammen, um neue kriegerische Stellung zu nehmen, und was noch mehr an dem Frieden zweifeln machte, man war wegen einer persönlichen Auswechselung der Kriegsgefangenen übereingekommen, da man bei zuverlässiger Friedensaussicht eher die Freilassung in Massen würde festgesetzt haben. Die Umstände bedingten meine Lage sehr eigen; die Franzosen waren in Folge des Waffenstillstandes nach Zistersdorf gekommen, das Spital hätte alle Zeit gehabt weiterzuziehen, nur aus Schonung für die vielen Schwerleidenden und im Vertrauen auf den Schutz der französischen Befehlshaber war es dageblieben. Nun aber erklärten die Franzosen uns alle für kriegsgefangen, und unser Einspruch wurde nicht angenommen. Ich gedachte mich so gutwillig dem Unrechte nicht zu fügen, und traf mit einem braven Bürgersmanne die Abrede, daß er mich in einer dunkeln Nacht über den Marchfluß nach Ungarn fahren sollte, wie es ihm schon mit ein paar Genesenen glücklich gelungen war. Dem Obersten hatte ich wiederholt erklärt, ich betrachte mich als frei, und er hätte mir es kaum verdacht, wenn ich mich ohne Abschied entfernt hätte. Zum Unglück erhielt er unvermuthet aus Wien den Befehl, alle Oesterreicher, deren Fortschaffung aus dem Spital möglich wäre, zum Behuf der Auswechselung sofort nach Wien zu senden. Eine meiner Wunden war

noch offen, aber das konnte nicht hindern, der Oberst bewirthete mich noch zu guter Letzt, und mit seinen besten Glückwünschen, unter dem lauten Weinen der Frau und Tochter des Amtmanns, nahm ich Platz auf dem Vorspannswagen, neben dem ein französischer Jäger ritt. Mein Bedienter Lorenz begleitete mich; er hatte bis dahin sein Gewehr vor dem Feinde zu bewahren gewußt, und fand Mittel, dasselbe auch hier sicher im Stroh zu verbergen und mitzunehmen. Wir kamen ohne weiteres Ereigniß am 14. August mit der Dämmerung in Wien an.

Wien.

1809.

Nach der traurigen Fahrt über einen Theil des stillen verödeten Schlachtfeldes von Wagram und gegen die Donau hin, wo die unheimlich einsame Gegend nur düstre Bilder aufkommen ließ, überraschten die starkbefahrnen Donaubrücken und sodann die erfüllten Straßen von Wien mich mit neuen Lebenseindrücken, und ich mußte mir sagen, daß in dieser noch ungekannten Welt mir zunächst eine neue Wendung meines persönlichen Geschickes zu gewärtigen sei, wobei die größten Wechselfälle vorhanden, und mein eigner Wille wie meine Thätigkeit so gut wie ausgeschlossen waren. Doch für diese Gedanken blieb nur wenige Zeit, wir hielten vor der französischen Kommandantur, ich vernahm, daß die Auswechselung der Kriegsgefangenen schon im Gange sei, und wurde vorläufig, bis die Reihe an mich käme, in der Stadt einquartirt.

Dies geschah bei einem Gastwirthe, einem reichen Bürger, der vor dem Kriege aus brennendem Vaterlandseifer eine Summe von zwanzigtausend Gulden zu

den Rüstungen geschenkt, und jetzt, um nur keine Franzosen aufnehmen zu müssen, abermals eine große Summe geopfert hatte, um sich von aller Einquartirung loszukaufen. Das Quartiramt ließ ihm sagen, man wisse wohl, daß er von solcher Belastung frei sei, aber das Zutrauen zu seiner Vaterlandsliebe lasse hoffen, daß er einen verwundeten „Unsrigen" dennoch gern aufnehmen werde. „Nun, sagte der Mann, wenn man so gut von mir denkt, so will ich es auch wahrmachen!" und als er meinen Tschako sah mit dem Namenszeichen des Kaisers Franz, und den Doppeladler auf dem Schlosse meiner Degenkuppel, konnte er sich der Thränen kaum erwehren. Er umarmte mich, führte mich zu seiner Familie, ließ mir ein schönes Zimmer anweisen, und war mit den Seinigen bestens für mich bemüht. Die Frau, eine ächte Wienerin, fragte und sagte Dinge, die mich in eine ganz eigenthümliche Volks = und Sittenart blicken ließen; die bildschönen Töchter dagegen hatten schon mehr Erziehung, und ihre unschuldige Lebhaftigkeit äußerte sich mit anmuthiger Zurückhaltung, es ließ sich mit ihnen allerliebst plaudern.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft war Napoleon's Geburtsfeier, und es war alles angeordnet, um dieselbe auf das prächtigste zu begehn. Soweit die Anstalten unmittelbar von den Franzosen ausgingen, kam freiwilliger Eifer dem Gebot reichlich entgegen, allein wo die wiener Bürger mit betroffen waren, da zeigte sich nur Unwillen und vielfaches Widerstreben. Mein Wirth war in Verzweiflung, sein Haus Abends erleuchten zu müssen, konnte sich aber doch der allgemein angeordneten Maßregel nicht entziehen. Die Neugier der Töchter

brachte den guten Vater sogar dahin, daß er mit ihnen ausging, um die Beleuchtung auf ihren glänzendsten Stellen und besonders auf der Bastei zu sehen, wo man den freien Ausblick über die Glacis hinweg nach dem Rundgemählde der Vorstädte genoß. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der eifrige Bürger, durch die vielen Lichter und Lichtgebilde, die alle dem Feinde zu Ehren brannten, ganz außer Fassung gesetzt, im höchsten Unmuth erklärte, er gehe nicht weiter, mir die Töchter anvertraute, und nach Hause eilte. Die schönen Kinder schmiegten sich fest an mich, wir begegneten einigen ihrer Bekannten, vor denen sie auf die Begleitung ihres österreichischen Offiziers etwas stolz thaten, und als das Gewühl auf der Kärntnerthor-Bastei allzu groß wurde, suchten und fanden wir eine ziemlich einsame Bank, wo wir unbeläſtigt ausruhen konnten. Wir besprachen das Fest, die wiener Lebensweise, die Verhältnisse des Hauses; die jüngere Schwester wollte auch von mir allerlei wissen, und ich mußte von meinen letzten Schicksalen umständlich erzählen, man gestand, daß man mir gern zuhöre, daß man meine Sprachweise so hübsch fände, hiezu stimmte die ältere Schwester lebhaft ein. Es verging eine geraume Zeit, die mir sehr kurz erschien. Nur wenige Spazirgänger waren an uns vorbeigekommen, sie hatten unser und wir ihrer nicht geachtet. Plötzlich aber standen ein paar junge Damen, von einem französischen Offizier geführt, vor uns still, die eine sah mir näher in's Gesicht, und „Wahrhaftig, Sie sind es!“ rief sie aus, ließ ihren Begleiter los, umarmte mich, und gab mir einen Kuß. Es war die Base des Beamten aus Zistersdorf, ich erkannte sie gleich, nur blieb ihr lebhaftes

Bezeigen mir befremdlich, denn unsere kurze Bekanntkanntschaft war in ganz äußerlichen Formen stehn geblieben, sie jedoch fuhr fort mich mit schmeichelnder Freundlichkeit zu überschütten, und von unsrem Zusammenleben in Zistersdorf wie von einer Wonnezeit zu reden; ich war nicht so verblendet, um nicht bald einzusehen, daß ich hier nur als Mittel gebraucht wurde, und daß unsre angebliche Vertrautheit entweder dem Franzosen oder der Begleiterin vorgespielt wurde, ein Zweck, dem ich ohne die größte Unhöflichkeit mich nicht entziehen konnte. Nach einer Weile, als ich meinen Besuch versprochen, und die Angabe der Wohnung empfangen hatte, schieden wir unter eifrigen Händedrücken, und ich begann nun meinen Begleiterinnen lachend zu erklären, wie jene Bekanntschaft eigentlich gewesen. Doch wie groß war mein Erstaunen, wie bewegt mein Gemüth, als ich bemerkte, die jüngere Schwester wehre vergeblich ihren Thränen. Ich empfing auf meine antheilvollen Fragen nur ablehnende Antwort, und ich fühlte wohl, daß hier ein dringenderes Forschen nichts nützen würde. Die ältere Schwester verhielt sich gleicherweise schweigsam, und ihre Kälte ließ erkennen, daß auch sie wenig zufrieden sei. So kamen wir in nicht angenehmer Stimmung nach Hause, wo noch alles im hellsten Lichtglanze schimmerte, und der Vater die Mädchen zu Bette gehen hieß, mich aber in ein besonderes Kämmerchen aufnahm, wo er mit ein paar vertrauten Freunden in gutem Weine die Gesundheit des Kaisers Franz und der Erzherzoge trank.

Am nächsten Tage meldete ich mich bei dem Generalmajor Freiherrn von Rothkirch, der von österreichischer

Seite mit der Auswechselung der Kriegsgefangenen beauftragt war. Ich stellte ihm vor, daß ich mich als solchen nicht bekennen dürfe, und nur die französische Willkür uns in Zistersdorf Vorgefundene dafür anspreche; allein er zuckte die Achseln, meinte, hier sei die Willkür mit der Macht verbunden, wir dürften nicht neue Schwierigkeiten machen, und die Hauptsache bliebe, daß ich nur schnell wieder zum Regimente käme. Da der General so urtheilte, und gewiß ganz der Sachlage gemäß, so kam es mir nicht zu, fernere Einsprache zu thun, und ich beschloß, den Geschäftsgang der Auswechselung ruhig in Wien abzuwarten. Doch erklärte ich, meinen Degen würde ich nicht ablegen, und trug ihn wirklich immerfort und unangefochten. Ich war nämlich, da mein Gepäck mit dem des Regiments gleich im Beginn der Schlacht war zurückgeschickt worden, auf die Kleidung beschränkt, die ich im Augenblicke meiner Verwundung angehabt, und machte mit meinem zerschossenen grauen Ueberrock und abgetragenen Tschako eine klägliche Figur, die nur durch den Degen etwas gehoben wurde. Auch freuten sich die Leute, einen bewaffneten kaiserlichen Offizier zu sehen, und wo ich ging und stand, hört' ich die Worte: „Das ist ein Unsriger!" und freudiger Blick und Gruß und Zuruf bezeigten die Theilnahme, welche allgemein für das österreichische Heer empfunden wurde. Zwar hätte ich viel bequemer und schicklicher mich in gewöhnliche Bürgerkleidung gesteckt, allein diese neu anzuschaffen ging weit über meine Kräfte, und die wenigen Gelder, die ich noch hatte oder in Wien beziehen konnte, waren für dringenderes Bedürfniß anzuwenden oder aufzusparen. Ich machte demnach alle meine Gänge und

Besuche in jenem schlechten, aber militairischen Aufzuge, und die Leute, mit denen ich zusammenkam, freuten sich des Trotzes, der darin zu liegen schien, und diejenigen, die ich in's Vertrauen zog, waren nicht wenig erstaunt, anstatt des Trotzes nur Armuth zu finden! —

Jener Napoleonsabend hatte mir meinen Wirthsleuten gegenüber eine Befangenheit gegeben, welche sich in den nächsten Tagen nicht minderte; jeder Ernst lag mir fern, Scherz und Leichtsinn wären hier Frevel gewesen, und so blieb nichts übrig, als einander zu vermeiden. Unter diesen Umständen war es mir nur erwünscht, als ich in den nächsten Tagen umquartirt wurde; ich nahm von den guten Leuten herzlich Abschied, versprach sie zu besuchen, und zog bei dem Grafen von Gatterburg ein.

Auch hier fand ich die günstigste Aufnahme, mir wurde meine Eigenschaft als österreichischer Offizier hoch angerechnet, und daß ich „aus dem Reiche" war, stand ebenfalls in besonderem Werthe, weil damit ein Vorurtheil von Bildung und Thätigkeit sich verknüpft hatte. Der Graf von Gatterburg, der die feindliche Einquartirung möglichst entfernt von sich hielt, kam mir gleich mit dem Wunsch entgegen, daß ich an seinem Tische vorlieb nehmen möchte; er hatte sich in den obersten Stock seines großen in der Dorotheengasse gelegenen Hauses zurückgezogen, und führte hier, abgesondert und fast versteckt, das behaglichste Leben fort, sah wenige vertraute Gäste bei sich, und vergaß beim üppigen Mahle die Stürme, welche draußen tobten. Er hatte gedient, war als Offizier nach Venedig gekommen, und als ein schöner, lebhafter Mann dort einer Erbtochter des Hauses Morosini werth geworden, die Heirath hatte ihn längere

Zeit an Venedig gefesselt, seit kurzem lebte er aber wieder in Wien, während seine Gattin auf ihren großen Besitzungen im Venetianischen verweilte. Er haßte die Franzosen und ihren Kaiser mit dem doppelten Hasse des Oesterreichers und Venetianers, hatte jedoch in der angenommenen letztern Eigenschaft auch gegen die österreichische Herrschaft schon manche Abneigung eingesogen, und seiner wiener Behaglichkeit etwas italiänisches Mißvergnügen beigemischt. Da wir oft allein aßen, und nach dem Essen der Kaffee sich tief in den Nachmittag zu verlängern pflegte, so fehlte es nicht an Zeit und Gelegenheit zu mancher vertraulichen Mittheilung, ich wurde über die innersten Verhältnisse des Landes und der Regierung auf die unmittelbarste Weise aufgeklärt, durch Erzählung von Thatsachen, in welchen, sie mochten wichtige oder geringe Gegenstände betreffen, für mich immer etwas Bezeichnendes lag. Bisweilen verlor er sich in alterthümliche Untersuchungen, erörterte den Ursprung der Geschlechter, seines eigenen und der Morosini, holte Diplome und Urkunden hervor, und eines Tages auch ein schönes Manuskript, die Denkwürdigkeiten des Helden Morosini, der den Türken die Halbinsel Morea glücklich abgerungen, und dafür den Beinamen der Peloponnesische empfangen; der Graf wollte mir dieses Manuskript jedoch auf keine Weise zum Lesen anvertrauen, dieser geschichtliche Inhalt schien ihm kostbarer als die Tagesgeheimnisse der österreichischen Monarchie, und meine Neugier mußte sich an einigen flüchtigen Einblicken genügen lassen. Er wußte nicht, und ich damals ebensowenig, daß das Buch längst im Druck erschienen war.

Das Haus hatte mehrere Miether, mit denen ich

nothwendig Bekanntschaft machen mußte. Ein wohlhabender Baron bewohnte den ersten Stock, war aber nie zu sehen, sondern brachte den ganzen Tag und oft auch die Nacht in einer chemischen Küche mit alchemistischen Versuchen zu. Seine Frau hingegen war gesellig, wünschte die Huldigungen, welche früher ihre Schönheit empfangen, fortgesetzt zu sehen, und konnte nicht umhin zu bekennen, daß die Franzosen in Betracht der Artigkeit und Feinheit den plumpen Wienern sehr vorzuziehen wären, sie rühmte besonders ihre jetzige Einquartirung, einen jungen Mann von gewiß vornehmer Herkunft, denn sonst wurde er so früh nicht den hohen Verwaltungsposten erlangt haben, den er bei der Garde des Kaisers bekleide. Diesen Bemerkungen war im Allgemeinen nicht zu widersprechen; doch als ich gleich darauf den belobten Franzosen zu sehen bekam, durft' ich die Richtigkeit der Anwendung wohl etwas in Zweifel ziehen; es war ein schlanker rothbäckiger Bursche, überschwänglich in Höflichkeiten und dreisten Schmeicheleien, des Bodens, auf dem er stand, allerdings wie es schien schon kundig und sicher, und von der Dame mit lächelnder Zufriedenheit aufgemuntert. Er führte das große Wort bei Tisch, begleitete die Baronin auf die Bastei und ins Theater, und wurde wie ein Mitglied der Familie gehalten. Die Freude dauerte nicht lange. Eines Tages, als ich die Treppe hinaufgehen wollte, rief mich die Baronin zu sich hinein, ich fand sie in aufgebrachter Stimmung, sie hatte vor Aerger geweint, doch jetzt flammte nur Zorn in ihren Augen, und rief mit Heftigkeit: „Wissen Sie denn, wie mir's ergangen ist? Der Schlingel von Franzos, der sich bei mir eingeschlichen hat, wissen Sie, was er ist?

Garde-magasin nennen's die Leute, ich hab' Wunder geglaubt, was das ist, ich hab mir nicht träumen lassen, daß das nur so ein „kleines Viech" ist, wie ich jetzt erfahre! Und er untersteht sich, und kneipt meinem Kammermädel in die Backen! Nein, ich möchte Gichter kriegen! Auf der Stelle müssen mir Beide aus dem Hause, das Mädel ist schon fort, und der Franzos soll umgelegt werden, das Quartiramt hat's mir versprochen!" Ich sollte nun geloben, mit dem Menschen kein Wort mehr zu wechseln, ja ich sollte als Oesterreicher ihm zeigen, daß wir ihn als unsern Feind haßten, ihn als Menschen verachteten. Ich konnte die unerwartete Zumuthung nur sonderbar und mich zu dem plötzlichen Ritterthum aus keinem Grunde verpflichtet finden, lehnte dasselbe daher so glimpflich als möglich ab, wiewohl mir nicht entging, daß ich selber dadurch in der bisherigen Gnade merklich sank. Bald hatte ich dieselbe ganz verloren, und wurde nicht mehr eingeladen; vielleicht war inzwischen auch in Betreff meiner die Entdeckung geschehen, daß ich im Grunde doch nur so ein „kleines Viech" sei. — Mit einer andern Familie, die im Hause wohnte, wurde ich ebenfalls bekannt, und behielt mit den braven liebenswürdigen Leuten ein gutes Verhältniß noch über die Dauer meines damaligen Aufenthalts hinaus. —

Bei dem Grafen von Gatterburg sah' ich öfters zwei ihm verwandte Damen, Mutter und Tochter, von denen die letztere, Gräfin Laura, durch Schönheit, muntre Laune und klaren Verstand einen sehr angenehmen Eindruck machte. Sie war bei der letzten Bombardirung Wiens durch ein Stück einer gesprungenen Haubitzgranate am Bein verwundet worden, und hinkte noch

etwas davon, wiewohl die Wunde schon geheilt war; ich befand mich in gleichem Falle, und so wurden wir scherzend als zusammengehörige Kriegsgenossen anerkannt. Der Scherz leitet in solchen Gelegenheiten oft nur den Ernst ein, der für sich vielleicht gar keinen Zugang fände, und in der That fühlten auch wir bald einen gegenseitig annähernden Zug, der aber nur eine freundliche Offenheit und ein gutes Vertrauen zum Ergebniß hatte, wie sie denn bald wegen einer Bewerbung, die um sie geschah, und gegen die sie nicht gleichgültig zu sein bekannte, mich um Rath fragte, den ich nur günstig ertheilen konnte, mit den eifrigen Wünschen der Mutter übereinstimmend, wiewohl aus andern Gründen als den ihrigen. Auf dieses Verhältniß, dessen ich hier nur vorläufig erwähne, wird weiterhin noch zurückzukommen sein. —

Außer mir waren noch drei polnische Offiziere bei dem Grafen einquartirt, ein Saal zwischen unsern Zimmern diente uns als gemeinschaftlicher Eingang, und man konnte nicht umhin, sich hier zu begegnen; dem Gruße folgte Gespräch, und das zufällige Zusammentreffen wurde absichtliches. Die Polen waren Männer von Auszeichnung und Bildung, sie ließen sich auf allgemeine Ansichten ein, auf Geschichts- und Rechtserörterung, und von einem Norddeutschen, einem Preußen, der ich ohne Frage sein mußte, glaubten sie manches vernehmen zu können, was ihrem Sinn oder wenigstens ihrer Neugier entspräche. Wir waren bald in so weit einverstanden, daß wir, wie auf dieses Saales Boden, auch oft auf dem der Vaterlandsliebe uns recht gut zusammenfanden, dann aber freilich nach verschiedenen

Richtungen gingen. Sie waren leidenschaftlich für ihr Land, für ein selbstständiges, freies Polen begeistert, und hingen den Franzosen nur an, sofern diese unbezweifelt sich als die thätigsten Freunde und Förderer der polnischen Sache erwiesen. Sie fanden mich in meinem vollen Rechte, ein Deutscher sein zu wollen, bestritten mir aber, dies in Oesterreich sein zu können, wo die deutsche Sache von jeher nur geopfert oder beschädigt worden sei; sie führten frühere Ereignisse schlagend an, die Preisgebung des deutschen Reiches während des Rastatter Kongresses, die Auslieferung der Festungen an den Reichsfeind, ja selbst die Niederlegung der Kaiserkrone vor dem Preßburger Frieden, ich hatte es mit unterrichteten Sachwaltern zu thun! Ich setzte ihnen die Behauptung entgegen, der jetzige Augenblick sei ein andrer, ein ganz neuer, der sich von aller Vergangenheit ablöse; hätten früher die Völker ohne und wider ihren Willen den Zwecken der Fürsten gedient, so dienten jetzt unwillkürlich die Fürsten dem Volksthume, und ihre Dienste seien wohl anzunehmen. Wir gingen hierauf in die Geschichte der französischen Revolution zurück, und fanden hier unsre Sympathien wunderbar übereinstimmend, unsre Urtheile über Menschen und Vorgänge meist ganz dieselben. Wir erkannten uns in Grundsätzen und Interessen mehr mit einander verbunden, als jene es mit ihren fanzösischen Kampfgenossen, ja mit manchen ihrer polnischen Landsleute waren, und als ich es mit den meisten meiner österreichischen Kameraden sein mochte. Und doch waren wir jeden Augenblick gewärtig und bereit, in feindliche Stellung auseinander zu treten, und uns wechselseitig zu tödten, zu beschädigen! Ein Wider-

spruch, den wir nicht lösen, dem wir uns nicht entziehen konnten, den wir sogar mit Willen festhielten, der aber unsern friedlichen Umgang nicht störte, sondern vielmehr erhöhte. Daß über den Kämpfenden ein Höheres schwebt, für das beide Theile streiten, daß die Geschichte für ihre einfachen Ergebnisse widerstrebender Richtungen bedarf, und auch die scheinbar überwundene das Drama fördern hilft gleich der augenscheinlich siegenden, dieser Trost der geschlagenen dämmerte mir aus unsern Betrachtungen damals auf; in der That ließ Wien inmitten der Unterdrückung manchen Funken leuchten, der ohne sie nie hervorgesprüht wäre! —

Ich sah mich schon in größeren Kreisen um, und konnte Leben und Treiben der Wiener auf den reichsten Schauplätzen beobachten. In dem Banquierhause, dem ich empfohlen war, und durch das ich eine geringe Geldhülfe zu beziehen eilte, machte ich manche Bekanntschaften, und Herr Leopold von Herz erbot sich, mich im Arnstein'schen Hause einzuführen. Ich lehnte seinen Antrag ab, und ging allein hin. Man hatte mir nämlich von Hamburg her die Bemerkung nicht erspart, wie es nun recht bedauerlich sei, daß ich durch gewisse Schroffheiten die schätzenswerthesten Empfehlungen, nämlich an das Haus Arnstein und Eskeles, mir verschlagen habe, und deutete mir Umwege an, wie solche vielleicht noch zu erlangen wären. Dies verdroß mich, und ich wollte nun den Zweck, dessen Werth ich ohnehin noch als sehr problematisch ansah, nur durch mich selbst erreichen. Ich ließ mich bei Frau von Arnstein melden, und sagte ihr einfach, woher und wieso ich nach Wien gekommen, und daß ich ihre Bekanntschaft zu machen schon längst

gewünscht. Die erfahrne Weltdame war kaum befremdet, sondern gleich leidenschaftlich entzückt, nur wieder eine österreichische Uniform zu sehen; denn, unter die Gewalt der Franzosen gebeugt und von Franzosen umschwärmt und umlagert, nährte und äußerte sie den glühendsten Haß gegen das Volk und insbesondere gegen Napoleon. Ich fragte nach Frau von Schlegel, der Gattin Friedrich's, die ich im Arnstein'schen Hause gastlich aufgenommen wußte, während der Mann den Kriegsereignissen nach Ungarn gefolgt war. Sie wurde gerufen und erschien, sie erkannte mich auf den ersten Blick, senkte aber traurig den Kopf, und sagte mit herbem Vorwurf: „Ich weiß noch recht gut, wie Sie in Dresden auf der Galerie die französischen Truppen lobten, mir zum Schmerz und Verdruß, aber das dacht' ich nicht, daß ich sie selber hier unter ihnen finden würde!" Durch den wunderlichsten Irrthum hielt sie mich für einen französischen Offizier. „Aber was reden Sie denn, rief Frau von Arnstein, sehen Sie denn nicht, daß es ein Unsriger ist?" Frau von Schlegel blickte auf, und wie von einer Last befreit überließ sie sich der lautesten Freude. Nun begann ein Fragen und Erzählen, an welchem bald alle Anwesenden Theil nahmen, besonders aber Frau von Arnstein, deren Interessen stets heftig, vollgiebig und für den Augenblick ausschließlich waren. Die ausgezeichnete Frau und ihre gesellige Kraft und Wirksamkeit ist schon anderweitig geschildert worden; hier füge ich nur die Bemerkung bei, daß die Anwesenheit des Feindes den geselligen Glanz des Hauses nicht störte, sondern in manchem Betracht sogar erhöhte. Man mußte mit den Franzosen verkehren, man konnte sie nicht

abweisen, es war wichtig und nebenher angenehm, sich mit ihnen gut zu stehen, ihre Generale und Oberbeamte, wie ihre jungen Elegants, zum Theil aus alten vornehmen Geschlechtern, wußten sich in der Gesellschaft geltend und den Grund ihrer Anwesenheit vergessen zu machen. Der Haß der Wirthin gegen den Kaiser wurde als die liebenswürdige Thorheit einer Frau lachend hingenommen, ja nicht selten stimmten vornehme Franzosen in die bösen Reden ein, mit denen jene nicht karg war. Es war ein seltsames Verhältniß, das überall, wo die Gebildeten zweier kriegführenden Nationen friedlich zusammenkommen, mehr oder minder hervortreten muß, das die Franzosen aber besonders geeignet sind anzubauen. Die Wiener ihrerseits, anstatt sich zurückzuziehen, strömten eifriger als je herbei; es war der augenscheinlichste Gewinn, mit den unvermeidlichen, und hinwieder so anziehenden Feinden sich im fremden Salon zusammenzufinden, der für viele andre die Aufnahme und Bewirthung dieser Gäste abmachen zu wollen schien.

Auf ähnliche Weise, wie bei Frau von Arnstein, nur in etwas minderem Maße, ging es bei ihrer Schwester Frau von Eskeles und bei ihrer Tochter Frau von Pereira gesellschaftlich her. Ich war in beiden Häusern günstig aufgenommen, und fand mich von den gewählten kleineren Kreisen mehr angezogen, als von dem großen Durcheinander bei Arnstein's. Frau von Eskeles hatte nicht die Lebhaftigkeit ihrer Schwester, vereinigte aber mit dem feinsten Ton und leisesten Takt einer vornehmen Wirthin das gutmüthigste Wohlwollen, das auch dem Geringsten ihrer Gäste zu Gute kam. Zwei schöne Kinder waren die Freude ihres Herzens, und

da beide, und besonders das Mädchen, gleich am ersten Tage sich mir innigst anschmiegten, so genoß ich des vollen Zutrauens auch der Mutter. Dasselbe war der Fall im Hause Pereira, wo drei wunderschöne Knaben die zarte liebliche Mutter heiter umspielten, und diese durch kluges Maß den oft allzuheißen Liebeseifer der Großmutter sanft auszugleichen wußte. Von allen diesen Personen und Familienverhältnissen hatte Reichardt in seinen kurz vorher erschienenen Briefen über Wien öffentlich gesprochen, und obschon er nur loben wollte, so hatte er es damit doch nicht immer gut getroffen, und ich hörte mancherlei Beschwerden gegen ihn, ja man muthete mir zu, da meine litterarische Seite nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich bessere Anschauung der seinigen entgegenzustellen. Meine Frage, ob ich nur von den Frauen reden dürfe, oder auch von den Männern sprechen müsse? verrieth allzuschnell, daß mir bei der Sache doch nicht ganz zu trauen sein möchte, und man ließ sie fallen.

Kamen in diesen Häusern wirklich fast nur die Frauen in Betracht, und war von den Männern kaum die Rede, so machte doch Herr von Eskeles hierin eine bedeutende Ausnahme. Er war einer von den hochbegabten, vielumfassenden Geschäftsmännern, die neben der wachsamsten und unermüdlichsten Aufmerksamkeit auf die Staats- und Handelswelt auch noch lebendigen Sinn und frische Thätigkeit für höhere geistige und allgemein menschliche Verhältnisse bewahren. Seine große Umsicht und strenge Zuverlässigkeit hatten ihm schon früh das Zutrauen des Staatsministers Freiherrn von Thugut erworben, der sich dadurch nicht irren ließ, daß man ihm

den trefflichen Banquier politisch verdächtigte, er wußte, daß Eskeles, bei seinem unverläugnetem Freiheitseifer, von österreichischer Vaterlandsliebe durchglüht, und, trotz seiner republikanischen Denkart, für den Dienst des Kaisers von unverbrüchlicher Pflichttreue erfüllt war. Auch jetzt wieder, wie erst in der Folge bekannt wurde, hatte Eskeles, mit eigner Aufopferung und selbst Gefahr, dem Staate große Summen gerettet, die ohne seine kluge Fürsorge den Franzosen zugefallen wären. Sein scharfer Blick und richtiges Urtheil bewährte sich im Kleinen wie im Großen, wo er unterstützte, forthalf, Rath ertheilte, geschah es stets mit Sachkenntniß, Richtigkeit, und daher meist mit Erfolg. Arme und Leidende jeder Art, von der Willkür der Macht oder des bürgerlichen Zustandes Getroffene, Künstler, geistig strebende und durch irgend eine Tüchtigkeit ausgezeichnete Menschen, hatten ein entschiedenes Anrecht auf seine Theilnahme und Hülfe. Das Gefühl des Wohlwollens, das er hegte, und sein gutes Bewußtsein gaben seinem ernsten Gesicht einen Ausdruck froher Heiterkeit, die auch in Witz und Laune reichlich ausströmte. Doch sein persönliches Wesen vollständig zu bezeichnen, ruf' ich am besten die Worte Rahel's zu Hülfe, die von ihm in einem Briefe aus der späteren Kongreßzeit treffend sagt: „Eskeles: den ich sehr liebe, weil ihm seine Klugheit bis aus den Poren dringt, er ißt, er schweigt, er lacht klug: er sagt lauter Selbstgedachtes, Originales! Ja! er amüsirt mich in gewissem Sinn hier besser, als alle andere Leute; weil er ganz altväterisch geblieben ist, mit geistigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen ist, welches er ganz nach seiner Art bearbeitet hat, und

lauter Originales davon ausgiebt, mit der aisance des gelebtesten Menschen auf gut alttestamentliche Weise." Um dies letztere Wort in seiner vollen Bedeutung zu sehen, mußte man freilich schon etwas im Vertrauen sein, denn während in den Zimmern der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geschmack der Ausstattung wie durch Vornehmheit der Gesellschaft und des Gesprächtons, mit den höchsten Kreisen von Wien wetteiferte, ja die Kinder nicht die entfernteste Ahndung von ihrer eigentlichen Herkunft hatten, so pflegte Eskeles selbst, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieser vornehmen Welt erschienen, alsbald in eine Hinterstube zu entschlüpfen, wo er die Besuche seiner Glaubensgenossen empfing, alter Haus- und kluger Geschäftsfreunde, und bei Taback und Bier rücksichtslos und behaglich den Rest des Abends hinbrachte. —

Die politische Lage der Dinge hielt alles in Spannung; der Waffenstillstand dauerte fort, und Friedensverhandlungen waren eröffnet, doch rüstete man sich auf beiden Seiten zu neuem Kampfe. Die Kriegsanstalten der Franzosen hatte man vor Augen; Nachrichten aus Ungarn rühmten die Stärke und Streitbegier der österreichischen Schaaren. Frau von Schlegel hatte einen Brief ihres Mannes, der neben tiefem Schmerz auch neue Hoffnungen ausdrückte; sie forderte mich auf, ihm zu schreiben, und ich that es mit Freudigkeit, er schien so ganz für sich allein zu stehen, so unerkannt und unbenutzt in dem Thun und Treiben seiner Umgebung, daß jeder Anklang verwandter deutschen Gesinnung ihm ein Trost sein mußte. Seine Frau selber hoffte schon einzig auf den Frieden, und wünschte nur sicher nach

Ungarn reisen zu können, um ihn dort abzuwarten; durch beides verletzte sie Frau von Arnstein, die weder von Frieden noch je von dem Wegziehen eines Gastes hören wollte. Im Grunde glaubten Wenige an die Fortsetzung des Krieges; wer hinter den Vorhang sah, hielt sie auf österreichischer Seite für unmöglich und im Falle des Versuchs für das unausbleiblichste Verderben; man zweifelte nicht an dem Muthe der Krieger, an der Willigkeit des Volkes, aber durchaus an der Kraft und Geschicklichkeit der obersten Leitung, die selbst in der fähigsten Hand an dem Mißtrauen, der Unentschlossenheit und den Partheiränken der unfähigsten aber unlenksamsten Köpfe zunicht werden mußte. Daß der Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder empfinge, war nicht zu hoffen; und wenn auch seine Fähigkeiten durch andre hätten ersetzt werden können, so wußte man schon voraus, daß diese doch nur in untergeordneter Stellung würden verbraucht werden. Diese Kenntniß des innern Zusammenhanges der Dinge war weiter ausgebreitet, als man denken sollte, sie war schon in das untere Volk eingedrungen, dessen Stimmung sich in heftigen Schimpfreden gegen diejenigen ausließ, die es sonst zu verehren gewohnt gewesen. Die Besonnensten meinten, bei dem Bewußtsein seiner selbst, das man österreichischerseits haben müsse, sei das Klügste, so schnell als möglich Frieden zu schließen und nur einzig darauf zu sehen, daß man den Feind aus dem Lande schaffte, und lieber Geld als Gebiet abträte. Dieser letzteren Meinung war auch Eskeles, der hier seine Eigenschaft als Banquier verläugnete, und die ungeheuersten Geldopfer als gering

ansah in Vergleich zu denen, die man an Land und Leuten zu bringen hatte.

Unter den großen und kleinen Schwankungen, den Leiden und Lasten, die sich im Allgemeinen und für jeden Einzelnen fühlbar machten, übte der Tag mit seinen nächsten Darbietungen sein Recht, und zwischen die wichtigen Fragen, die zur Entscheidung schwebten, drängten sich andre, der Neigung, der Eitelkeit, der Vergnügung. Wiener und Franzosen wetteiferten hierin miteinander, und beiderseits gab es Verhältnisse gnug, die weder den Krieg noch den Frieden wünschen konnten, weil sowohl der eine wie der andre sie aufheben mußte, und nur dieser Mittelzustand ihr Boden war. Wenn auch für mich selbst unbetheiligt, lebte ich als Zuschauer, als Vertrauter, in solchen Tagesreizen mit, und bewunderte die dichterische Fruchtbarkeit des wirklichen Lebens, das neben seinen Helden- und Staatsgeschichten so manchen Roman und unzählbare Novellen spinnt, wundersam und abenteuerlich, daß keine Dichtung hierin es ihm zuvorthut. Ich schrieb einiges der Art nieder, in der Absicht es künftig auszuarbeiten, allein die Blätter sind mir verloren gegangen, und mit ihnen zum Theil die Erinnerung des Stoffes, der ohnehin von der unstatthaften Angabe der genausten Wirklichkeit schwerlich ablösbar gewesen wäre. Auf diesem Gebiete traf ich mit Bartholdy zusammen, dem Neffen der Frau von Arnstein, welcher von Berlin kurz vor der Erhebung Oesterreichs gekommen war, sich an den Obersten von Steigentesch angeschlossen hatte, und, als Landwehroffizier in Wien zurückgeblieben, gleich mir seine Auswechselung erwartete. Für ihn war diese Geschichte völlig zu Ende, er wollte

gar nichts mehr davon hören, sein Abschiedsgesuch lag schon fertig, und harrte nur der schicklichen Zeit. Mit allen seinen Kräften wandte er sich dem Leben des Genusses und der Zerstreuung zu, wobei doch sein nicht gemeiner Geist und sein reger litterärischer Trieb nicht ausgeschlossen sein wollten. Er hatte noch in Berlin ein artiges und feines Lustspiel „der Liebe Luftgewebe" in Druck gegeben, und schickte sich an, dem glücklichen Versuche andre folgen zu lassen, in welchen wirkliche Vorgänge nur schwach verhüllt werden sollten; seine Auffassung der Novellenstoffe war von üppiger Derbheit, mehr italiänisch lustig, als sinnig deutsch, und wäre er zur Ausarbeitung gekommen, oder diese an's Licht getreten, so würden in Wien manche Verdrüsse nicht gefehlt haben.

Im Hause von Eskeles lernt' ich zwei berühmte Wiener Aerzte kennen, den ausgedienten, in seinem hohen Alter originell dreisten Freiherrn von Quarin, und den angehenden, scharfgeistigen, schnell und tief blickenden Malfatti, der ein Schüler der Naturphilosophie mit dem Naturphilosophen Dr. Troxler eng verbunden war. Auf den letztern hatt' ich es abgesehen, da seine Schriften mir in hohen Ehren standen; doch traf ich nur Einmal mit ihm zusammen, wo er den Stand der Philosophie und ihr Verhältniß zur Heilkunde mit großem Geiste besprach, und mich tadelte, daß ich der letztern untreu geworden, indem er deren Ausübung weit über alle politische und militairische Wirksamkeit erhob. Mir gefiel sein freier Geist wie sein edles Aeußere, und es that mir sehr leid, daß wir durch Zufall nicht wieder zusammenkamen, er selbst war in Wien als Fremder, und

dachte ernstlich an die Rückkehr in die schweizerische Heimath.

Unmöglich darf ich Herrn von Sonnenfels hier ungenannt lassen, dem ich in dem Arnstein'schen Kreise begegnete. Er stellte in seiner schon ziemlich verfallenen Person eine weit rückwärts liegende Zeit vor, die Zeit Kaiser Joseph's des Zweiten, deren Bildung längst untergegangen ist, deren Einfluß auf Welt und Menschen aber noch heute in nachhaltiger voller Wirkung steht. Sonnenfels, der einst in allen Fächern als ein Stern erster Größe geglänzt, und wirklich im Staate viel vermocht und geleistet hatte, konnte sich nicht in die Fortschritte finden, die er doch selber mit hervorgerufen, und die ihn jetzt völlig in Schatten stellten. Er galt in Wien vorzugsweise für den philosophischen Kopf, und es gab allerdings noch Kreise, wo man ihn als den kühnen Denker und Neuerer bewunderte, was ihn für die Vernachlässigung, die er von anderen Seiten erfuhr, wenig trösten konnte. Zu dem Wiener Philosophen sollte mir auch der Wiener Poet nicht fehlen, es war Joseph Ludwig Stoll, der mir durch Frau von Pereira bekannt wurde. Ich erinnerte mich, daß schon früher einmal in Berlin, als ich mit Koreff ging, er diesen angeredet und dann auch mit mir gesprochen, aber freilich mit einer ganz andern Stimme, als die er jetzt losließ, denn seine damals feine Kinderstimme war zum kräftigen Baß geworden. Diese plötzliche, ihm selbst unverhoffte und unerklärliche Verwandlung, die er als eine Rettung aus erniedrigender Schmach ansah, hatte er in einem rührenden Gedicht schön besungen. Wo ein wahrer innrer Antrieb ihn beseelte, war sein Talent kräftig und reich. Aber dasselbe

würdig zu nähren und sittlich zu verwalten, fehlte ihm jedes Geschick. Goethe's Gunst hatte er erworben, Fichte war ihm wohlgesinnt; aber für ihn war auch solcher Vorzug und Anhalt fruchtlos. Losgebunden von aller Ordnung, nur der Laune des Augenblickes lebend, von jedem Einfall fortgerissen und immer Neues ergreifend, hatte er im phantastischen Herumtreiben sein ererbtes Vermögen und zum Theil auch seine Gesundheit zugesetzt, und lebte jetzt kümmerlich von dem Ertrage, den er als Theaterdichter und durch andere litterarische Aushülfen erwarb. Faul und unlustig, ja wirklich unvermögend, wenn es irgend eine nöthige Anstrengung galt, war sein Gemüth doch gleich erweckt und zu jedem Handeln fähig, sobald seine Eitelkeit gereizt, seine Gedichte oder sein Dichternamen gerühmt wurde. Wer ihm schmeichelte, der konnte mit ihm machen, was er wollte, wer von seinen Versen nichts wußte, der, mochte er sonst noch so ausgezeichnet und merkwürdig sein, war für ihn nicht da. Von seinem kleinen Zweipersonenspiel „Scherz und Ernst", das noch dazu nicht seine Erfindung, sondern einem französischen Stücke nachgebildet war, machte er so viel Wesens, daß man glauben konnte, es sei von einer Reihe großer Werke die Rede, die eine neue Epoche für die Schaubühne begründeten. Ich mußte den sonst harmlosen, nur sich selber zum Schaden lebenden Menschen aufrichtig bemitleiden, aber angezogen fühlt' ich mich zu Leuten seiner Art niemals. Leo von Seckendorf, mit welchem vereint Stoll vor dem Kriege eine Zeitschrift, Prometheus, unternommen hatte, in welcher der Anfang der Goethischen Pandora zuerst erschienen war, würde mir besser zugesagt haben, allein er war mit in den Krieg

gegangen und bei Ebersberg erschossen worden. Ihm wurde im Pereira'schen Hause ein wehmüthiges Andenken gewidmet, um so mehr, als aus manchen Umständen zu erhellen schien, daß nicht Vaterlandseifer allein, sondern auch der Schmerz unerwiederter Neigung ihn zum Kriegsdienst und in den Tod getrieben habe. —

Ich erfuhr, daß zwei Offiziere des Regiments Vogelsang gleich mir als Kriegsgefangene in Wien seien, und suchte sie auf. Da wir beim Regiment einander nicht gekannt, so hatte der eine, Fähndrich Sternwagen, meinen Namen, als er ihm auf der Auswechslungsliste zu Gesicht gekommen, für eine Verunstaltung des seinigen gehalten, und daher diesen herstellen lassen, so daß ich also ausfiel, und ohne die neue, von mir sogleich beeilte Berichtigung gar nicht zur Auswechslung gekommen, sondern ewig kriegsgefangen geblieben wäre! Der andre Offizier hieß Wenzelmann, war aus Berlin, ein Vetter von Karl Thiel, kannte Chamisso, Schleiermacher, und hiernach hätten wir gute Gemeinschaft haben sollen, allein es fand sich, daß wir einander wenig leisten konnten, und auch unser verabredetes Zusammenreisen nach Ungarn unterblieb, denn ich mußte, durch die Schuld jenes Irrthums, länger in Wien bleiben.

Von angesehenen Franzosen, mit denen ich in der Gesellschaft öfter zusammen war, habe ich zuförderst La Bouillerie zu nennen, der sein wichtiges und hartes Amt, die Einziehung der Kriegsauflagen, durch Menschenfreundlichkeit und Güte so viel als möglich vergessen machte, ferner den Grafen Turenne, Ordonnanzoffizier Napoleon's und beredten Kriegserzähler, den Auditeur im Staatsrath, Fiert, eben so liebenswürdig im Gespräch, als hülf-

reich und wohlthätig in seinem nicht unbedeutenden Geschäftskreise, endlich den berühmten General Grafen Rapp, einen biedern, treuherzigen Elsasser, seinem Kaiser unverbrüchlich zugethan, aber billig gegen Andersdenkende.

Es fehlte nicht an Aufforderungen, mich in die Gesellschaftskreise der französischen Großen einführen zu lassen; man wollte mich zu dem Vicekönige von Italien, Eugen Beauharnais, bringen, es wurde sogar bemerkt, als geborner Rheinländer müßt' ich eigentlich dem Kaiser der Franzosen oder seinen Verbündeten dienen, und man gab mir zu verstehen, ich würde, als beider Sprachen und der Feder mächtig, meinen Weg dort rascher machen als in den österreichischen, sich ohnehin jetzt noch verengenden Aussichten. Meinen Weg! als ob meinen Weg hier jemand hätte nur ahnden können! Ich versäumte die großen französischen Bekanntschaften, die mir nur bei Zwecken, die ich nicht hatte, der Mühe werth sein konnten, und vernachlässigte sogar die deutschen Kreise, wo jene zu stark vorwalteten. Ich brachte manchen Abend einsam für mich allein hin, und die Stunden, welche mir so verflossen, durft' ich zu meinen besten rechnen, ich las mit einer durch die politischen Reizungen erhöhten Aufmerksamkeit Montesquieu's Werk de l'esprit des lois, und jemehr ich in dasselbe eindrang, desto weniger konnt' ich die Mißachtung gelten lassen, in welche neuere deutsche Urtheile das tiefsinnige und gründliche französische Buch bringen wollten; Oberflächlichkeit und Dünkel erschienen mir diesmal ganz auf der deutschen Seite. Den heitersten Genuß gewährten mir die Lustspiele Moliere's, die ich hier zum erstenmale mit reifem Sinne las und in ihrer Bedeutung anschauen lernte, gegen welche selbst die

des geliebten Racine merklich zurücktreten mußte. Solche Bücher lesend, konnt' ich nun dennoch behaupten, in Wien die Gesellschaft der allervornehmsten und besten Franzosen nach Wunsch genossen zu haben! — Ich las aber noch andre Bücher, bei denen nicht so sehr der Autor, als der Inhalt in Betracht kam, zum Beispiel Bertrand de Moleville's Geschichte der französischen Revolution, wo mir die Ansichten vom Standpunkte der Emigration freilich nicht zusagten, die ausführliche und mit urkundlichen Zeugnissen belegte Erzählung aber doch mancher bisher gehegten Einseitigkeit entgegentrat. —

Die mir liebsten und angenehmsten Franzosen sollten mir aber nicht in Büchern oder im Salon begegnen, sondern leibhaftig auf der Straße! So traf ich den geliebten Grafen von Lofoye ganz unerwartet in einem Durchgange; wir hatten uns in sechs Jahren nicht gesehen, standen plötzlich Stirn gegen Stirn, die Erkennung war gleichzeitig, und ohne ein Wort zu sprechen, fielen wir einander in die Arme. Allein der Freund sah' sehr betrübt aus, und ungeachtet er im Gefolge des Sieges hieher gekommen, schien er an dem Gewinn und Ruhm seiner Landsleute wenig Theil zu haben. Es ging ihm und seiner Mutter in der Normandie schon lange Zeit schlecht, er hatte an einen Stand, an einen Erwerb denken müssen, und wiewohl er als Altadlicher und schon gedienter Offizier auf die günstigste Weise hätte in das Heer eintreten können, so war es doch seiner Gesinnung unerträglich, für Napoleon zu fechten, und er fand es seines Adels würdiger, mit Verläugnung desselben in den Stand eines gemeinen Verwaltungsbeamten unterzutauchen, als seine Herkunft im Dienste des Usurpators

zur Schau zu tragen. Leider half ihm seine Demuth nicht viel, er war auf trügerische Zusagen hierher geeilt, und hatte noch nicht die kleinste Anstellung gefunden! Zum Glück war er wenigstens einquartirt, und wollte nun abwarten, was sich ereignen würde. In seiner Noth konnte er noch, wie früher Chamisso, dem unseligen Bourguet, der sich ihm angehängt, Schutz und Obdach verleihen, denn auch dieser hatte sich eingefunden, um sein verdorbenes und versunkenes Leben irgendwie zu fristen. Das unverhoffteste und glücklichste Begegnen aber war das mit Ponsard, unserm Freunde von Hameln her. Ich sah einen Voltigeur aus einem Fiaker springen, warf einen flüchtigen Blick in den Wagen, traute meinen Augen nicht, setzte dem Voltigeur nach, und fragte heftig, wie der Offizier hieße, der im Wagen sitze? etwa... „Ponsard" sagte er mit mir zugleich. Ich zurück, den Wagen aufgerissen, hineingesprungen, und dem Verwunderten die Hand gedrückt, er erkannte mich nicht, als ich aber Chamisso und Hameln genannt, wußte er auch meinen Namen, und staunte nur, mich in dieser Uniform zu sehen. Wir blieben einige Stunden zusammen, anfangs allein, dann mit mehreren seiner Kammeraden, am Abend reiste er nach Austerlitz, wo sein Regiment stand, zu den Truppen des Marschalls Massena gehörig. Er war jetzt Hauptmann, hatte das Kreuz der Ehrenlegion, bei Wagram war er an der Stirne leicht verwundet worden. Er sagte mit tiefer Bewegung, er würde heiße Thränen vergossen haben, wenn er mich im Gefecht erkannt, verwundet oder todt gesehen hätte. Nach Chamisso und Neumann, den er besonders liebte, fragte er mit herzlichster Theilnahme, und erinnerte sich mit heitrer Rüh-

rung jedes kleinen Umstandes unsres Zusammenlebens in Hameln, unsrer Gedichte, meiner Ausschnitte, die er noch sorgfältig bewahrte. Er sprach über die Welthändel frei und kühn, unterrichtet, vorurtheilslos, in Napoleon liebte er die Kraft, den Schwung, sonst nichts, er ehrte den Nationalsinn der Spanier, die Tapferkeit der Oesterreicher. Als er mich seinen Kameraden einigermaßen deutlich gemacht, und daß ich im Grunde kein Oesterreicher sei, kam wieder die Mahnung, ich sollte französische Dienste nehmen, Frankreich sei ja schon mein Vaterland. Daß Chamisso wieder Franzose sei, war für Ponsard eine frohe Nachricht. Als ich ihm sagte, daß in unsrem Roman „die Versuche und Hindernisse" sein Name vorkomme, wollte er sich todt lachen, und theilte es seinen Kameraden mit, so wie auch, daß er an dem Polarsternbunde Theil habe, einem Orden von Gelehrten, setzte er erklärend hinzu. Er trug mir beim Abschiede die herzlichsten Grüße an die Freunde auf, die seine innigste Liebe hätten, deren Andenken ihm unvergeßlich sei, er erneuerte seinen Bund mit uns, wollte in Briefwechsel mit uns bleiben, uns alle wiedersehen. Wir trennten uns in tiefer, doch freudiger Rührung. Ich hatte bisher oft und stets vergebens nach ihm gefragt, ihn todt geglaubt, nun hatte der seltenste Zufall uns zusammengeführt; einen Augenblick früher, und es wäre nicht gewesen. Leider hab' ich den trefflichen Mann nie wiedergesehen und auch nie mehr von ihm gehört! —

Mit Lafoye, der es mir als Glück anrechnete, Ponsard so gefunden zu haben, und sich als Mißgeschick, nicht dabei gewesen zu sein, lebte ich in alter traulicher Weise, wir machten große Spazirgänge, wir schossen

unsre Hülfsmittel zusammen, bestritten gemeinsam kleine Verschwendungen, und besuchten auch die Theater mehrmals. Die Sängerin Anna Milder hörten wir wiederholt mit gesteigertem Entzücken, wiewohl die Opern, in welchen sie den größten Beifall ärntete, das Waisenhaus und dann die berühmte Schweizerfamilie, von Weigl komponirt, uns wenig gefielen. Schiller's Don Carlos sahen wir mit Staunen und Lachen, ich aus Studium sogar ein zweitesmal, weil ich mir deutlich zu machen wünschte, wie es mit der kunstreich falschen, abenteuerlich verschobenen und völlig lächerlichen Betonung, mit welcher der Schauspieler Lange seit vielen Jahren Beifall und Ruhm erwarb, eigentlich beschaffen sei; aber es war uns nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen; er betonte regelmäßig die Worte, von denen man es am wenigsten erwartete, es war ein fortwährendes Ueberraschtwerden, und eine Regel, die doch vorhanden schien, ließ sich nicht entdecken. Ein Lustspiel von Steigentesch versetzte uns durch die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, aus der das Ganze mit frechem Anspruch auf Bildung und Zierlichkeit liederlich zusammengeknetet war, in solche Empörung, daß wir daran dachten, dem Verfasser unsre Verachtung schriftlich kund zu geben, wobei wir freilich daran nicht dachten, was für ein neues und unerhörtes Verhältniß zwischen einem Fähndrich und einem Obersten, in einem und demselben Kriegsdienste, durch solche That entstehen müßte, für welche die Folgen erst zu erfinden gewesen wären! Steigentesch war übrigens in der Gesellschaft von Wien ein vielgeltender Mann, bei dem vortrefflich gegessen und hoch gespielt wurde, und der auch später in der Diplomatik noch von sich reden machte.

Ich war nachgehends oft genug mit ihm zusammen, und mußte wohl dem Range seine Gebühr erweisen, aber nichts hätte mich bewegen können, über Litteratur mit ihm zu sprechen, oder eine nur laue Artigkeit über seine Schriften zu sagen, die in der That noch tief unter Kotzebue stehen. Die Unterlassung blieb ihm nicht unbemerkt, und er seinerseits ignorirte auch mich, was mir eben recht war. —

Lafoye hatte mittlerweile durch die Gunst eines Grademagasin ein kleines Unteramt erlangt, und mußte nach Znaym abgehen, dort beim Brodtbacken die Aufsicht zu führen. Zum Abschied ließ er mir eine kleine Ilias, die von Chamisso herkam, und die er in Caen noch aufgerafft hatte, in der Meinung, sich unterwegs daran zu erlaben, er konnte aber mit den Abbreviaturen des uralten Druckes nicht fertig werden, und schenkte mir das Büchlein, das mir nachher zu großem Trost gereichte.

Nach kurzer Zeit empfing ich die Anzeige, daß ich ausgewechselt sei, und meiner Abreise nach Ungarn nichts mehr im Wege stände. Bei meinen letzten Besuchen empfing ich noch werthe Zeugnisse der guten Gesinnung, die man mir hegte, und die mich von einigen Personen, bei denen ich sie vielleicht weniger verdient hatte, um so mehr beschämte. Die Gräfin von Engl, eine Freundin der Frau von Pereira, wollte mich nicht abreisen lassen, ohne mir die Karten zu schlagen. Sie that es, meines spöttischen Unglaubens nicht achtend, mit allem feierlichen Ernst und Eifer, den eine so wichtige Handlung erforderte, und begann ihre Weissagungen. Ich erstaunte mehr und mehr, ja ich wurde bestürzt, als ihre Worte stets treffender meinen innersten Zustand bezeichneten, und

auf Verhältnisse anspielten, die durch bloßen Zufall so genau zu errathen unmöglich schien. Sie achtete meiner verwunderten Aufregung so wenig, wie vorher meines Zweifelns, und fuhr in ihrer Aussage gelassen fort. Zuletzt verkündigte sie mir, ich würde bald wieder in Wien sein, wozu die Wahrscheinlichkeit gerade für mich, es mochte wieder Krieg oder nun Frieden werden, am wenigsten denkbar war. Mit solchem Spruch und besten Wünschen entlassen, reiste ich am 23. September nach Preßburg, wo ich zum Abend eintraf.

Das

Fest des Fürsten von Schwarzenberg.

Paris, 1810.

In raschem Fluge hatten wir die reichen Länderstrecken von Wien bis Straßburg und von da nach Paris zurückgelegt. Der Juni strahlte versengend in seiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sonnengluthen uns im grünenden Freien fast verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düstre Straßenenge der unermeßlichen, volkbewegten Stadt. Im Hotel de l'Empire der Rue Cérutti, deren Namen seitdem gewechselt haben, fanden wir bestellte Zimmer und jede erwünschte Erquickung, und konnten von den Mühen und Wallungen der Reise fast ohne Ausruhen sofort in den Wirbel dieser geschäftigen und genießenden Welt übergehen.

Wir sahen von allen Seiten bestätigt, was uns schon unterwegs überall war verkündet worden, daß in Paris jetzt kein größeres Ansehen, keine wirksamere Empfehlung gelte, als die des österreichischen Namens. Auch war derselbe, abgesehen von dem überragenden,

jedem Franzosen ehrfurchtgebietenden Dastehen der Kaiserin Marie Louise, für welches die Geschichte nichts Vergleichbares zu haben schien, in einer Weise repräsentirt, mit der schwerlich von irgend einer Seite gewetteifert werden konnte. Der österreichische Botschafter, Fürst Karl von Schwarzenberg, ein schöner stattlicher Mann voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat seiner selbst ruhig bewußt, stellte ein entsprechendes Bild der Hoheit seines Gebieters und zugleich des gutmüthigen Biedersinns jener deutschen Landsleute dar, die dem einst allgemeinen Oberhaupte noch in seiner Besonderheit angehörig verblieben waren. Der leutseligen Freundlichkeit des Fürsten stimmte die geistvolle Güte und regsame Theilnahme seiner Gemahlin, gebornen Gräfin von Hohenfeld, trefflich zu, die heranwachsenden, wohlgebildeten Söhne, von einem wackern Führer geleitet, zeigten sich in gleichem Sinne belebt, und so die sämmtlichen Hausgenossen. Die Ehren- und Geschäftsverhältnisse der Botschaft waren durchaus günstig und angenehm gestellt, sie waren in Paris die einzigen, welche von französischer Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, und nichts von der geängsteten und hülflosen Aufmerksamkeit, von der peinlichen Spannung zu haben brauchten, welche den andern politischen Beziehungen am Hofe Napoleon's, selbst die seiner Brüder nicht ausgenommen, höchst widrig aufgezwungen blieben. So vermochten denn auch die verschiedenen Diplomaten und Militairpersonen, welche dem Botschafter beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunst solcher Umstände äußerst vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret,

ein feiner, stillfleißiger und undurchdringlicher Geschäftsmann, der Major von Tettenborn, durch die glänzendsten ritterlichen Eigenschaften ausgezeichnet, der Major Graf von Wratislaw, der Rittmeister von Böhm und andere höhere Angestellte, Alle lebten und wirkten in dem vergönnten Element, und inmitten der üppigen Pracht und feierlichen Würde, die der äußeren Erscheinung im Gauzen überschwenglich verliehen war, athmete das Schwarzenbergische Haus ein allgemeines, vertrauliches Wohlbehagen, ein fast unterschiedloses Zusammengehören, woran auch Fremde, welche diesen Kreis betraten, nach Sinn und Lust Theil nahmen. Wir Oesterreicher aber wurden sämmtlich als Mitglieder des Hauses gerechnet, fanden zu jeder Stunde freundliche Aufnahme, günstigen Rath, wirksame Förderung, und waren für immer, wie groß auch die Zahl sein mochte, zu Mittag wie zu Abend eingeladen.

Der Kreis der Oesterreicher aber war damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botschafters, Fürst Joseph von Schwarzenberg, hatte nebst seiner Gemahlin und übrigen zahlreichen Familie seinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen; ebenso der Fürst von Esterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg hatten besondere Aufträge des österreichischen Hofes mit den französischen Behörden zu verhandeln. Der Oberst Graf von Bentheim, als Ueberbringer eines Schreibens des Kaisers an seine Tochter, die Kaiserin, der Graf Kaspar von Sternberg, der Graf von Paar, zwei Grafen von Sickingen, der Graf von Coudenhoven, und noch mehrere andre Oesterreicher von Rang und Bedeutung, waren theils durch

Geschäfte und Verbindungen, theils durch die Anziehung der großen Welt und der Schauwürdigkeiten dort festgehalten. Politische Verhandlungen von größter Wichtigkeit hatten sogar dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß gegeben, auf erhaltene Einladung des Kaisers Napoleon, sich persönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebst seinen diplomatischen Angehörigen, unter welchen der Ritter von Lebzeltern hervorragte, ihn begleitet hatten. Die wohlgebildete Persönlichkeit des im kräftigsten Mannesalter stehenden Ministers war höchst einnehmend und bedeutend, bei gemessener Haltung vollkommen frei, in heiterer Gelassenheit lebhaft, und gleicherweise fähig erscheinend, sowohl den schwierigsten Staatsgeschäften als den flüchtigen Bewegungen liebenswürdiger Geselligkeit die entschiedensten Erfolge abzugewinnen. Ihm als dem Gaste des französischen Kaisers war das Hotel des Marschalls Ney, welches die herrlichste Aussicht auf den Kai der Seine hatte, zur Wohnung angewiesen, und alle Pracht und Ueppigkeit kaiserlicher Bewirthung und Dienerschaft zu Gebote gestellt. Auch hier war jeder Oesterreicher täglich eingeladen und willkommen, sowie auch Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der sich hier besonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergischen über.

War auf diese Weise ein großer Lebensraum auf beiden Seiten der Seine für uns heimathlich bezeichnet und erfüllt, so erweiterte solcher sich doch noch ins Unbestimmte durch den eigenthümlichen Umstand, daß in jener Zeit nicht bloß die Oesterreicher, sondern fast alle

Deutschen in Paris, die Gesandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der souverain gewordenen wie der mediatisirten deutschen Häuser, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigung oder Reklamation anzubringen hatten, und ebenso die deutschen Gelehrten und Künstler, sich eifrig und beharrlich zu der österreichischen Botschaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen suchten, und persönliches wie geschäftliches Vertrauen ihr zuwandten, so daß vielleicht niemals vor- und nachher auf diesem Punkte die sämmtlichen deutschen Interessen eine so wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Dieser zugleich glänzenden und angenehmen Welt als österreichischer Offizier schon vollkommen angehörig, noch besonders aber durch günstige Bezüge und Umstände ihrem Innern vertraut geworden, durfte ich bald die glückliche Entdeckung machen, daß, ungeachtet der mit den Franzosen befreundeten Außenseite, in diesem ganzen Kreise durchgängig eine wahrhaft deutsche Gesinnung lebe, ein unzweideutiger Widerwille gegen die neugeknüpften Bande, ein festes Halten an dem Vaterländischen, daß man den Kaiser Napoleon noch immer als verhaßten Feind ansehe, und sich in dem Andenken an die vergangenen Waffenthaten mehr als in diesem Friedensglanze gefalle, ja im voraus an der Aussicht auf künftig zu erneuernden Krieg schon jetzt sich labe. Diese Empfindungen nach Erfordern des politischen Verhältnisses zu verbergen, konnte nicht schwer fallen, da hier bloß Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austausch, sowie an die Unsicherheit ihres Inhalts, die Hof- und Staatswelt längst gewöhnt war, und Napoleon

nährte jenen Sinn fast gewaltsam, indem sein Verfahren es nicht hehl hatte, daß er auf die österreichische Verbindung zwar den höchsten Werth lege, sofern sie ihm schmeichele und ihn den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe zeige, daß er selbst aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rücksicht bewogen sein wolle; und wirklich war er nur in den Formen minder schroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich. Aus den herkömmlichen und als solchen ausdrücklich vorgeschriebenen und demnach nichts weiteres besagenden Redensarten und Bezeigungen durfte die abgeneigte Gesinnung um so freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzosen selbst, und zwar der angesehensten und einflußreichsten, ihr zustimmte, und nicht bloß die Altadelichen und heimlichen Royalisten, die sich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, sondern sogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleon's anzugehören schienen; sie suchten ihrem durch des letztern Handlungsweise oft erregten Unwillen, ihrer durch vielfache Umstände gesteigerten Opposition, gern einen auswärtigen Anhalt, um so mehr, als ihnen jeder Eifer in dieser Richtung jetzt nur günstig auszulegen, ja gleichsam als Schmeichelei für den Kaiser geboten war, und sie dabei, wenn ihr Vertrauen und Bemühen weiter ging, in jedem Falle sich auf dem Gebiete des unverbrüchlichsten Geheimnisses sicher wußten. So schwach war die Herrschaft Napoleon's in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl seiner höheren Vertrauten, Diener, Günstlinge und sonstigen Angehörigen, die er alle mächtig und reich gemacht,

schon damals kaum drei oder vier, namentlich Duroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er persönlich rechnen dürfte.

Aber mehr als Politik und große Welt erfüllten mich die Gemüths- und Geistesneigungen, welche mir an diesem Orte schon beschieden waren, oder noch werden sollten. Gleich am ersten Abende suchte und fand ich glücklichst meinen Freund Chamisso, der nicht wenig überrascht war, mich hier und so wiederzusehen. Auch Immanuel Bekker, der hallische Freund und Gefährte, ließ sich auf der kaiserlichen Bibliothek, dem täglichen Felde seines staunenswerthen Fleißes, leicht erfragen. Schwerer war Koreff anzutreffen, der, als geistreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anspruch genommen, im eleganten Kabriolet fast immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregitzer, und bald auch zeigte sich aus Hamburg Karl Sieveking anwesend. Diesen ältern Freunden reihten sich schnell neue deutsche Bekanntschaften an, die an Reiz und Herzlichkeit mit jenen zum Theil wetteifern konnten. Ich nenne zuerst den alten ehrwürdigen Grafen von Schlabrendorf, dann den trefflichen Bibliothekar Doktor Hase, ferner einen jüngern Harscher aus Basel, Olivier aus Dessau, den lebensfrohen von Pilat, damals Privatsekretair des Grafen von Metternich; späterhin wird auch noch Doktor Gall und endlich Alexander von Humboldt, hier zufällig zuletzt, immer aber wesentlich als ein erster, zu erwähnen sein.

Wir Jüngere lebten fast jeden Tag gemeinsam, und unsre Beschäftigungen, die jedem sehr verschieden und zum Theil sehr ernstlich und dringend oblagen, wovon späterhin manches bedeutende Zeugniß kund geworden, wußten wir mit unsern Vergnügungen, worin wir ganz übereinstimmten, auf das schönste zu verflechten. In dem Musée Napoleon hatten wir unsern zuverlässigen Sammelort, nahmen von hieraus unsre Gänge zu andern Merkwürdigkeiten und Gesellschaften, wo wir auf eigne Hand, abgezogen von der großen Welt, ein idyllisches, von geistigen und gemüthlichen Interessen erfülltes Leben führten, für welches ich mir von dem glänzenden Kreise, dem ich nicht ganz fehlen durfte noch wollte, jeden möglichen Urlaub nahm. Unsre stillen Abende in dem damals ganz verlassenen, aber noch stets dem wetterwendischen Publikum zum Trotz regelmäßig eröffneten und glänzend erleuchteten Frascati, wo wir oft ganz allein die leeren Säle durchschritten und der zahlreichen Dienerschaft zu einiger Bewegung Anlaß gaben, der eben so stille Aufenthalt in einem schönen Garten der Rue Richer, wo Friedrich Schlegel's Schwägerin, Henriette Mendelssohn, wohnte, die mancherlei deutsche und französische Beziehungen um sich her vereinigte, konnten wohl zu den erfreulichsten und seltsamsten Gebilden zu rechnen sein, die aus dem gewöhnlichen Lebensgewühl von Paris sich als demselben ungleichartig absonderten und forterhielten.

Das Interesse des Tages drang inzwischen überall durch, und so hörten wir denn auch von allen Seiten sowohl die Festlichkeiten rühmen, welche bereits vorüber und von uns versäumt waren, als auch besonders das

eine letzte Fest hochpreisend ankündigen, durch das unser Botschafter die ganze Reihe der bisherigen glänzend abschließen und, wie Jedermann vorausſehe, überbieten werde. Wirklich ſah man in dem Botſchaftshotel, und hauptſächlich in dem weiten Gartenraume deſſelben, die umfaſſendſten Anſtalten täglich fortſchreiten, und bekam nach und nach einen Begriff von den verſchiedenen Theilen, aus welchen das Ganze zu einem wahren Wunderwerke ſinnreicher und üppiger Pracht ſich auf=gliedern ſollte. Man betrat mit ungläubigem Zweifel wiederholt die Stätte, wo noch der Zimmermann geſchäftig war, und in wenigen Tagen ſchon ſeine rohe Arbeit unter dem koſtbarſten Prunke verſchwunden ſein mußte. Der 1. Juli war, nach manchem Verſchieben, als der Tag des Feſtes endlich angeſetzt, der Kaiſer und die Kaiſerin hatten die Einladung angenommen, und ſo ſtand dies Ziel unwiderruflich feſt. Der Eifer und die Hülfsmittel mußten nun verdoppelt werden, man arbei=tete die Nächte hindurch, deren Friſche den Werkleuten ſogar zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshitze des ſeit Wo=chen unabgekühlten Himmels keine Raſt bringen durfte. Heiß waren Balken und Bretter anzufühlen, noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne geglüht wurden; das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte rings, und Raſen und Zweige, die grünend dem Feſte dienen ſollten, mußten künſtlich erhalten werden. Ueber das Oertliche müſſen wir noch einiges Beſtimmtere angeben.

Der Botſchafter bewohnte das ehemalige Hotel de Monteſſon in der Rue de Montblanc, ein anſehnliches,

zwischen Hof und Garten gelegenes Gebäude, das jedoch für die außerordentliche Feierlichkeit nicht genügend schien; man hatte auch das nebenliegende Hotel für diese Zeit gemiethet, und überall die nöthige Verbindung angebracht. Diese weitläuftigen Räume waren mit geschickter Anordnung eingetheilt, und den verschiedenen Scenerien und Momenten des Festes zugewiesen. Zunächst den Prachtsälen des ersten Hotels hatte man seitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte Mitte hin zu einer mäßigen Wasserstelle führte, mit großen Balken überlegt, und auf diesen, nach damals in Paris üblicher und auch bei allen vorigen Festen angewandter Sitte, den ungeheuern Hauptsaal von starkem Zimmerwerk aufgeschlagen. Die für solchen Fall schon bewährten und empfohlenen Baumeister hatten diesen Aufbau, gleich den früheren, so geschickt als geschmackvoll ausgeführt, und in dieser Hinsicht war alles nur in der hergebrachten Ordnung geschehen. Die Decke und die Seitenwände, nach außen mit Wachsleinwand überhangen, wurden inwendig mit den prächtigsten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierrath ausgestattet, die Säulenbalken, welche den mittlern Raum von einer galerieartigen Umfassung absonderten, mit den kostbarsten Stoffen reich umhüllt, und durch zahllose Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Musselin, Gaze und andern zarten Geweben schön verbunden; mächtige Kronleuchter von Krystall schwebten im Innern, luftig getragen von gold- und silberdurchzogenen Blumenketten, durch Draperien und Bänderschleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zusammenfließend. Im

Hintergrunde des Saales, auf einer mäßig erhöhten, mit golddurchwirkten Teppichen belegten Bühnenstufe, waren zwei prachtvolle Thronsitze aufgestellt, vor diesen gab der schön zusammengesetzte und sorgsam geglättete Fußboden dem Tanze freien Raum. Der Saal hatte drei Ausgänge; einer derselben, im Hintergrunde, zunächst den Thronsitzen, führte in das Innere des Hotels, und sollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenossen erleichtern; im Vorgrunde, nach der Gartenseite hin, ging zuerst links eine breite und lange Galerie ab, welche, gleicherweise wie der Saal gebaut und verziert, sich längs des Hotels hinzog, und dessen Gemächern wie dem Garten sich in vielfacher Verbindung unmittelbar anfügte; rechts, dieser Galerie gegenüber, in halber Höhe des Saales, befand sich eine Bühne für die Musiker, zu der aber nur mittelst einer äußern Treppe zu gelangen war; der Hauptausgang des Saales, ein prächtiges Portal, eröffnete sich in der Mitte des Vorgrundes, und führte über mehrere breit- und wohlgelegte Stufen in den Garten hinab, dessen nächster Raum hier auch für das Aus- und Einströmen einer großen Menschenmenge gehörig erweitert und eingerichtet war.

Für Pracht und Bequemlichkeit, für Ordnung und Angemessenheit, war von allen Seiten bestens Sorge getragen, und nichts versäumt, was dem Feste zur Auszeichnung dienen konnte. Im Gefühle jedoch, daß hier einmal, mitten in Paris und vor den Augen Napoleon's, auch die Deutschheit sich in voller Gültigkeit dürfe sehen lassen, hatte Jemand den Einfall gehabt, da doch über dem Portal des Saales billig eine Inschrift Platz finde, so müsse der Nationalstolz darauf bestehen,

daß sie in deutscher Sprache verfaßt sei, und wenn sich die Franzosen darüber wundern und ärgern wollten, so möchten sie es thun, denn sie dürften es doch nicht allzu laut werden lassen, da es die Sprache der Kaiserin sei, die man anwende, und die österreichische Botschaft gewiß das Recht habe, bei einem jener zu Ehren gegebenen Feste ihr, wie die Bilder, so auch die Sprache der Heimath zu vergegenwärtigen. Dies fand allseitige Zustimmung, und noch am letzten Tage wurde die Hand ans Werk gelegt. Für zwei Zeilen war der Raum leicht ermittelt, aber auch nur zwei Zeilen nicht sogleich schicklich ausgesonnen. Die es vielleicht besser gemacht hätten, z. B. ich selbst, lehnten die Aufforderung klüglich ab, und so drang freiwilliger Eifer um so leichter vor, und lieferte die beiden zwar nicht von bestem Korn, aber doch von gehörigem Schrot befundenen und durch den Reim wohlgelötheten Alexandriner:

„Mit sanfter Schönheit Reiz strahlt Heldenkraft verbunden,
Heil! Heil! die goldne Zeit ist wieder uns gefunden!"

Von Lapidarstil eben kein Muster, aber in Pappe für transparentes Oelpapier ausgeschnitten von guter Wirkung; die Hauptsache waren die deutschen Lettern, und diese prangten in bedeutender Größe an ihrer hohen Stelle stolz genug.

Der große Tag war endlich angebrochen, und unter letzten raschen Nachhülfen schon großentheils dahingeschwunden, die Anstalten waren vollendet, und auch die Letztbeschäftigten konnten sich nun eilig und ganz der Sorge für die persönliche Erscheinung widmen. Nichts war versäumt, diese prächtig und geschmackvoll auszustatten. Der Reichthum und die Schönheit der öster-

reichischen Uniformen überstrahlte alles, was die Franzosen in dieser Art aufbieten konnten. Die Dienerschaft, schon immer zahlreich und prächtig, war auf mehrere Hundert verstärkt, deren ein Theil in französischer Staatskleidung prangte.

Bei guter Zeit erschien eine Abtheilung Grenadiere der kaiserlichen Garde, und bezog als Ehren- und Sicherheitswache die angewiesenen Posten. Noch war es heller Tag, als schon das ganze Hotel mit Angebäuden und Garten in tausendfacher Beleuchtung schimmerte, und zwischen dem zu beiden Seiten der Straßen gehäuften Volksgedränge bereits die Wagen der Gäste heranrollten. Sämmtliche Oesterreicher hielten sich zum Empfange der Aussteigenden bereit, die Damen wurden mit schönen Blumensträußen beschenkt und zu dem großen Saale hinbegleitet.

Schon füllten sich die ringsgestellten Sitze desselben, und schon fluthete in seinem mittleren Raume die Bewegung enger. Die Schönheit, der Reiz, die Erlauchtheit und Bedeutung der Personen wetteiferten steigend mit jedem Augenblicke. Schon waren Könige und Königinnen eingeführt, aber diese selbst harrten noch der höchsten Erscheinung. Endlich verkündigte der kriegerische Befehlsruf und das Anschlagen der Waffen, dann das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsmusik die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin, deren Prachtwagen unter zahlreicher Begleitung zwischen den aufgestellten Truppenreihen glänzend einfuhr. An den Stufen des Eingangs empfingen die Familien Schwarzenberg und Metternich diese erhabenen Gäste, der Botschafter hielt eine kurze Anrede, und die

fürstlichen Frauen überreichten auserlesene frische Blumen, welche der Kaiser annahm und seiner Gemahlin einhändigte, darauf ihr den Arm gab und sie in das Innere führte, geleitet von dem Botschafter, und gefolgt von nachdringenden dichten Schaaren. Ich sah den Kaiser hier ganz nahe, und blickte ihn fest an; zum ersten Male war ich von der Schönheit seiner Gesichtszüge getroffen, aber auch von der Macht seines eisernen Aussehens. Seine Miene war streng, unbiegsam, fast böse, sein Blick vor sich hingeworfen, von Freundlichkeit keine Spur, aus diesem Munde konnten jeden Augenblick furchtbare Befehlsworte hervorgehen. Ich suchte diesem Eindrucke, der mich befangen wollte, Trotz zu bieten, und es gelang mir, ihn soweit zu bemeistern, daß ich Gedanken verfolgen konnte, deren sich zu rühmen damals nicht rathsam gewesen wäre.

Unter schmetternden Fanfaren schritt der Kaiser durch die Vorsäle und die erwähnte Galerie bis in den Hauptsaal, wo er einige Minuten verweilte, den Ort und die Menschenmenge mit scharfen Blicken flüchtig überschaute, die dargebotenen Erfrischungen zurückwies, und mit wenigen abgerissenen Worten einige nächststehende Personen nachlässig anredete. Auf die Einladung des Botschafters zu einem Gange durch den Garten, folgte er nebst der Kaiserin dem vortretenden Führer durch das Portal, und die ganze Versammlung zog gedrängt nach. In den kunstreich erleuchteten Gängen und Gebüschen waren an gewählten Punkten Sänger- und Musikchöre vertheilt, die bei Annäherung des Kaisers ihre Lieder und Harmonien begannen, und solchergestalt dem Fortschreitenden eine ununterbrochene

Triumphbegleitung bildeten. Andere schmeichelhafte Ueberraschungen, Sinnbilder und Anspielungen, waren gleichzeitig für das Auge vorbereitet.

Vor einem großen, sorgfältig geebneten Rasenplatze wurde Halt gemacht, für das kaiserliche Paar und einige andere höchste Personen waren Sitze geordnet, und die Aussicht von da geradehin auf das Schloß Laxenburg gerichtet, das in glücklicher Nachbildung täuschend dastand. Um den heimathlichen Erinnerungen der Kaiserin noch lebendiger zu schmeicheln, erschienen aus den Gebüschen, welche eine ländliche Bühne begränzten, in österreichischer Tracht Tänzer und Tänzerinnen, es waren die der großen Oper, und sie führten mit unübertrefflicher Kunst österreichische Volkstänze und eine artige Pantomime auf, welche für diesen Anlaß eigends ausgesonnen war; Krieg und Frieden spielten darin die Hauptrollen, von jenem blieben nach allen Schrecknissen nur glorreiche Siegesehren zurück, und dieser vereinte mit ihnen seine gabenreichen Segnungen.

Dieses Schauspiel endete kaum, als die Aufmerksamkeit schon durch einen neuen Gegenstand angezogen war. Wiederholtes Peitschenknallen und andringendes Pferdegestampf verkündigte einen Kurier, der bestäubt mitten aus der glänzenden und geschmückten Versammlung hervordrang, sich achtlos bis zu dem Kaiser Bahn machte, und ihm beeifert seine Depeschen überreichte. Ein freudiges Gemurmel von großen Siegesnachrichten aus Spanien durchlief einen Augenblick die gespannte Menge, allein der Kaiser, der im Geheimniß war, sagte sogleich mit Lächeln, es seien Briefschaften aus Wien, und stellte der Kaiserin ein wirkliches Schreiben

ihres Vaters zu, welches für den Gebrauch eines solchen Augenblicks eigends abgefaßt und dafür aufbewahrt worden war.

Nach dieser Scene, die nicht ohne heitre Theilnahme der Zuschauer vorüberging, wurden die Sinne wieder in vollen Anspruch genommen durch ein plötzlich aufblitzendes Feuerwerk, bei welchem die Kunst alle ihre Erfindung angestrengt und keine Verschwendung gescheut hatte. Mitten im feuersprühenden Getöse drangen jedoch plötzlich zwischen den kunstgerechten auch wilde Flammen hervor, durch einen Zufall war eines der Gerüste in Brand gerathen, und der Anblick erregte Besorgniß und Unruhe; allein mit größter Schnelligkeit rückten die schon bereitgestandenen Spritzenleute aus ihrem Hinterhalte zum Löschen heran, und sogleich war auch der Brand glücklich erstickt. Man freute sich des raschen Erfolgs, belobte die Anstalten und den Eifer der Leute, und Niemand dachte, daß schon im nächsten Augenblicke ihre Hülfe noch dringender nöthig, und, wo nicht gänzlich vermißt, doch durchaus unzureichend sein würde!

Der glänzende Zug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, und war durch mannigfach geschmückte Wege allmählig zu dem großen Saale zurückgelangt. Hier brannte die deutsche Inschrift über dem Portal den Kommenden hell entgegen, und wurde gelesen, buchstabirt, gedolmetscht. Der Kaiser soll anfangs über die fremde Sprache gestutzt, dann aber schnöde gelächelt haben, und manche französische Anmerkung glossirte den deutschen Text. Von abermaligen Fanfaren begrüßt, traten der Kaiser und die Kaiserin in den Saal, nahmen die im Grunde desselben bereiteten Sitze ein, und

die Musik für den Tanz hob unverzüglich an. Die Zeit neigte sich schon zur Mitternacht. Der glänzendste und schwierigste Theil des Festes war zurückgelegt, der noch übrige bestens im Gange, und Ball und Banket verhießen ihm in rauschenden Freuden und üppigen Genüssen die prunkvollste Dauer bis zum andern Morgen. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürsten von Esterhazy und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürstin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Botschafters, eröffnet.

Nach den Quadrillen wurde eine Eccossaise getanzt. Während dieses Tanzes war der Kaiser und die Kaiserin aufgestanden und nach entgegengesetzten Seiten längs den Reihen der Zuschauenden vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Personen, und ließen sich einige zum ersten Mal Erscheinende vorstellen. Die Kaiserin beendigte ihren Umgang sehr bald, und war bereits zu ihrem Sessel zurückgekehrt, der Kaiser aber weilte noch am andern Ende des Saales, wo ihm soeben durch die Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geborne Prinzessin von Aremberg und Schwägerin des Botschafters, ihre Töchter waren vorgestellt worden, und er setzte hin und wieder einiges Gespräch fort, als unversehens nahebei, in der hinter den Säulen umlaufenden Galerie unfern des Ausgangs zu der großen Galerie, welche den Saal mit dem Hotel verband, eine der tausend Kerzen und Lampen ihre Flamme, von einem zufälligen Luftstrome bewegt, gegen eine leichte Gaze züngeln ließ, welche kaum berührt sogleich aufflackerte und einen augenblicklichen hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verschwand, und nur noch schwach in ein paar getheilten

Flocken nachschimmerte. So gering war die Sache anfangs anzusehen, daß der Graf von Bentheim durch Anwerfen seines Hutes eines der Flämmchen glücklich ersticken konnte, der Graf Dumanoir aber, Kammerherr des Kaisers, an einem der Säulenbalken emporkletternd einen Theil des schon im Fallen erlöschenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig austrat. Einige Flocken jedoch hatten sich schon aufwärts mitgetheilt, höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich schlugen in verschiedenen Richtungen rasche Flammen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über dem Sims der Säulen hin unaufhaltsam in den höheren Mittelraum des Saales übersprangen, und schnell die ganze Decke des Saales durchkreuzten. Die Musik verstummte, und erschreckt verließen die Musiker ihre zunächst bedrohte Bühne, die zu einer äußern Treppe führende Thüre ließ eine stürmische Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen stürzte, und sie noch wilder anfachte. Der Tanz war schon aufgelöst, man drängte verworren durcheinander, doch suchte man nur erst zu fassen, was geschah, was geschehen könne.

Napoleon hatte den Ursprung der Sache mit angesehen, und wurde daher durch kein falsches Urtheil gestört, er war zu der Kaiserin getreten, und stand kalt und ruhig, den weitern Verlauf beobachtend, während mehrere seiner Getreuen, die im ersten Taumel Verrath und schwarze Verbrechen fürchteten, sich ungestüm zu ihm durchdrängten und zu seinem Schutze die Degen zogen. Der österreichische Botschafter jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiser unverrückt zur

Seite geblieben, und als er die Flammen mit erschreckender Eile weitergreifen sah, forderte er ihn dringend auf, den Saal, der nicht zu retten sein würde, augenblicklich zu verlassen. Napoleon ohne zu antworten, gab der Kaiserin sogleich den Arm, und folgte dem Botschafter gemeßnen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zur Ordnung und Besonnenheit ermahnte. Auch hielt sich Alles in leidlicher Fassung, bis der Kaiser hinausgetreten war, dann aber hörte jede Rücksicht auf, und angstvoll und gewaltsam drängte sich die tobende Masse dem Ausgange zu.

Der Botschafter hatte kaum vernommen, daß der Kaiser sogleich wegfahren wolle, als er auch schon mit klugem Vorbedachte von unterwegs einen seiner Adjutanten abschickte, um die kaiserlichen Wagen von dem Hofe des Hotels, wo sie hielten, und wo jetzt die größte Verwirrung und Gefahr zu befürchten stand, nach einer stilleren Seitenstraße beordern zu lassen, die den Garten begränzte, und wo der Kaiser an einer kleinen Pforte ungestört einsteigen, und unbemerkt abfahren, dadurch aber jedem Anschlage, wenn ein solcher mit diesem unglücklichen Zufalle sich verbinden möchte, am sichersten entgehen konnte. Allein Napoleon, bei dem weiteren Gange durch den Garten sogleich der veränderten Richtung inne, stand plötzlich still, fragte wohin man ihn führe, und den erhaltenen Bescheid des Botschafters nicht gutheißend sagte er kurz und bestimmt: „Nein, nach der Hauptpforte will ich", kehrte stracks um, und hieß die Wagen, welche schon in die Seitenstraße eingelenkt hatten, an die erste Stelle zurückfahren, wodurch

ein großer Zeitverlust entstand, welchen der Botschafter in qualvoller Unruhe, doch äußerlich gelassen, Napoleon aber mit vieler Geduld abwartete, indem er einen feindlichen Streich dort viel eher als hier für möglich zu halten schien. Die Angabe des Moniteurs, daß der Kaiser bei der Gartenpforte eingestiegen sei, ist, wie manche andre jener Schilderung des Vorgangs, eine irrthümliche.

Späterhin erst wurden diese Umstände mir aus dem Munde der unmittelbaren Zeugen so genau bekannt. Wie mich selbst aber das Ereigniß zunächst traf und in Anspruch nahm, will ich kürzlich angeben.

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gewühl der Menschen im Saale auf einen unerträglichen Grad gesteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und suchte in der freieren Galerie frische Luft zu athmen, als das Geschwirr und Geräusch des Festes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrausende verwirrte Stimmen, ich wende mich um, und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erster Blick sieht helle Flammen zucken, die sich rasch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen noch Raum zum Vordringen ist mehr frei, eine wogende Menschenfluth strömt auf mich ein, und reißt mich ungestüm in ihrer Bahn fort; einige starkbeleibte Generale, die voll Entsetzen schrieen: „O mein Gott, der Kaiser, der Kaiser ist nicht gerettet", und Andre, die ebenso nach Wasser riefen, hatten mich so in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erst im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte

die Galerie ihre Flüchtenden schon größtentheils in den Garten entlassen, der Zugang war durch Menschen nicht mehr versperrt, allein der ganze Saal stand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entsetzlichem Weh- und Angstgeschrei mit gewaltsamer Eile in den Garten abstürzte, während von innen die Flammen jeden Moment in verstärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufstiegen, schwere Kronleuchter prasselnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander stürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerstörung zeigte. Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirnisse, die Bekleidungen, Alles brannte wie vorbereitet zum Lustfeuer, die Eimer Wassers, die man hineingoß, zerstiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es sich lesen läßt, war Alles geschehen, und in den paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinschauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir selbst die Flammen an der Decke der Galerie schon weit hinaus, fielen in meinem Rücken schon brennende Draperien, Lampen und Leuchter herab, und ich durfte nicht säumen, ehe der Weg versperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Hier zeigte sich nun das gräßlichste, bewegteste Schauspiel! Wer vermöchte es zu beschreiben! Das ganze Festbauwerk loderte in Flammensäulen empor, die noch eben in diesen geschmückten Räumen versammelte Welt,

an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauste aufgelöst durcheinander; allgemeiner Schrecken, persönliche Gefahr, Angst und Sorge für die Nächsten, waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man suchte und rief die Seinigen, man durchbrach rücksichtslos das Gedränge, jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer suchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten sie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch gesehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne sie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schicksal des andern, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andre, die sich mit leidenschaftlicher Freude den wiedergefundenen Lieben in die Arme warfen, man sah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden gesunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hüffe österreichischer und französischer Offiziere aus dem Gewühl hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pfützenwasser gelöscht, während noch andre ihm die diamantnen Knöpfe vom Rock schnitten. Beson-

ders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwischen dieses Gewühl drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfnisse der Festlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majestät weniger angesehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfleistung gewaltthätig Raum, und die von festlicher Bewirthung aufgeschreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten sich in ihren flitterhaften Kostümen und mit noch geschminkten Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der stolzen Hofwelt umher, die in solcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit hatte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im Garten seine gerettete, doch schwer verletzte Tochter umarmt, aber um so verzweiflungsvoller suchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite gewesen, aber durch brennendes Gebälk, das zwischen beide niederstürzte, von ihr getrennt worden, und sie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir schalten hier am besten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokesch, in seinen lesenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umstände wiedergiebt: „Der Fürst Joseph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gespräche gestanden. Er wandte sich auf den ersten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo

die Reihen der Tanzenden so eben zerstoben, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser und dem Vicekönige selbst eine nahe Seitenthür, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrschaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte diesen, jenen; man wollte sie gesehen haben; man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie!" rief eine Stimme ihm zu. Er stürzt nach dem Orte hin, und — es ist eine Dame, die ihr ähnlich sah. Da faßt seine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahndung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein schrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er kehrte zurück zum Saale. Die Treppe ist gestürzt. Uebereinander wälzt sich die fallende Menge. Man bringt sein Kind halb verbrannt in schonender Verhüllung vorbei. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winselnde Gestalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das ganze Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es ist die Fürstin von der Leyen. Ein schwedischer Offizier, der diese so eben aus dem Saale getragen hatte, versichert, mitten in den Flammen eine Gestalt wandeln gesehen zu haben, wunderbar zugleich und entsetzlich! Fürst Joseph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da stürzt mit dumpfem Geraffel die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler

Esse wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor. Alles ist verloren."

So weit dieser Bericht. Seit dem Ausbruche des Feuers bis zu diesem bezeichneten Augenblicke war kaum eine Viertelstunde verflossen, und ich fortwährend auf dem Schauplatze des Ereignisses zugegen. Die mannigfachste Hülfsthätigkeit für die Beschädigten, Suchenden, Auffordernden, und die stürmende Eile aller Vorgänge ließen den flüchtig aufgedrungenen Eindrücken keine sorgsame Prüfung zu. Allein für manche Angaben durften sowohl die Wahrnehmungen des einzelnen Beobachters, als auch die allseitigen damit verglichenen Aussagen aller andern Augenzeugen ein ziemlich festes Ergebniß liefern. Wenn der Moniteur die Fürstin von Schwarzenberg schon außerhalb des Saales, im Garten, mit dem Könige von Westphalen, dem Fürsten Borghese und dem Grafen Regnauld sprechen läßt, so ist dies zuverlässig unbegründet; die Verwechslung des Namens war so leicht, auch konnte gutgemeinte Absicht solche Versicherung im Augenblicke hervorrufen. Wenn aber gar der ehemalige Palastpräfekt von Beausset in seinen Denkwürdigkeiten erzählt: „On vit s'élancer une femme jeune, belle, d'une taille élégante, . . . poussant des cris douloureux, des cris de mère" . . . und in dieser Weise fortfährt, die „désolante apparition" zu beschreiben, so folgt er lediglich einer dichterischen Einbildung. Niemand hat die unglückliche Fürstin als schon gerettet außerhalb des Saales gesehen oder gesprochen, Niemand sie in denselben zurückkehren gesehen. Eine solche Rückkehr wäre sogar eine völlige Unmöglichkeit gewesen. In der ersten Zeit würde der entgegenstürzende

Menschenstrom es verhindert haben, und gleich nachher, ehe dieser noch ganz versiegt war, die ungeheure Gluth selber, welcher ihn jagte und schon ereilte, und unmittelbar seine Stelle einnahm. Diese Gluth wurde in wenigen Minuten so heftig, daß man den brennenden Eingang, wie ich als Augenzeuge, der selber das Aeußerste hierin versucht, betheuern darf, auf zehn Schritte nicht ohne die Gefahr nahen konnte, in dem versengenden Anhauche des tödtlichen Qualms niederzustürzen, ja selbst der Blick vermochte in dieses Meer von Flammen und Rauch nicht mehr einzudringen, und die erwähnten Darstellungen, so wie jede künftige, sind nach diesen verbürgten Angaben zu berichtigen. Von dem Schicksale der Fürstin hatte man anfangs noch keine so schlimme Vermuthung, man durfte sie gerettet hoffen, sie konnte mit andern Personen weggefahren, sie konnte ohnmächtig irgendwo im Garten hingesunken, oder unerkannt in einem der Nachbarhäuser aufgenommen sein; man hörte nicht auf, sie zu suchen, zu erforschen, und der unglückliche Fürst Joseph erschöpfte sich in thätiger Nachfrage, in Sendungen und Versprechungen.

Mittlerweile waren Saal und Galerie völlig niedergebrannt, und ungeachtet die Feuerspritzen schon eine Weile thätig wirkten, hatte die Flamme doch das Hotel selbst ergriffen, und drohte auch dieses in Asche zu legen. Das Archiv gerieth zuerst in Gefahr, es zu retten war die größte Anstrengung nöthig; alle Oesterreicher legten Hand an, Wasser zu tragen, Geräthe fortzuschaffen, Haken und Aexte, wo es nöthig, anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, selbst die Uniform, die in der Hitze nur lästig, und wie die ganze Bekleidung,

durch Brand, Wasser und Arbeit schon vielfach beschädigt war.

Die Fremden hatten sich größtentheils verzogen; nur noch die näheren Angehörigen und einige vertraute Bekannte des Hauses, sowie mehrere französische amtliche Personen arbeiteten und forschten noch immer auf dem Schauplatze so großen Unheils und Jammers. Anstatt der geschmückten und frohen Gäste füllten kaiserliche Gardesoldaten, durch herbeigeeilte Verstärkung wohl gegen tausend Mann betragend, den Hof, die Säle und den Garten, und dieser neue ernstprächtige Anblick ergriff das Gemüth durch den Kontrast mit eigenthümlicher Macht. Ein noch stärkerer Eindruck stand bevor.

Der Kaiser hatte die Kaiserin nur bis zu ihrem Wagengefolge gebracht, das zur Rückfahrt nach St. Cloud in den elysäischen Feldern ihrer harrte, und war dann nebst einem Adjutanten stracks zurückgekehrt. Unvermuthet trat er hervor im grauen Ueberrock, und sein Erscheinen verbreitete Ernst und Schweigen. Er hieß alle vorhandene Fremden sogleich den Platz räumen, befahl die Zugänge überall zu besetzen, und ordnete selbst die Anstalten gegen das noch nicht völlig bezwungene Feuer; der Wasserstrahl einer Spritze soll ihn hiebei unversehens getroffen und fast umgeworfen haben, ohne daß er sich dadurch stören ließ. Die Erkundigungen über die Beschädigten brachten nunmehr bald eine zuverlässige Uebersicht zuwege, die Nachforschungen wegen der noch stets vermißten Fürstin wurden mit durchgreifender Macht betrieben. Zugleich ging ein furchtbares Gericht über die Anstalten und die dabei betheiligten Behörden. Der Polizeipräfekt von Paris, Graf Dubois,

hatte einen harten Stand, er sollte Alles wissen, Allem vorgesehen haben, von Allem Rechenschaft geben; die rauhe Strenge Napoleons beeiferte den geschmeidigen Diener nur zu erhöhter Thätigkeit, er entschuldigte sich nur leise, wandte sich nach allen Seiten, ordnend, bittend, fragend, jeden Augenblick zu dem Kaiser zurückeilend, und ihm die inzwischen angehäuften neuen Vorwürfe und anfahrenden Worte demüthig abnehmend. Am schlimmsten erging es dem Anführer der Spritzenleute. Der General, Graf Hulin, der seinen Eifer zeigen und auch wohl zu eignem Besten den Zornausbrüchen des Kaisers einen Gegenstand anweisen wollte, stürmte mit brutaler Gewalt auf den armen Mann los, stieß ihn mit der Faust mehrmals vor die Brust und trat mit dem Fuße nach dem Zurücktaumelnden, unter heftigen Vorwürfen und Schimpfreden; Napoleon sah streng und blitzend in einiger Entfernung zu. Der Auftritt endete mit Verhaftung und Hinwegführung des Spritzenmeisters, der nach langer Gefängnißstrafe schimpflich aus dem Dienst entlassen wurde. Von einiger Schuld der Fahrlässigkeit mag er, wie der Herzog von Novigo behauptet, nicht freizusprechen gewesen sein, die Hülfe war nicht schlagfertig, nicht im ersten Augenblicke wirksam, allein es gab damals viele Stimmen, die ihn entschuldigten, und allgemein war die Ueberzeugung, daß schon bei dem Austritte des Kaisers aus dem Saale, — und vorher konnte keine Spritze auf dem Platze, ja kaum gerufen sein, — keine Macht der Löschanstalten das brennende Gebäude könnte gerettet haben.

Indessen wurden die Bemühungen, über das Geschick der vermißten Fürstin Auskunft zu erlangen, heftig

und angstvoll fortgesetzt. Die vornehmeu Hof- und Staatsdiener Napoleons flogen hin und her, die Boten eilten nach allen Richtungen und kamen wieder, immer fruchtlos, nirgends war eine Spur der Geretteten so wenig als der Verunglückten zu finden. Alle Wohnungen der Freunde und Bekannten waren beschickt, die ganze Nachbarschaft, jeder Winkel des Gartens, und auch die noch sprühende Brandstätte so viel als möglich durchsucht; Alles umsonst. Ein Bild des trostlosesten Jammers irrte der unglückliche Fürst umher, bald in den Gartengängen, bald in den Sälen erscheinend, die körperliche Erschöpfung ließ ihn fast schon zusammensinken, während die Qual des Gemüths ihn zu immer neuen Anstrengungen aufregte. Man suchte ihn fortzubringen, zu beruhigen, aber nichts wirkte auf ihn, auch die Gegenwart und Anrede des Kaisers glitten stumpf an dieser starren Verzweiflung ab.

Napoleon, des fruchtlosen Dastehens überdrüssig, und, nachdem das Feuer bis auf einzelne Gluthstellen bezwungen worden, schon ohne Gegenstand persönlicher Thätigkeit, kehrte nach St. Cloud zurück. Die Grenadiere seiner Garde aber richteten sich zum Uebernachten ein, und selten mag ein Biwack so glänzende und köstliche Bewirthung gefunden haben. Die für das Gastmahl des Hofes bestimmten Speisen und Weine wurden ohne vielen Unterschied ausgetheilt.

Auch wir Andern, nach so vielfacher Arbeit und Erregung endlich müßig und matt, von den aufeinander gefolgten heftigen Eindrücken verstört und überwältigt, mußten zuletzt Erholung und Stärkung suchen, setzten uns zu den ersten den besten der reichgedeckten

Tische, und genossen der vorhandnen Labung. Begierig tauschten wir jetzt unsre einzelnen Wahnehmungen und Vermuthungen aus, hier erläuterten sich die mannigfachen Umstände, ergänzten sich die getheilten Anschauungen, stellte sich allmählig einiger Zusammenhang auf; man hatte so vieles zu fragen, so vieles zu berichten, allein Schrecken und Besorgniß wogten noch immer auf und nieder, und bei so vielem Unglück, das man wußte, blieben noch unruhige Zweifel und bange Ahndungen genug.

Das Gewitter, welches schon lange am Himmel gestanden, brach jetzt als ein grausenvolles Zwischenspiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag, die Gebäude erzitterten, der Regen rauschte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erst durch ihn gelöscht.

Als nach kurzem Austoben die Gewitternacht sich wieder zertheilte, sah zwischen den schweren Wolken schon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die so eben durchlebten Ereignisse, welche, wie ein verworrener Traum, nicht faßbar noch verscheuchbar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Ueberbleibseln zu untersuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelten uns bald in schweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandstätte, ein düstres Angehäuf von Schutt und Wust; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauersteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen, in den zufälligen Tieflücken schmutzige Wasserpfuhle zusammengestockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zerkrümmte Degen, Armbänder und andern Schmuck, den die Gluth fast

unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir stiegen Graf Hulin und Doktor Gall forschend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin stehen, sieht starr vor sich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doktor Gall, kommen Sie hierher, hier ist ein menschlicher Körper!“ Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den diese Worte hatten; jeder Nerv wurde erschüttert, die Brust mit Angst erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräusch und suchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewissern; erst nach und nach wurde er unsern Augen deutlich. Von Balken und Kohlen halbverdeckt lag in der Tiefe ein schwarzgebrannter, eingeschrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menschliche Gestalt in dieser Zerrüttung nur mit Hülfe der Einbildungskraft herauszufinden. Die eine Brust nur, welche zufällig im angesammelten Wasser zu liegen gekommen war, hatte sich erhalten, und ihre frische Weiße stach gräßlich gegen die übrigen mumienschwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt solcher Zerstörungsanblicke, stieß doch dieser mein Auge unwillkürlich zurück. Gall stieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürstin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden sich an dem Körper, sie wurden dem Botschafter gebracht, der unsern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder; sie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In diesem Augenblicke der sich entfaltenden Gewißheit entsank Allen der Muth, tiefe Trauer senkte

jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar starke Gewitterschläge, die letzten, erschütterten gleichzeitig die Atmosphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg sein Unglück beizubringen, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umstände ihrer Lage gaben wenigstens die tröstliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht lebendig verbrannt sei. Wahrscheinlich hatte sie, abgeschnitten von dem Hauptausgange, oder das dort stockende Gedränge zu meiden wünschend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen gesucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erstickt und erst nachher durch die Flammen selbst ergriffen worden, mit dem einstürzenden Bretterboden aber in jene Wassertiefung hinabgesunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerstörung und des Jammers; doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken, die furchtbarsten Traumbilder schreckten das hinsinkende Haupt schnell wieder zum wachen Anschauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um so volkreicher belebt waren, zeigte der Morgen schon seine volle Thätigkeit.

Ganz Paris war durch Schrecken und Neugier in unruhige Bewegung versetzt. Die Nachricht von dem Brande, durch den Gluthschein unmittelbar verkündet, hatte sich mit Schnelligkeit weithin ausgebreitet. Man vermuthete Anschläge gegen das Leben des Kaisers, den Ausbruch irgend einer großen Verschwörung, Un-

gewißheit jeder Art spannte die Gemüther. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt gewesen sei, daß die Feinde des Kaisers, innere und äußere, durch einen kühnen Streich sich des verhaßten Herrschers, seiner Familie und seiner anhänglichsten Diener entledigen gewollt, bestand einen Augenblick allgemein, streifte wenigstens die Vorstellung der meisten Franzosen, und war bei manchen auch späterhin nicht leicht auszutilgen, die dawiderlaufenden Berichte und Zeugnisse wurden zweifelnd angehört; erst am dritten Tage erschien der ausführliche Bericht im Moniteur, dessen absichtsvolle Fassung wiederum nicht ganz befriedigte. Doch konnte gegen die Uebereinstimmung so vieler Augenzeugen und gegen den starken Beweis, welcher in Napoleons fortgesetztem Benehmen lag, kein grundloser Wahn sich halten, und zuletzt mußte in Frankreich wie im Auslande die verbürgte Wahrheit doch den Sieg behaupten.

Nun folgte eine Reihe trauriger Tage, in denen man fast nur in dem Rückblick auf die allbesprochene Begebenheit und in den düstern Nachwirkungen derselben fortlebte. Die Bestattung der Fürstin Pauline von Schwarzenberg wurde mit herkömmlichem Trauerprunke feierlich vollbracht. Dann kamen hintereinander die Leichenbegängnisse der Fürstin von der Leyen, der Generalin Touzard und noch mehrerer andern Frauen hohen Standes, die nach schrecklichen Leiden im Verlaufe der nächsten Tage oder Wochen an ihren Brandwunden starben; im Ganzen waren über zwanzig Personen verunglückt, mehr oder minder beschädigt über sechzig. Die junge Fürstin von Schwarzenberg, der

Mutter gleichnamig, und nur kaum dem Loos entrissen, das der unglücklichen geworden, lag an den empfangenen Verletzungen viele Wochen danieder, während deren man für ihr Leben besorgt war; auch das Wiederaufkommen des russischen Botschafters Fürsten Kurakin blieb noch lange zweifelhaft. Sehr bedeutend war von allen Seiten der Verlust an Kostbarkeiten; man schätzte ihn auf ein paar Millionen; der österreichische Botschafter trug neben seiner eignen großen Einbuße auch die vieler andern Personen, denen er das Verlorne oder Beschädigte ersetzte.

Ein tiefer und unheilvoller Eindruck des ganzen Ereignisses war unverkennbar. Er setzte sich unwiderstehlich in Gemüth und Einbildungskraft fest, und wiewohl man von obenher Alles anwandte, um ihn herabzustimmen und auszulöschen, so erhob er sich doch in düstren Weissagungen, welche auf die Unglücksfälle bei Vermählung der österreichischen Erzherzogin Maria Antoinette und des französischen Dauphins, nachherigen Königs Ludwigs des Sechszehnten, zurückgingen, solche mit dem späteren jammervollen Ausgange des königlichen Ehepaars in Bezug setzten, und den neusten Vorfall nur zur Bestätigung dienen ließen, daß über den Verbindungen Frankreichs nach dieser Seite ein warnendes Verhängniß schwebe. Die Folge der Begebenheiten aber wollte dem abergläubischen Wahne auch diesmal zum Theil ein wenigstens scheinbares Recht nicht fehlen lassen! —

Am Hofe Napoleons.

Paris, 1810.

Unsre Anwesenheit in Paris dauerte schon mehrere Wochen, und noch immer fand keine diplomatische Audienz Statt. Endlich wurde diese angesagt, und wir rüsteten uns, dem Kaiser Napoleon vorgestellt zu werden. Vorher führte der Fürst von Schwarzenberg uns noch zu einigen Großen des Hofes und Reichs, besonders aber zu Berthier, dem Fürsten von Neufchatel und Wagram, wie er damals hieß. Wir fanden eine zahlreiche Versammlung, die Herren herumgehend und im wechselnden Gespräch, dem man doch einige Behutsamkeit anmerkte, die Damen feierlich auf ihren Stühlen, und nicht sehr lebhaft unterhalten. Der General Graf von Neipperg, mein Oberst, und ich, waren wie es schien die einzigen Fremden, und man bemächtigte sich unser mit Beeiferung. Berthier war äußerst freundlich, er hatte ein gutmüthiges, zuvorkommendes Wesen, und die Art Ruhe, welche mit großer Tüchtigkeit sich immer gern verbindet. Mir hat er sehr gefallen, und ich konnte die Meinung, welche schon damals ihm alle

höhere Fähigkeiten absprechen wollte, gar nicht gelten lassen. Kraft, Sicherheit und Erfahrung sprachen aus seinem ernsten Gesicht, und was er sagte, war lebendig und klar. General Neipperg nöthigte ihn zu einem ziemlich ausführlichen Gespräch über die Schlacht von Marengo, und einige Einzelheiten derselben wurden eifrig durchgesprochen. Berthier hatte diese Schlacht in einer besondern Druckschrift geschildert, aber mit großen Irrthümern, sowohl in Verschweigungen als in falschen Angaben, welche man fast nur als absichtliche ansprechen konnte, die Vorgänge waren so gestellt, wie die spätere Willensmeinung des Kaisers sie forderte; hauptsächlich ging die Sage, dem in der Schlacht gebliebenen General Desair sei manches Verdienstliche beigelegt worden, welches noch Lebenden gebühre, aber in diesen anzuerkennen und zu belohnen dem Sinne des Kaisers nicht genehm sei. Dem kundigen Neipperg gegenüber hatte Berthier einen harten Stand, doch führte er seine Sache gut, wußte immer neue Thatsachen und Gründe anzuführen, und wie damals, ungeachtet der Vortheile der Oesterreicher, der Sieg dennoch den Franzosen zufiel, so blieb hier auch im Gespräch Berthier, ungeachtet der Gegner gewiß größeres Recht hatte, im Vortheil. Als darauf hingedeutet wurde, wie zweifelhaft noch ganz zuletzt, da Desair schon gefallen war, die Sachen gestanden, und wie Bonaparte selber noch unsicher mißtraut habe, meinte Berthier, darin habe der Feldherr ganz Recht gehabt, wenn auch der Sieg ihm bereits errungen gedäucht, und fügte nachdrücklich hinzu: „C'est toujours après les succès que je crains le plus dans la guerre, et rien de si dangereux que le commen-

cement d'une victoire.“ Die Ankunft mehrerer Damen störte die Unterredung, Berthier ging jene zu begrüßen, und that es mit vieler Anmuth.

Man rühmte Berthier, daß er, ungeachtet seiner fürstlichen Hofhaltung und großen Reichthums, in seinem Benehmen schlicht und in seinen Ansprüchen mäßig geblieben sei, noch immer den alten Ton mit seinen Kriegsgenossen habe, und für den Kaiser wohl die treuste Anhänglichkeit, doch keineswegs den höfischen Diensteifer zeige, den so viele Andre, und namentlich Davoust, auf die alleruntergebenste Weise an den Tag legten. Von Bernadotte hingegen erzählte man, daß er mit der ihm eignen Fröhlichkeit laut über das Hofwesen spotte, den Kaiser in seiner angenommenen Scheinwürde lächerlich finde, sich selber noch immer zu republikanischen Grundsätzen bekenne, und seiner Fürstenwürde ungeachtet mit den alten Waffengefährten ganz auf brüderliche Art umgehe.

Berthier hatte uns freundlich gefragt, wie wir uns in Paris vergnügten, ob wir die Kunstsammlungen schon alle besucht hätten, und davon nahm ein ältlicher französischer General, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, die Gelegenheit über das Musée Napoleon zu sprechen, wobei er seine Verwunderung bezeigte, nur so wenige der eroberten Kunstwerke in Paris zu sehen, denn er habe in den fremden Ländern, sagte er, wohl dreimal so viel einpacken sehen, zwischen dem Abschicken und Ankommen aber scheine ein großer Theil einzuschwinden. Wie nachlässig man überhaupt mit dem Weggeschleppten umging, davon kann folgendes Beispiel genügen. Napoleon hatte das preußische Siegesdenkmal

auf dem Schlachtfelde von Roßbach wegnehmen und nach Frankreich abführen lassen; dasselbe war ohne Kunstwerth, eine schlichte Säule von Sandstein, aber durch seine Bedeutung dem französischen Kriegsruhm ein unschätzbarer Besitz. Gleichwohl verlor sich diese Säule, und als man nach geschlossenem Frieden Muße fand an ihre Aufstellung zu denken, war sie nirgends zu finden. Der Kaiser tobte, man erkundigte sich unter der Hand, unter andern auch bei Chamisso, wie sie denn wohl ausgesehen habe, und war nahe daran, eine falsche unterzuschieben. Endlich fand sich doch die rechte unverhofft in Brest wieder, und man wußte nicht, wie sie dorthin gerathen sei. Sie steht jetzt, durch die Tapferkeit der Preußen wieder erobert, als zweifaches Siegesdenkmal auf ihrem ursprünglichen Ort.

Bei Berthier sah ich auch Denon wieder, der aber mit all seiner Freundlichkeit nur einen widrigen Eindruck machte, und in seinem habit habillé mit Stahldegen und Spitzemanschetten einem geputzten Affen gleich sah. Auch ein ehemaliger Adjutant des Kaisers, und jetziger Kammerherr, den ich in Wien als Militair sehr hübsch gefunden, nahm sich in seinem rothen gestickten Hofrocke ganz vertrackt aus. Damit die Gesellschaft noch bunter würde, kamen auch zwei Geistliche in rothen Strümpfen, und schienen sich des bischen Lebens, das an dieser Stätte der Revolution ihnen wieder zugeflossen war, gar sehr zu freuen. Berthier hatte sich mittlerweile in ein Nebenzimmer entfernt, und die Gesellschaft war entlassen. Als die Geistlichen weggingen, flüsterte mir der eine, — es war der Kardinal Maury — im Vorbeistreichen die Worte bedeutend in's Ohr: „Nous avons

beaucoup de joie de vous voir ici!“ Ich sah ihm erstaunt nach; was er laut und öffentlich als eine gewöhnliche Artigkeit hätte sagen können, sagt er mit heimlicher Freude, und mir? Es bezog sich aber wohl auf den Umstand, daß von österreichischer Seite ganz kürzlich die dringendsten Verwendungen für den Pabst geschehen waren.

Am Sonntage den 22. Juli war seit dem Brandunglück wieder die erste Audienz des Kaisers, und man verhieß, sie würde ungemein feierlich und prächtig sein. In Berlin hatte ich Napoleon oftmal unvermuthet und ungesucht gesehen, auch in Wien und Schönbrunn nochmals, aber stets in zu großer Entfernung, als daß es ein bestimmter Eindruck hätte werden können. Bei dem Feste des Fürsten von Schwarzenberg hatte sich mir der Anblick des Mannes in dem Sturme der entsetzlichen Vorgänge, welche dieses Fest unterbrachen, wieder verdunkelt. Ich nehme daher an, daß ich ihn zuerst an dem Tage gesehen, wo ich ihn recht gesehen, nah und bequem, und hinreichend lange, an dem Tage jener Vorstellung. Die häufige Gelegenheit, die sich mir seitdem erneute, in den Tuilerien und in Saint-Cloud, — an letzterem Orte besonders bei den herrlichen, nur für den Kaiser und seine Hofgäste bestimmten Bühnendarstellungen, wo Talma, Fleury und die Raucourt glänzten, — diente nur dazu, jenen Haupteindruck zu befestigen und gleichsam auszuarbeiten.

Wir waren nach den Tuilerien gefahren und kamen durch ein großes Gedränge von Garden und Volk in ein Gemach, von welchem ich unter dem Namen der Salle des ambassadeurs schon gehört hatte. Die Art,

wie hier in dem engen, übelverzierten Pferch so viele erlauchte Personen dicht zusammengedrängt standen, hatte etwas lächerlich Beleidigendes, woran die Scherze der Pariser sich gar zu gern übten. Die reichsten Uniformen und Staatskleider arbeiteten sich mit Mühe und Sorge durcheinander hin und her, von kaiserlichen Livreen untermischt, die im Gedränge Erfrischungen ausriefen, und durch die nahe Gefahr immer ihre Nächsten in allen Bewegungen gleichsam suspendirten. Das Gespräch war laut und lebhaft von allen Seiten, man suchte Bekannte, bessern Platz, größere Helle. Eine feierliche Stimmung, eine würdige Spannung schien Allen fremd, und was man mitzubringen nicht vermochte, war nichts vermögend hier zu erregen. Der ganze Anblick hatte etwas Fatales, man befand sich schlecht, und wartete verdrossen. Mit besonderem Wohlgefallen jedoch verweilte mein Auge auf den Mitgliedern der österreichischen Botschaft, deren Haltung und Betragen nicht die Würde verläugnete, die dem alten Kaiserhause gebührte. Besonders hatte der Fürst Schwarzenberg ein stattliches Ansehen, seine Ruhe war ohne Lässigkeit, sein Ernst ohne angenommenes Gewicht, und eine rechtschaffene Güte lag in dem Ausdruck seines ganzen Wesens, das sich auf diese Art vortheilhaft unterschied von der lächelnden Salonbetriebsamkeit, der hofmännischen Spannung, und der weltmännischen Nichtigkeit, die aus dem Wesen so vieler Andern, die ihre Stellung an diesem Hofe nicht erkannten, und kein Gefühl ihres Verhältnisses hatten, widrig hervorblickten. Dies galt besonders von den Personen, welche von der Zeit mit fortgerissen und doch von ihr vergessen waren, wie dies bei so vielen Hofleuten der

neuen Höfe der Fall sein mußte. Wenn diese Leute, die vornehmsten und gewandtesten, die in so vielen und weiten Kreisen zu finden waren, wenn diese hier so unbedeutend und leer dastehen, wenn sie hier nicht glänzen, in ihren Edelsteinen, Stickereien und Kreuzen, im Gefühl aller Auszeichnung, in der Anerkennung aller ihrer Ansprüche, hier, wo einer der Augenblicke ist, zu denen sie erzogen, auf welche alle ihrer Thätigkeit, ihre Einrichtung und Gewöhnung von Jugend auf gewandt worden, was sollen sie denn im Rathe des Fürsten, in des Landes höchsten Verwaltungsstellen, im Angesicht des Heeres sein, lauter Dinge, die sie nie so ernstlich bedacht und geübt haben, als die Vortheile gesellschaftlicher Erscheinung? Mich ergriffen diese Betrachtungen um so lebhafter, als man gewohnt war, in öffentlichen Berichten, namentlich von den französischen Höfen, als von dem Wohnsitze der Würde, der Feierlichkeit und imponirenden Größe zu reden, da man doch fast nur Unordnung, Armseligkeit und Lächerlichkeit fand.

Endlich erschien die Zeit, zur Audienz hinaufzugehen; auf die erste Ankündigung davon stürzte alles ordnungslos gegen die Thüre, man drängte sich, stieß und schob den Nachbar ohne Umstände. Kammerherren, Pagen und Garden füllten die Gänge und Vorzimmer; unruhige Geschäftigkeit zog auch hier die Augen auf sich, und die Soldaten schienen die einzigen, die sich mit einiger Sicherheit in ihrem Dienste zu benehmen wußten, was sie freilich auch nicht am Hofe, sondern von ihren Feldwebeln gelernt hatten.

Nachdem man im Audienzsaale einen Halbkreis gebildet, und sich in mehrere gedrängte Reihen gestellt

hatte, kündigte bald der Ruf: l'Empereur! die Erscheinung Napolcons an, der von der hintern Seite des Saales hereintrat. In einfacher blauer Uniform, seinen kleinen Hut unter dem Arm, ging er schwerfällig auf uns zu. Seine Haltung drückte den Widerstreit eines Willens aus, der etwas erreichen möchte, und eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden soll. Ein günstiges Erscheinen wäre ihm wohl lieb gewesen, und doch schien es ihm nicht recht der Mühe werth, der Mühe, die er sich darum geben sollte, denn von Natur hatte er es wahrlich nicht. Daher Nachlässigkeit und Absicht abwechselnd in ihm hervortraten, und nur in Unruhe und Mißbehagen zusammenflossen. Er wandte sich zuerst an die österreichische Botschaft, welche die eine Spitze des Halbkreises einnahm. Die Folgen des unglücklichen Festes waren Anlaß mancher Fragen und Bemerkungen. Der Kaiser wollte theilnehmend erscheinen, er brauchte sogar Worte der Rührung; doch gelang ihm dieser Ton keineswegs, und er ließ ihn auch bald wieder fallen. Für den russischen Botschafter Kurakin hatte er schon minder freundlichen Ausdruck, und im weiteren Fortschreiten mußte ihn irgend ein Anblick oder Gedanke heftig aufreizen, denn er gerieth in furchtbaren Aerger, fuhr gegen einen der Anwesenden, der nicht zu den bedeutendsten gehörte und dessen Namen mir nicht mehr erinnerlich ist, schrecklich los, war mit allen Antworten unzufrieden und forderte immer neue, schalt und drohte, und hielt den armen Menschen eine geraume Zeit in qualvoller Vernichtung. Die nähergestandenen Zeugen, welche nicht ohne eigne Angst diesen Auftritt mitansahen, betheuerten nachher,

es sei gar keine Ursache zu solchem Grimm gewesen, der Kaiser habe nur Gelegenheit gesucht, seine üble Laune auszulassen, und er thue dies sogar absichtlich an solchem armen Wichte, damit alle Andern in Schrecken gesetzt und jeder Trotz im voraus unterwürfig gestimmt würde.

Als er weiterging, suchte er wieder gemäßigter zu reden, allein seine Mißstimmung klang noch immer durch. Er sprach kurz, hastig, hingeworfen, die gleichgültigsten Sachen mit einer leidenschaftlichen Schnelle, ja wenn er gütig sein wollte, klang es immer noch, als sei er zornig. Ich habe kaum eine so rohe, ungezähmte Stimme gehört, als die seinige.

Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf die Erde vor sich niedergeheftet, und streiften nur ruckweise schnell und scharf über die Anwesenden hin. Wenn er lächelte, so lächelte blos der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finster blieben Stirn und Augen. Zwang er, wie ich späterhin wohl gesehen habe, auch diese, so bekam sein Gesicht einen noch verzerrtern Ausdruck. Diese Verbindung von Lächeln und Ernst hatte etwas furchtbar Abschreckendes. Ich weiß nicht, was ich von den Leuten denken soll, die in diesem Gesicht Anmuth und seine Freundlichkeit einnehmend gefunden haben. Waren doch seine Züge, bei unläugbarer plastischen Schönheit, wie Marmor hart und streng, jedem Vertrauen fremd, jeder Herzlichkeit unfähig!

Was er sprach, war immer, so oft ich ihn reden hörte, gering, sowohl dem Inhalt als dem Wortausdrucke nach, ohne Geist, ohne Witz, ohne Kraft, ja bisweilen ganz gemein und lächerlich. Faber hat in

seinen Notices sur l'intérieur de la France ausführlich über die Fragen gesprochen, welche Napoleon bei vielen Gelegenheiten zu machen pflegte, und deren Scharfsinn und Kunde so oft mit Unrecht gepriesen worden, ich hatte damals das Buch noch nicht gelesen, fand aber später alles darin bestätigt, was ich selbst gesehen und gehört hatte. Sein Fragen glich nicht selten der Lektion eines Schulknaben, der, seiner Sache nicht ganz gewiß, beständig leise für sich hersagt, was er für den Augenblick des Gebrauchs sonst vergessen zu haben fürchtet. Dieses ist wörtlich wahr von einem Besuche, welchen Napoleon kurz vorher auf der großen Bibliothek gemacht hatte, da er schon auf der Treppe immerfort nach der klassischen Stelle im Josephus schrie wo dieser von Jesus spricht, und für diesmal kein andres Anliegen zu haben schien, als diese seine wahrscheinlich eben erst erlangte Kenntniß zu zeigen; es schien durchaus, als habe er seine Frage auswendig gelernt. Einen ansehnlichen Mann aus dem nördlichen Deutschland fragte er, aus welchem Lande er sei, und als dieser die nah an Holland gelegene Gegend genannt hatte, rief Napoleon im Weggehn halb trotzig und halb freudig: „Ah! je sais bien, c'est du Nord, c'est de la Hollande!“ Nicht so glücklich traf er es mit Lacepède in der Naturaliensammlung, dort sah er die Giraffe für einen Vogel an, und pries das langhalsige Thier als solchen sogar seiner Gemahlin, welche mit Lacepède über den Irrthum des Kaisers ganz ängstlich wurde, so daß dieser, dadurch aufmerksam gemacht, in seiner Rede unwillig abbrach, und außerordentlich mißvergnügt davonging. Der kleinliche Eifer, mit dem Napoleon auch in dem Kreise der

geselligen Mittheilung, der ihm ganz fremd ist, bewundert zu sein strebt, war sehr oft geradezu lächerlich, es mißlang ihm hier alles in dem Grade, als ihm in andern Dingen, zu unserm Unglück, alles gelang. Er liebte zwar eigentlich nur, den Menschen etwas Beleidigendes oder wenigstens Unangenehmes zu sagen, allein auch dann, wenn er etwas anderes sagen wollte, brachte er es höchstens zum Unbedeutenden, und da traf es sich wohl einmal, daß er einer ganzen Reihe von Damen, wie ich in Saint-Cloud selber mit anhörte, zwanzigmal nur immer dasselbe Wort wiederholte: „Il fait chaud.“

Wahr ist es, man führt sehr kräftige Machtworte von ihm an, und seine Befehle sind meistens streng und kurz; allein selbst darin ist mehr die Macht bedeutend, und der Nachdruck der Worte kommt vom Kaiser, nicht vom Redner. Mehrere glückliche Einfälle, welche die Herumträger seines Hofes ihm zuzuschreiben pflegten, gehörten Andern an, die ihr geistiges Eigenthum, das der Kaiser einsteckte, ehrfurchtsvoll verläugneten. Sprach er anhaltend, in größerer Fülle der Mittheilung, wie er dies auch oft liebte, und sich dann gränzenlos in Redensarten erging, Thatsachen und Gründe mit größter Geläufigkeit aufeinander häufend, so vermißte man nur allzusehr Ordnung und Folge, Klarheit und Festigkeit der Begriffe; nur seine Zwecke und Absichten verlor er dabei nicht aus dem Auge, wiewohl er dieselben am wenigsten durch seine Reden, sondern sichrer durch andre Mittel, durch seine Ueberlegenheit als Feldherr und durch das eiserne Machtgebot seines Willens erreichte. In diesen Eigenschaften ist seine wahrhafte Größe, und man braucht ihm keine andre anzudichten, um in ihm

stets einen der außerordentlichsten Menschen zu sehen, welche jemals erschienen sind. Die Gabe schöner Rede und anmuthigen Ausdrucks, deren Alexander, Cäsar und Friedrich theilhaft waren, hatte sich Napoleons Eigenschaften nicht gesellen können, sein Geist widersprach ihr, und noch mehr sein Gemüth.

Deßhalb, weil er auf diesem Gebiete gar keine Waffen hatte, und nichts erwiedern konnte, war Napoleon auch so über alle Maßen empfindlich und aufgebracht, wenn irgend ein geistreiches, scharfes oder scherzhaftes Wort gegen ihn laut wurde, und ein spöttisches Lied, ein schmähender Witz konnte ihn zu wahrer Wuth bringen. In jener Zeit ging ein Lied auf seine zweite Vermählung umher, das ganz im untersten Volkston gedichtet, doch ohne Zweifel seinen Ursprung in der höheren Klasse haben mußte. Der Kaiser sah seinen Glanz und seine Macht durch ein gemeines Lied befleckt, und schnaubte Rache; aber die Polizei wußte den Verfasser so wenig als die Verbreiter zu entdecken. Auch mir war dasselbe durch die Stadtpost ohne Namen in schlechter Abschrift zugeschickt worden, ich hatte mich mit den vertrauteren Freunden heimlich an den lustigen Versen ergötzt, und konnte sie schon auswendig hersagen. Sehr ungelegen traten mir jetzt, als grade der Kaiser übellaunig und finster an mir vorüberging, unwillkürlich Worte und Melodie jenes Liedes in den Sinn, und jemehr ich sie abweisen wollte, desto heftiger drängten sie sich hervor, so daß die von der Spannung des Augenblicks gereizte Einbildungskraft schon schwindelte, und bei dem geringsten Anstoß unvermeidlich in das tödtlichste Aergerniß stürzen zu müssen glaubte, — als

glücklicherweise die Audienz ihr Ende erreichte, und wiederholte tiefe Verbeugungen das Abtreten Napoleons begleiteten, der an mich keines seiner Worte, sondern nur einen durchdringenden Blick gewendet hatte, mit dessen Weiterschweifen eine wirkliche Gefahr mir zu schwinden schien.

Nach der Entfernung des Kaisers athmete alles auf, wie befreit und erlöst von einer schweren Last. Allmählig wurde die Gesellschaft auch wieder laut, und ging dann völlig in die lärmende Unordnung, in die drängende Eile über, welche zu Anfang geherrscht hatte. Besonders waren die französischen Höflinge bemüht, ihre noch eben gehabte furchtsame und erschrockne Haltung durch nunmehrige Lustigkeit wegzuläugnen, und noch auf den Treppenstufen, die wir hinabstiegen, erschallten Ausbrüche des Lachens und Witzelns über den Hergang der Audienz, deren Würde und Schrecken schon hier aufhörten.

Napoleons Persönlichkeit wirkte zauberhaft und mächtig, wo er wirklich er selbst war, an der Spitze der Truppen, im Felde, wenn er kriegerische Anordnungen traf, seine Machtgebote ergehen ließ. Wollte er aber ihm Uneignes vorstellen, beabsichtigte er Eindrücke, suchte er in Gebieten zu gelten, die nicht die seinigen waren, so gab er nur allzu leicht die schlimmsten Blößen, und bethörte nur etwa Neulinge und Schwachsinnige. Die Erinnerung an ihn und sein im Geiste der Nachlebenden neuerschaffenes Bild haben mehr Begeisterung für ihn erweckt, als seine Gegenwart es vermocht. Es klingt unglaublich, ist aber bestimmt wahr, daß in Paris, bei aller Bewunderung und Furcht, welche der Kaiser einflößte, doch weder im Volk, noch in den höhern Klassen,

und am wenigsten in seiner gewohnten Umgebung, eine eigentliche Verehrung für ihn, ein Glauben an ihn als an ein höheres Wesen bestand; die Franzosen, sofern sie ihn als groß anerkannten, hielten ihn doch nur für groß in dem, was sie Alle zu leisten sich getrauten; sie sahen in ihm nicht andre, sondern die gemeinen, gäng und gäben Eigenschaften, nur in ungemeinen Maßen.

Den damals in Paris sehr zahlreichen Deutschen muß ich es zur Ehre nachsagen, daß wenige von der Erscheinung Napoleons geblendet waren und seine Gunst oder Ungunst höher anschlugen, als ihr nach lediglich äußerer Währung zukam. Die jüngeren Freunde, theils von Haß gegen den Unterdrücker des Vaterlandes erfüllt, theils gleichgültig abgewandt von Beziehungen, die sie nicht lenken noch ergreifen konnten, scherzten nur über den Vorzug, daß ich den Hof des Kaisers besuchte, und beneideten mir ihn nicht. Insbesondere war unter den vielen Oesterreichern meines Wissens keiner, welchen der Schimmer des augenblicklichen Verhältnisses getäuscht oder befangen hätte. Die deutsche Ruhe, Gradheit und Einfachheit erhielt sich hier, wo so vieles verwirren konnte, in besonnenem und klarem Urtheil. Die in diesem Betreff Gleichgesinnten hatten sogar unter den Augen des Mächtigen durch einen gemeinsamen Ring, dessen innere Zeichen seinen Sinn andeuteten, sich zu dem Bekenntnisse vereinigt, daß sie der in Napoleon dargestellten Geschickesmacht entgegenblickten, ohne sich ihr zu beugen, noch ihr zu erstarren! —

Steinfurt.

1810. 1811.

Gegen das Geräusch und den Glanz des Pariser Aufenthalts machte die Einsamkeit und Stille, die wir beim Eintritt in Westphalen empfanden, den schneidendsten Gegensatz. Die ganze Beschaffenheit des Landes, die Art, wie dasselbe bewohnt und bebaut wird, alles giebt ihm ein stilles, düstres Ansehn. Bewaldete Hügel beschränken den Blick, in der Fläche wechseln Sand und Wald, und Moor und Haide, zwischen denen sich Ackerfelder mühsam hervorarbeiten. Da es keine Dörfer giebt, sondern die Bauerhöfe vereinzelt liegen, und zwar meist abseits der Straße im Gebüsch versteckt, so scheint die Bevölkerung noch geringer, als sie wirklich ist. Wie abgesondert diese Leute von der übrigen Welt leben, ergab sich unter andern in der treuherzigen Neugier, mit der sie uns fragten, ob es denn wirklich wahr sei, was man erzähle, daß der Kaiser Napoleon seine erste Gemahlin verstoßen und zur zweiten eine Tochter des Kaisers Franz bekommen habe! Sie wollten es nicht recht glauben, so wenig wie sie früher an die Siege

der Franzosen hatten glauben mögen, bis die Einsetzung französischer Behörden begreiflich machte, daß das Münsterland wenigstens für jetzt der fremden Herrschaft unterworfen sei; doch zweifelte keiner, daß über kurz oder lang endlich dennoch Anton Viktor kommen und als Fürst in seine Rechte treten würde; dieser österreichische Erzherzog war nämlich noch zuletzt, als schon die Stürme der Zeit das Land ergriffen hatten, zum Fürstbischof von Münster gewählt worden, und das Volk hoffte auf ihn, wie auf einen Verheißenen, und nannte seinen Namen öfter und bedeutsamer, als es vielleicht geschehen wäre, wenn er wirklich regiert hätte.

Im Frühjahr, als ich Steinfurt von Böhmen aus besuchte, hatte ich mir nicht träumen lassen, daß ich im Herbste wiederum dort einsprechen würde, und zwar von der entgegengesetzten Seite; mir war aber diese Wiederkehr nicht unlieb, und ich hoffte die Muße der nächsten Monate für mancherlei Arbeiten wohl anzuwenden.

Steinfurt, oder Burgsteinfurt, wie der Name eigentlich heißt, bis dahin der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, war jetzt ein französisches Städtchen, das seinen Maire hatte, dem die frühere Landesherrschaft eigentlich wie die übrigen Einwohner untergeordnet war. Allein die willkürliche Verfügung hatte die tausendfachen Sach- und Namensbezüge des auf Jahrhunderte gegründeten frühern Zustandes so plötzlich nicht umwandeln können, dieser frühere Zustand war in allem, was das Oertliche betraf, nach wie vor in ungestörter Wirksamkeit, und für den Anschein keine Veränderung merklich, als daß die gräfliche Leib- und Schloßwache von 50 Mann,

welche ehemals bewaffnet und von einem Hauptmann befehligt waren, jetzt ohne Waffen und ohne Offizier, aber doch in ihrer rothen Montur, ihren Dienst versahen.

Die gräfliche Familie bewohnte das dicht an der Stadt liegende, von dem kleinen Fluß Aa rings umgebene und ehemals wohlbefestigte Schloß, auf dessen einer Seite der große, prächtige, von dem regierenden Grafen mit eifriger Liebhaberei und ungeheuern Kosten angelegte, weit und breit berühmte Lustpark, Bagno genannt, sich über einen bedeutenden Raum erstreckte, der mit herrlichen großartigen Spazirgängen, See- und Waldstrecken, mächtigen Wasserfällen und Springbrunnen, aber auch mit Grotten, Tempeln, Sälen, Kiosken, Moscheen und so weiter, überall erfüllt war, und in letzterer Hinsicht den Geschmack einer vergangenen Zeit nicht allzu günstig darstellte. Alles war zum Schauplatz eines reichen und feierlichen Hoflebens eingerichtet, zu großen Festlichkeiten, bei welchen die Pracht und Herrlichkeit des Gebieters zur vollen Erscheinung kommen sollte; ein großer Saal war eigends für die Konzerte erbaut, welche von der Kapelle des Grafen aufgeführt wurden, und in denen neben seinen wohlbesoldeten, aus Italien mit großen Kosten verschriebenen Kammersängern, auch er selbst bisweilen sich auf der Flöte hören ließ, die ihm zu solchem Behuf ein Edeldiener auf seidnem Kissen darzubieten hatte; es fehlte nicht an geräumigen Tanz- und Speisesälen, nicht an schicklichen Räumen, wo ein Hofzirkel gehalten und die Vorstellung anwesender Fremden mit gehöriger Feierlichkeit geschehen konnte; in einer Bucht des See's lagen geschmückte

Prachtschiffe bereit, um sowohl die Herrschaft und etwanige vornehme Gäste, als auch begleitende Janitscharenmusik, in langsamer Prunkfahrt umherzuführen; an andrer Stelle stieß man auf ein ungeheures Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei entgegengesetzte Bühnen bestiegen, und von da aus die bestellten Diener anwiesen, die mächtigen Figuren auf die bestimmten Felder hinzurücken; an hohen Tagen, wo die Wasserfälle stürzten, und die Springbrunnen ihre Strahlen bis über hundert Fuß hoch trieben, durften die Einwohner von Steinfurt und der Umgegend denen von Versailles kaum nachzustehen glauben. Der regierende Graf liebte nach alter Weise, durch solche Außerordentlichkeiten einen hohen Begriff von der Stellung und Macht zu geben, denen so Staunenswerthes möglich war, und er selber fühlte sich so sehr als Mittelpunkt eigner Selbstständigkeit, daß er darüber den wirklichen Umfang derselben fast zu vergessen schien. Nicht nur, daß er Hofstaat und Leibwachen und Beamte und Dienerschaft jeder Art in möglichst großer Menge hatte, er war auch bedacht, in allgemeineren Bezügen Land und Unterthanen in einer Art von Staatshäuslichkeit zu befriedigen. Er hatte Gemählde, Münzen, Bildwerke, Alterthümer und Bücher in einem eigens erbauten Kunsthause vereinigt; er sandte eingeborne Jünglinge, die einige Anlage verriethen, zu ihrer Ausbildung auf Reisen oder auf die Universität, mit dem Beding, ihre erworbene Geschicklichkeit künftig im Vaterlande, das heißt im herrschaftlichen Gebiete des Grafen, auszuüben; er ging damit um, eine Verfügung zu erlassen, daß niemand im Lande ein Amt erhalten solle, der nicht seine Vorbereitungsstudien auf der Schule

zu Steinfurt gemacht habe. So sehr klein war das Gebiet doch nicht; der Graf hatte zu der Grafschaft Steinfurt die beträchtlichere Bentheim ererbt, und weil dieselbe an Hannover von dem letzten Besitzer verpfändet war, sogleich die Einlösung zu bewirken gesucht, welche jedoch erst durch Frankreich zu Stande kam, indem Napoleon in die Rechte Hannovers getreten zu sein behauptete, und die Lösungssumme für sich einzog; der Graf besaß ferner die Herrschaft Alpen am Niederrhein, in Holland die Herrschaft Batenburg und einen Zoll an der Maas. Bei allem Aufwand war er zugleich ein strenger Haushalter und seinen Vorbildern auch darin ähnlich, daß er einen baaren Schatz gesammelt hatte. Sein begründeter Wohlstand und sein strebendes Ansehn hatten in der That so günstig für ihn gewirkt, daß bei der Auflösung des deutschen Reichs, als den vormaligen Reichsunmittelbaren nur zweierlei Loose blieben, entweder zur Oberherrlichkeit erhöht in den Rheinbund zu treten, oder zu Unterthanen solcher Begünstigten hinabgedrückt zu werden, es sich in der Meinung sehr natürlich darbot, dem Grafen von Bentheim könne nur das erstere Loos beschieden sein. Die Eröffnungen hierzu von Seiten Frankreichs hatten wirklich Statt gefunden, Verhandlungen mit dem Minister Talleyrand waren dem Abschlusse nah, Karten des künftigen, durch zu mediatisirende Nachbarn sehr vergrößerten Gebietes waren schon gezeichnet, die Oberherrlichkeit des Grafen so gut wie anerkannt, als plötzlich eine andre Ansicht in Paris alles bisher Eingeleitete verwarf, und diese Verhältnisse in drückender Unsicherheit stocken ließ. Der Graf war sogleich nach Paris gereist, um seine Gerecht-

same zu vertheidigen, seine Ansprüche geltend zu machen. Hier wurde er am Hofe Napoleon's mit allen Ehren aufgenommen, und persönlich als ein regierender Herr behandelt, während seine sachlichen Ansprüche immer weniger Rücksicht erfuhren, und die französischen Behörden in seinem Lande immer entschiedener eingriffen. Je ungünstiger seine Verhältnisse daheim sich stellten, je weniger mochte der Graf zurückkehren, sondern blieb in Paris, als dem einzigen Orte, wo er noch als regierend galt, und wo er Hoffnung hatte, es auch wieder zu werden. In dieser Lage hatten wir ihn dort gefunden, reklamirend, protestirend, sollizitirend, Napoleon und seine Minister bei jeder Gelegenheit angehend, in Förmlichkeiten genau und sich nichts vergebend, sonst aber höchst eingezogen und sparsam in seiner Lebensweise. Er hatte den ehemals allgemeinen Gebrauch beibehalten, rothe Absätze an den Schuhen zu haben, und zog dadurch, und durch andre nicht mehr übliche Vornehmheit in Haltung und Ausschmückung seiner Person, die Blicke auf sich, wenn er im Garten des Palais-Royal spaziren ging, und sein Sekretair ihm voranschreiten mußte; allein das Lächeln hierüber schwand in Vergessenheit, sobald man ihn sprach und näher kannte, man fand einen einsichtsvollen, wohlunterrichteten und in seiner Sphäre höchst gebildeten und gewandten Herrn, dessen Verstand und Urtheil auch Napoleon selbst alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf solchem Fuß blieb er in Paris viele Jahre, während er daheim stets ungünstiger zu stehen kam, erst als Mediatisirter dem Großherzogthum Berg unterworfen, und zuletzt gar mit Frankreich einverleibt wurde, da er denn, weil ein

Unterthan des französischen Kaisers keine andern Titel haben konnte, als welche dieser ihm verliehen oder bestätigt hatte, nunmehr staatsbürgerlich mit jedem seiner ehemaligen Unterthanen gleichgesetzt war. Unverdrossen harrte er in Paris auf Herstellung oder Entschädigung, bis er endlich den Sturz Napoleon's erlebte, und darauf späterhin, unter ganz veränderten Verhältnissen, hergestellt in bedeutende Gerechtsame und für andre durch die Fürstenwürde entschädigt, in die Heimath zurückkehrte.

Damals aber, als wir von Paris in Steinfurt angekommen waren, lag eine solche Wendung der Dinge fast außer dem Bereiche jeder Hoffnung. Die gräfliche Familie hatte sich, in Erwartung einstiger Wiederkunft ihres Hauptes, mit den obwaltenden Verhältnissen leidlich eingerichtet, und führte unter dem Druck und der Einschränkung, welche mehr den Stand des Hauses im Allgemeinen trafen, aber den einzelnen Mitgliedern kaum fühlbar wurden, ein heitres, vergnügtes Leben. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holstein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtsein ihres Ranges ein menschenfreundliches Wohlwollen und eine muntere Regsamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Personen lieb und werth wurde. Der Erbgraf Alexis, einfach und verständig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, stand durch biedre Rechtschaffenheit und leutselige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geschwister sorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Eine ältere Schwester, Fürstin von Solms-Lich, schon in jungen Jahren verwittwet, befand sich mit ihren vier Söhnen zum Besuch anwesend; zwei jüngere Schwestern,

ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit, waren noch unverheirathet zu Hause. Ein jüngerer Bruder, in dänischen Kriegsdiensten angestellt, wurde von Kopenhagen erwartet. Jüngere und ältere Gesellschaft bot die Stadt und Umgegend gar nicht sparsam dar: das Hofleben hatte sich allmählig in ein geselliges bequemes Landleben herabgestimmt, und die Annehmlichkeit und Befriedigung aller Theilnehmenden dabei nur gewonnen. Selbst die Wirthschaftssorge trat als willkommene Thätigkeit in die Vergnügungen des Tages, und bildete freilich einen wunderlichen Gegensatz mit manchen noch beibehaltenen feierlichen Formen; die ausgeschmückten Trompeter, welche im Schloßhofe regelmäßig zur Mittags- und Abendmahlzeit blasend einluden, riefen freilich manchmal die Hofdamen von der Besorgung der welschen Hühner, den Kanzleirath von der Einzählung der Baumfrüchte ab, doch wurde selbst dies nur ein Anlaß heitern Scherzes, und erhöhte das Bewußtsein, wie frei man sich in solch unentschiednen Zuständen aller beengenden Rücksichten entäußere. Der feste Grund innrer Würde und edler Gesinnung konnte in dieser trefflichen Familie niemals wanken, mochte sie in den stolzen Ansprüchen eines regierenden Hauses, oder in den bescheidenen einer Gutsherrschaft erscheinen!

Einige Jahre vor mir hatte Justus Gruner als junger Gelehrter in Steinfurt eingesprochen, und in seiner nachher gedruckten Reisebeschreibung sowohl das Leben als die Personen umständlich geschildert; ich fand alles noch ziemlich in demselben Stande, wie er es beschrieben, und mußte besonders in das Lob einstimmen, welches er den gräflichen Damen ertheilte, wiewohl ich

daſſelbe weder ſo ſchwungvoll noch ſo empfindſam ausgedrückt haben würde, als Gruner, der ſich dieſer ſchon damals veralteten Art noch zu guter letzt mit allem Eifer hingegeben hatte. Die Damen waren wohl anfangs etwas betroffen, ihre Erſcheinung, Vorzüge, Aeußerungen und nebenher ſo manches Unerhebliche, öffentlich beſprochen zu ſehen, allein die beſeelte Anerkennung und faſt leidenſchaftliche Verehrung, die der junge Enthuſiaſt ausdrückte, beſonders wenn er die herrlichen Geſangſtimmen pries, die ihn hier entzückt hatten, erwarben ihm Verzeihung für eine Dreiſtigkeit, welche offenbar aus beſter Meinung hervorging. In der That war ſowohl die Fürſtin von Solms-Lich, als ihre beiden jüngern Schweſtern, mit großartiger, durch beſten italiäniſchen Unterricht zu höchſter Meiſterſchaft ausgebildeter Stimme begabt, deren mächtige Wirkung mit ſo vielem andern Zauber vereint den Hörer unwiderſtehlich hinreißen mußte.

Das geſellige Leben auf dem Schloſſe war anziehend und genußreich; das Bagno bot den täglichen Spazirgängen hinreichende Abwechſelung, auch Fahrten in die Nachbarſchaft wurden unternommen; der Austauſch von Meinungen und Erzählungen war lebhaft, Ernſt und Munterkeit fanden unerſchöpflichen Stoff. Der Sonntag war nach alter Sitte eine Art Hoftag, die gräflichen Beamten wurden zur Tafel gezogen, die angeſehenſten Herren und Frauen des Städtchens für den Nachmittag und Abend eingeladen. Dann erſchien auch regelmäßig der Maire, ein reicher Arzt Doktor Houth, der früher in Holland ſein Glück gemacht und darauf der Praxis überdrüſſig hieher ſich zurückgezogen hatte; in bequemem

Hause und schönem Garten genoß er nach seinem Sinne ruhige Tage, die er durch das ihm auferlegte Amt ungern unterbrochen sah. Er hatte große Kenntnisse, studirte noch immer weiter, liebte Gemählde und Musik, und war durch Denkart und Geschmack ganz dem Schloß ergeben, wo man hinwieder die freiwillige Unterordnung und Dienstwilligkeit eines Mannes, der durch sein Amt unendliche Vexationen ausüben konnte, dankbar zu schätzen wußte.

Wir machten Ausflüge nach Borghorst und nach Langenhorst, zweien Fräuleinstiftern, wo über das Schicksal der unverheiratheten alten und jungen Damen, denen nach der Absicht fürsorglicher Vorfahren hier ein begünstigtes Dasein bereitet sein sollte, die eigensten Betrachtungen anzustellen waren. Mir kam es vor, als wenn die ältern und jüngern Damen mit einer Art von Verzweiflung diese Begünstigung genössen, und durch die ihnen gelassene Freiheit auch des letzten Trostes entbehrten, des Trostes gezwungen zu sein! Mehr aber, als das Schicksal dieser Erwachsenen, zog mich das eines Kindes an, das ich an einem jener Orte kennen lernte. Die Mutter war eine Edeldame aus dem Münster'schen, der Vater ein französischer Emigrant, der jene verführt hatte, beide waren davongegangen, und das Kind von der Aebtissin aus Mitleid aufgenommen worden. Bei dem vornehmen und strengen alten Fräulein galt aber die Erziehungsweise, welche Häring in seinem Cabanis so lebendig zu schildern gewußt; das kleine, zarte Mädchen wurde mit äußerster Härte behandelt, mußte angestrengt arbeiten, bekam nicht satt zu essen, und erlitt bei dem geringsten Versehen die grausamsten Strafen;

oft blieb es Tage lang an einem finstern Ort eingesperrt. Ursprünglich von lebhaftem Naturell, war das arme Luischen doch schon so abgemüdet, daß es der härtesten Strafen gar nicht mehr achtete, sondern sie mit dumpfer Gleichgültigkeit als unvermeidliches Geschick hinnahm. Um seinen Hunger zu stillen, stahl es freilich bei jeder Gelegenheit Brot, Zwieback und dergleichen, doch ohne andere Sachen, als nur Eßwaaren anzutasten. Mehrmals war es schon fortgelaufen, aber immer bald wieder entdeckt und zurückgebracht worden, um die strengste Bestrafung zu erleiden. Dabei klagte dann die Aebtissin, die sich gegen das Kind selbst und gegen Fremde immer einer abgöttischen Liebe für dasselbe rühmte, über die schwärzeste Undankbarkeit, eingeborne Bosheit und tückischen Trotz. Ich sah das arme Kind, das mir im voraus als ein Ausbund von Verderbtheit bezeichnet worden war, und ließ mich näher mit ihm ein; es war bleich und mager, die Augen gutmüthig, doch unterdrückten Blickes, die Gesichtszüge schienen im Uebergange zur Verzerrung begriffen, sie mußten mit der Zeit häßlich werden, die kleine Stirn war schon wie von Leid und Gram verwüstet. Aus reinster Wahrhaftigkeit, die keiner Heuchelei wie keiner Klugheit fähig war, hatte es schon mehrmals, das fünfjährige Kind, zur Aebtissin gesagt: „Gott! es sterben ja immer Leute, warum stirbst du nicht? Wenn du doch nur erst todt wärst!“ Als ich dort war, wollte es nach der Kirchmesse gehen, um die aufgebauten Buden zu betrachten, und sich für einige durch Stricken verdiente Stüber etwas Kuchen zu kaufen, aber ein Regen trat ein, und nun mußte der Ausgang unterbleiben: „Ach! ich möchte so durch

die Luft hinfliegen!" sagte es am Fenster stehend, die nun vergeblichen Stüber in der Hand, und betrübt der vielleicht nicht wieder zu hoffenden Gelegenheit nachblickend; und doch konnte es mir gleich darauf wieder den so grausamen Regen rühmen, daß er gut sei für's Land und das Korn wachsen mache, das schon so hoch sei, wie das gebreitete Händchen von der Erde auf zeigte. Ich war erschüttert von den Eindrücken, die ich empfing. Dies war kein böses Kind, vielmehr ein liebes, gütiges, aber tiefunglückliches! Eine Kindheit ohne Liebe und Hülfe, freudenlos, verkümmert, allen Wohlthaten entrückt, welche die Natur auch der Armuth noch spendet, und zwischen das Räderwerk falscher Begriffe und Bildung geworfen, und ohn' Erbarmen von diesem zerquetscht und zerstört! Vier Monate später hatte ich in der Wetterau ein anderes Kind zu sehen Gelegenheit, von dem man mir gleichfalls gesagt hatte, es sei ein Beispiel ursprünglicher Bösartigkeit, die durch keine Mittel sich bezwingen lasse. Die kleine Josephine war nicht, wie Luischen, eine arme Waise, sie lebte im Schoß der Familie, in hoher und reicher Sphäre, sie genoß gütiger Behandlung, hinlänglicher Freiheit und zweckmäßigen Unterrichts; sie hatte nicht zu klagen, aber Alle klagten über sie; ein Mißverhältniß war allerdings vorhanden, und das achtjährige Mädchen konnte dies nicht aufheben. Ich fand auch dieses Kind durchaus nicht böse, im Gegentheil heiter und unbefangen, aber heftig, und, einmal gestört, unbeugsam hartnäckig. Der erste übereilte Ausspruch, sie sei böse, war ihr als eine unverdiente Beschuldigung auf die Seele gefallen, und hatte sie zu der Irrbahn getrieben,

auf der nun alles sie befestigte, statt ihr die Hand zu reichen, um wieder davon abzukommen. Für Josephinen war ein verständigendes Wort einzulegen; Luischen konnte nur eine Schickung retten, zu der ich nicht das Werkzeug zu sein vermochte! Aber im Schmerz über diese und ähnliche mir aufgestoßene Beispiele schrecklicher Kindermißhandlung und Verwahrlosung ging ich einige Zeit mit dem Gedanken um, unter dem Namen einer Pädodicee einige Blätter in die Welt zu schicken, an denen sich vielleicht hin und wieder ein trübes Loos dieser Art etwas erhellte. Das Vorhaben war indeß zu unreif, um nicht gegen näher anliegende Thätigkeit und Beschäftigung zurückzustehen.

Wir hatten einen der schönen Herbsttage benutzt, um eine Fahrt nach Bentheim zu machen. In großen, schweren, aber je mit sechs Pferden bespannten Kutschen legten wir die drittehalb Meilen schlechten Weges rasch genug zurück. Man fährt über die sogenannte Brechte, eine wüste Strecke, die noch während des dreißigjährigen Krieges ein schöner Wald war. Das Land wird in dieser Richtung hügelig und romantisch, man glaubt sich aus der westphälischen Ebene weit weg in ein Gebirgsland versetzt. Schon von fern sieht man das alte Schloß auf seiner ansehnlichen Höhe aus dem großen, wohlhabenden Marktflecken hervorragen, der sich am Fuße des Abhangs hinzieht; dasselbe liegt auf einem weiten Felsenboden, der sich bald mehr bald weniger erhebt, und giebt mit seinen mächtigen Mauern und starken Thürmen ein Bild unbezwinglicher Festigkeit. Ganz glaublich hat schon Drusus hier ein römisches Kastell erbaut, um die in dieser Gegend wohnenden Tubanter

in Gehorsam zu erhalten, der Ort war zu einem festen Kriegsposten vorzüglich geschickt, und weit umher kein ähnlicher zu finden. Römische Münzen sind hier öfters ausgegraben worden. Der Grundbau des jetzigen Schlosses soll entschieden römisches Mauerwerk sein, und auch die ganze südliche Steinwand, die von ungeheuern Quadern hoch aufgethürmt die ganze Länge des Hauptbaues glatt abschneidet, wird für älter als die eigentliche Ritterzeit gehalten. Diese gewaltige Wand dürfte keine Sturmleiter zu fürchten haben, und kaum durch das schwerste Geschütz zu zerbröckeln sein; ein runder Thurm, der die südwestlichste Ecke bildet, zeigt wirklich an seinen Mauern, die einige Ellen dick sind, die Spuren abgeprallter Kanonenkugeln, welche von den Franzosen in frühern Kriegen, als hannöversche Truppen sich hier festgesetzt hatten, fruchtlos verschossen worden, nur das Dach wurde zertrümmert. Ein viereckiger Thurm auf der südöstlichen Seite scheint noch fester, doch hat der Blitz oben auf der Plattform eines der vier steinernen Wachthäuschen aufgerissen. Die nördliche Seite ist ohne Thürme, weil der Felsen hier höher emporragt, und durch seine Steilheit jeden Angriff unmöglich macht. Ein alter Heidentempel ist auf dieser Seite mit in das Schloß verbaut, man weiß aber nicht, welche Gottheit hier verehrt worden. Durch zwei unterirdische Treppen, welche durch die Felsen durchgebrochen sind, kommt man hier zu den schönsten Spazirgängen, die schon außerhalb der Burgmauer, aber noch ganz auf der Höhe liegen; uralte Bäume ragen hier empor mit gewaltigen Stämmen und ungeheuern Wipfeln, Epheu so ausgebreitet und dicht, wie ich es vorher nie gesehen; der ganze

Abhang, der sich dann allmählig zur Ebene senkt, ist mit Bäumen und Buschwerk reich überwachsen. Von einer hohen mächtigen Vormauer eingeschlossen, und ganz noch zur Burg gehörig, liegt östlich ein geräumiger Obstgarten, wo man nach allen Seiten die herrlichste Aussicht hat, nach Steinfurt, und weit in das Münsterland, während nach der andern Seite von den Thürmen das Auge tief in Holland eindringt. Westwärts dicht am Fuße des Schlosses stehen noch einige sonderbare glattgespülte Felsenmassen; die eine, oben flach, wie ein aufrecht stehender runder Pfühl, der von oben zusammengedrückt worden, heißt des Teufels Ohrkissen, denn der Sage zufolge hat dieser einmal mit dem Kopf auf diesem Kissen geschlafen, und einige oben bemerkbare Linien gelten für die Spuren seines dem allzu weichen Stein eingedrückten Ohrs. Die Macht des Pflanzenwuchses zwischen all diesen Felsen und Mauern war außerordentlich, seit undenklicher Zeit hatte ihm niemand gewehrt, aus allen Fugen der Steine schoß ellenhohes Gras, Bäume schwankten an der hohen Mauerbrüstung, das mühsame Menschenwerk war wieder im Uebergange zur Wildniß.

Einige Zimmer, zu solchem Behuf leidlich eingerichtet, dienten zu unsrer Bewirthung; wir hielten ein fröhliches Mahl unter lebhaften Gesprächen, denen der Ort und seine Eindrücke unerschöpflichen Anreiz boten. Nachmittags besuchten wir auch die unterirdischen Gemächer und das Innere der Thürme; seltsame und grausame Gefängnisse zeigten sich, ein tiefes Burgverließ, in welchen die Hinabgelassenen verschmachten mußten, eine Marterkammer, deren scheusliche Werkzeuge jetzt

verroſtet umherlagen, aber noch lebte ein alter Mann auf dem Schloſſe, der in ſeiner Jugend ſie hatte anwenden ſehen. Viele Rüſtungen, Lanzen, Schilde und Pfeile waren in einem dunkeln Gemach aufgehäuft. Eine Anzahl noch ziemlich erhaltener, zum Theil lebensgroßer Bildniſſe vergegenwärtigte die ehemaligen Häupter dieſer hingeſtorbenen Welt; das Bild der berühmten weißen Frau, die auch hier bei wichtigen Ereigniſſen, ſo fern ſie die Familie betreffen, und beſonders bei Todesfällen ihr Weſen treiben ſoll, wurde als durch die Zeit zerſtört angegeben, oder ſollte aus beſondern Gründen nicht gezeigt werden; die uralte kleine Schaffnerin aber, welche behauptete, mehr als zehnmal die ſchreckliche Erſcheinung geſehen zu haben, hätte ſich allenfalls ſelber dafür ausgeben können, ſo ſchauerlich und düſter war ihr ganzes Weſen. Nachdem wir noch im Wald unfern der Burg eine neuentdeckte reichhaltige Schwefelquelle beſichtigt, und einen Blick auf die nahegelegenen ungeheuren Steinbrüche geworfen, aus deren Steinen unter andern das Rathhaus zu Amſterdam erbaut worden, fuhren wir mit einbrechender Nacht zurück, und kamen durch die dunkle Wüſte ſpät und voll ſchauerlicher Betrachtungen in Steinfurt wieder an, das uns mit ſeinen Lichtern und bekannten Wohnräumen wie der neuſte, heiterſte Ort erſchien.

Noch vor Eintritt des Winters kehrte die Fürſtin von Solms-Lich mit ihren vier Söhnen nach der Wetterau zurück, und die Geſellſchaft in Steinfurt wurde merklich einfacher und ſtiller. Die naſſe Witterung erlaubte weniger, im Freien zu ſein, und man ſah ſich auf die Hülfsquellen winterlicher Unterhaltung beſchränkt.

Die Aussicht, daß auch wir die Rückreise nach Wien und Prag bald antreten könnten, verhüllte sich mehr und mehr, und wir mußten uns darin ergeben, einen Theil des Winters hier abzuwarten. Für mich und mein Bedürfniß war am leichtesten gesorgt, der frühere Abend ging mir in der herkömmlichen Geselligkeit angenehm hin, und wenn diese Pflicht so weit erfüllt war, als die Neigung mit ihr Schritt hielt, zog ich mich gewöhnlich bei Zeiten auf mein Zimmer zurück, und fing mein arbeitsames Nachtleben wieder an. Die reiche Büchersammlung des Grafen war mir zum Gebrauch eröffnet, und ich schwelgte in den mannigfachsten Geistesrichtungen. Große Sammlungen, wie Schlözer's Briefwechsel und Staatsanzeigen, las oder blätterte ich durch, und merkte mir durch Auszüge vieles an. Ein näheres Eingehen in die Geschichte von Westphalen führte mir in den langweilig ausgesponnenen Einzelnheiten des Geschichtschreibers von Steinen unerwartet mein eignes, lange vergessenes Geschlechtsregister wieder vor die Augen. Französische Memoiren las ich in Menge, auch strengere Geschichtswerke und sogenannte philosophische Schriften. Was mich aber mehr als alles anzog und erfreute, und mir für die ganze Folgezeit eine Quelle tiefster Befriedigung eröffnete, war die Bekanntschaft, die ich hier zuerst mit den Schriften des Johannes Tauler machte. Ich fand eine Ausgabe nicht nur der Predigten, von denen ich schon einige Kenntniß hatte, sondern auch des seltneren und wichtigeren Werkes von der Nachahmung des armen Lebens Christi. Diese mehr wissenschaftlich geordnete Darstellung der mystischen Wahrheiten hätte mir nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Ich werde

später davon im Zusammenhange näher zu berichten haben, und sage hier nur so viel, daß sich mir durch dieses Buch gleichsam die dunkeln Wände aufthaten, um mich in herrliche, weithin ausgebreitete Landschaft blicken zu lassen! —

Alles dies regte mich außerordentlich an, und ich verbrachte nun ganze Nächte lesend und schreibend. Hiebei jedoch konnte ich mich nicht erwehren, abermals, wie früher in Tübingen, der örtlichen Stimmung des Landes und der Menschen, unter denen ich lebte, durch besondere Eindrücke inne zu werden. Das katholische Westphalen im nördlichen Deutschland steht nämlich in ähnlichem Verhältnisse, wie das protestantische Würtemberg im Süden; das gleichsam in die Fremde versprengte Glaubenswesen scheint die ihm eigenthümlichen Kräfte hier zu besonderm Nachdruck zu steigern, und sie in die äußersten Auswüchse wuchern zu lassen. Daher in beiden Ländern, wie die strengste Lehre und der feurigste Eifer, auch der entschiedenste Aberglaube und Wahn sich eingenistet hat. Die Münsterländer sind berühmt wegen der Stärke ihres Kirchen- und Volksglaubens; die wundervolle Nonne von Dülmen ist das katholische Gegenstück zu der protestantischen Seherin von Prevorst; Vorhersagungen, Wundergeschichte, Traumverkündigungen, Geisterbegriffe, sind in ganz Westphalen heimisch und verbreitet, wie in Würtemberg. Und wieder möcht' ich einen Theil dieser Hinneigung auf die Art und Weise des Landes, einen andern Theil aber auf den Volksstamm rechnen. Hier ist überdies die vereinzelte Lebensart in einsamer, oft öder Natur, und die dünne Bevölkerung solchen düstern Einbildungen noch

besonders günstig. Zahlreich sind hier die Leute, welche von Gesichten heimgesucht werden, Fernseher, denen Verborgenes offenbar wird, sei es in der Vergangenheit oder Zukunft; ein vereinzeltes Bild stellt sich dar, das aber auf ganze Reihen von Thatsachen schließen läßt, so werden Todesfälle, Hochzeiten, Feuersbrünste, Glückserhöhungen vorhergesehen, besonders aber, und dies hauptsächlich in der neuern Zeit, politische Ereignisse, man sieht fremde Truppen marschiren, deren Uniform unbekannt ist, oder sieht wegen des Nebels die Mannschaft nicht, wohl aber die Spitzen der über die Schulter schräg liegenden Gewehre, die in endlosen Zügen rasch vorüberziehen; auch schon in Kindern ist dieses Sehen noch nicht wirklicher Dinge häufig, man erzählte einen Fall, wo ein kleines gutartiges Mädchen, wegen langen Außenbleibens gescholten, ganz unschuldig sich darauf berufen, sie habe ja so lange still stehen müssen, bis all die Kanonen und Pulverwagen vorbei gewesen, und man hatte sie wirklich gesehen, wie sie auf der einen Seite der Straße gleichsam abgewartet, daß der Weg querüber frei würde. Die Menge und Mannigfaltigkeit und stete Wiederholung solcher Geschichten muß am Ende, wo nicht den Glauben an ihre Wahrheit, doch einen unheimlichen Eindruck, eine Art Ansteckung erzeugen, gegen welche der aufgeklärteste Verstand nicht sicher ist; ich sah manche Personen, die sich durch Bildung weit über solchen Aberglauben hinweg dünkten, doch in einem geheimen Winkel der Seele davon ergriffen. Das Schloß zu Steinfurt war nicht frei von trüben Sagen und Verkündigungen; man fühlte, daß man auf altem Boden des Ritterthums lebte, und diese modern-gefälligen Zimmer mit ihren

harmlosen Tagesvorgängen auf düstern Gewölben, blutigen Unthaten und grausem Entsetzen ruhten. Der Gang durch die Schloßkapelle, welcher am späten Abend zur Verbindung mit dem einen Schloßflügel nicht gut vermieden werden konnte, hatte jedesmal etwas Schauerliches, und ein unregelmäßiger, mit rothen Ziegelsteinen belegter Vorplatz, der gleichfalls zu durchschreiten war, hat gewiß noch nie einen Fuß zum Verweilen angelockt. Am unbehaglichsten und störendsten empfand ich bisweilen den Blick eines der Schloßdiener, den ich öfters dabei betraf, daß er mit finsterer Aufmerksamkeit mich anschielte; er war ein langer hagrer Mensch, von blassem trüben Gesicht, schweigsam in sich gekehrt, und ohne daß man ihm etwas Bestimmtes schuldig geben konnte, fand man ihn nicht sonderlich aufgelegt zum Guten. Die Gabe des Vorhersehens, der Erscheinungen und Ahndungen des Verborgenen, wurde ihm in hohem Grade zugesprochen, und wegen mancher unangenehmen Vorgänge, wo dieselbe sich auffallend bewährt haben sollte, vermied man sorgfältig sie herauszufordern. Einige meinten, er trage seine Gabe als ein Unglück, und um seinen Mißmuth zu vergessen, ergebe er sich dem Trunk; der Erbgraf aber meinte kopfschüttelnd, der Trunk möchte wohl eine der Hauptquellen seiner Gesichte sein, und hielt überhaupt den Mann etwas fester im Augenmerk.

Mit den Nachtstunden von jeher vertraut, in anregender Geistesbeschäftigung, und in meinem Innern entschieden der Lichtseite zugewendet, konnt' ich auch hier dergleichen Eindrücke wohl abweisen, aber doch nicht völlig vernichten. Wie im Fluge streifte mich bisweilen

die Unruhe, als würde ich belauscht, als stünde jemand draußen vor meiner Zimmerthüre. Indeß setzte ich meine Lebensweise ruhig fort, und arbeitete allerlei, was mir Vergnügen machte oder auch zunächst Nutzen bringen sollte. Einige Erzählungen, die ich schon in Tübingen angefangen hatte, schrieb ich um; in manche geschichtliche Stoffe sucht' ich einzudringen. Täglich erneute sich mir auch die Aufforderung, meine über Paris aufgezeichneten Merkworte und Andeutungen zu lesbaren Schilderungen auszuführen. Ich machte in dieser Arbeit ziemliche Fortschritte, theilte einiges davon im Vertrauen mit, und erhielt großen Beifall. Aber eines Tages entdeckt' ich, nicht wenig betroffen, daß mir mehrere Blätter fehlten; da ich sehr klein und auch auf kleine Blätter schrieb, so konnten sie allerdings leicht zwischen andre gerathen sein, sich verkrochen und verirrt haben, aber die sorgfältigste Nachforschung entdeckte keine Spur davon, und wie sie weggekommen sein sollten, blieb ganz räthselhaft. Unglücklicherweise enthielten sie starke Aeußerungen gegen den französischen Kaiser, und auch das Poissarden-Lied auf seine Vermählung nebst den beigeschriebenen Musiknoten, durch welche das eine der Blätter dem Auge sogleich auffallend erkennbar war. Wer sich jener Zeiten erinnert, dem kann über die Gefahr, solche Papiere verloren zu haben und nicht in sichrer Hand zu wissen, kein Zweifel sein. Und nicht ich allein war bloß gestellt, sondern eine ganze erlauchte und würdige Familie, die man für mein Vergehen mitverantwortlich zu machen nicht unterlassen hätte. Ich war in äußerster Pein, und um nicht noch mehr angstvolle Besorgnisse aufzuregen, verschwieg ich den Fall auf dem

Schlosse gänzlich, vertraute ihn aber, ohne den Inhalt der Blätter völlig anzugeben, dem Doktor Houth; dieser wohlwollende Mann nahm aufrichtig Theil an meinem Verlust, wußte aber auch keinen Rath, als den sonderbaren, mit dem er zögernd hervorrückte, er wollte den Seher auf dem Schlosse befragen, vielleicht könne der vermittelst seiner Gabe den Ort entdecken, wo die Blätter jetzt seien. Ich mußte an die bekannte Geschichte Swedenborg's denken, und durfte den guten Willen nicht hemmen. Das Ergebniß war auffallend genug; der Seher hatte bei der Frage das Gesicht verdreht, anfangs gar nicht antworten wollen, endlich aber nach schlafähnlichem Hinträumen, die kurze Auskunft ertheilt, die Blätter seien weit weg, und sonst war nichts aus ihm herauszubringen. Diese Andeutung erschloß eine Möglichkeit, die mir früher nicht eingefallen war, und jetzt einige Wahrscheinlichkeit gewann; ich konnte die Blätter aus Versehen einem Briefe nach Hamburg oder Berlin beigefügt haben; doch dieserhalb deutlich auzufragen, war kaum rathsam in einer Zeit, wo kein der Post anvertrauter Brief sicher dünkte, und je mehr ich es bedachte, je weniger konnt' ich mir jenes Versehen zutrauen.

Mehr als diese Ungewißheit aber bekümmerte mich die allgemeine, in welche mein eignes Loos so tief verflochten war. Daß ein großer Strich des nördlichen Deutschlands, und darin die bisher zu dem Großherzogthum Berg gerechneten Grafschaften Steinfurt und Bentheim, so wie die noch mit einem Schatten von Freiheit bestandenen Hansestädte, nun unmittelbar mit Frankreich vereinigt, und in französische Departements umgewandelt wurden, raubte mir die letzte Heimath, welche mir in

Hamburg noch geschimmert hatte. Die Nachrichten aus Berlin, die ich nach langem Harren erhielt, waren spärlich und traurig, doppelt traurig für mich, da sich darin auch eine Unzufriedenheit kund gab, die ich zu verschulden schien, ohne daß ich diesen Schein abwenden, noch die Wirklichkeit genügend aufhellen konnte. Je weniger ich Mittel und Freiheit hatte, für den Augenblick nach außen handelnd hervorzutreten, um so mehr befestigte sich mein Inneres, und ich wußte und empfand, daß meine Hoffnungen und Vorsätze nicht zu zerstören waren.

Der Frost und Schnee des Winters eröffneten neue Vergnügungen; das Bagno wurde fleißig besucht, und die Eisdecke des See's zum Schrittschuhlaufen benutzt, woran auch die Damen mit größtem Erfolg Theil nahmen, und wobei man bekennen mußte, daß für die Schönheit und Grazie der Erscheinung wohl keine andre Uebung diesem schwebenden Wandeln den Preis streitig machen kann. Dem Winterleben durfen einige Bälle, Musik, Vorlesungen, und selbst kleine dramatische Ergötzlichkeiten nicht fehlen, welche letztere, ganz aus dem Stegreif und nur als Spiel des Augenblicks behandelt, gerade hierin ihren Werth hatten.

Eine Fahrt nach Münster gab Gelegenheit, sich in dieser merkwürdigen Stadt wiederholt umzusehen. Die Geschichte der Wiedertäufer, die ich so eben, zum Theil nach Handschriften, mit Unmuth und Widerwillen bis in ihre Einzelheiten verfolgt hatte, ist hier durch Denkmale erhalten, welche jener wahnsinnigen und gräßlichen Ereignisse würdig sind, durch die schrecklichen eisernen Käfige am St. Lambertsthurm, in denen die gemarterten und verstümmelten Körper der drei Hauptwüthriche

zur Schau aufgehängt worden. Angenehmer weilt die Betrachtung auf den Bildnissen der Gesandten, die einst am westphälischen Frieden hier und in Osnabrück arbeiteten; es sind darunter die bedeutendsten Physiognomieen, mit denen mancher Geschichtszug sich verwebt. Diese Sammlung sollte durch treue und sorgfältige Nachbildung vervielfacht werden, damit sie dem Geschichtsfreund überall zu Gebote stünde; ein Wunsch, der sich auch lebhaft bei der von Gleim hinterlassenen Sammlung in Halberstadt aufdrängt, wo die zum Theil vortrefflichen Bildnisse seiner Freunde uns die theuersten litterarischen Namen gleichsam persönlich vorführen. Wir besuchten in Münster den französischen Präfekten Freiherrn von Mylius, der es in seiner Stellung beklagen mußte, gleich so vielen andern Westphalen auch seinen eignen Bruder noch in österreichischem Kriegsdienste zu wissen. Wir sahen dann auch die Familie Droste von Vischering, welche in Münster durch ihre altbegründeten Verhältnisse und strengkatholischen Gesinnungen in höchstem Ansehen stand, und dieses unter den französischen Behörden zu behaupten wußte. Zu dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der, bald nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, hier hauptsächlich der Familie von Droste wegen seinen Wohnsitz genommen hatte, mochte ich nicht mitgehen; es that mir leid, ihn zu versäumen, und doch hatte ich keine Stimmung für ihn, ich konnte mir sein ganzes Verhältniß zur Welt nur als getrübt und verschoben denken. Was die Andern von ihrer mit ihm gehabten Unterhaltung nachher erzählten, veränderte diese Meinung nicht. Er zeigte sich von dem stärksten Hasse gegen die Franzosen und ganz be-

sonders gegen Napoleon erfüllt; allein wie sehr auch hierbei die Triebfedern rege waren, die er als Deutscher, und wieder besonders als deutscher Graf empfand, so war ihm doch jetzt bei weitem die Hauptsache, daß Napoleon vom Papste in den Bann gethan war, ein Umstand, der damals im Münsterlande, trotz aller Aufsicht der Franzosen, durch die Geistlichen heimlich im Volke recht bekannt und besprochen wurde. Also wenn Napoleon, so durfte man fragen, nur den Papst zufrieden stellte, und dieser etwa, wie er ihn schon krönen helfen, ihm einen geweihten Hut und Degen schickte, so mußten wir andre Augen für den Feind unsres Vaterlandes haben? Diese Folgerungsart ging mir nicht ein, und ich hätte mich schwerlich enthalten, sie durch Anführungen, wie die obigen, zu unterbrechen. Stolberg war vortrefflich, wo sein edler Geist und seine reichen Kenntnisse im Feuer der Einbildungskraft und der Gesinnung glühen durften, und wo es auf nichts weiter ankam; zum eigentlichen Denken war er nicht begabt, und was er in dieser Richtung, seinem Naturell entgegen, dennoch leisten wollte, zeigte nur seine Schwäche. Das ganze Mißverhältniß, in welches er durch diesen Mangel gerathen war, aufzudecken und in seinen Gründen und Folgen zu erörtern, war neun Jahre später dem alten Voß auferlegt, bei dessen scharfer Anklage und Stolberg's bald nachher erfolgtem Tode ich doch wiederum bereuen mußte, der persönlichen Anschauung des letzten verlustig geblieben zu sein. —

Von den unheimlichen Anwandlungen, deren ich früher gedacht, merkt' ich im Verfolg des Aufenthalts in Steinfurt wenig mehr, und sie waren fast erloschen,

als meine ihretwegen gefühlte Befangenheit plötzlich auf ein ganz anderes Feld übersprang. Ich hatte eines Abends mich auf mein Zimmer zurückgezogen, war aber noch zu dem Obersten gerufen worden, und verweilte ziemlich lange bei ihm, während das Licht bei mir fortbrannte, meine Thüre aber verschlossen war. Als ich spät wiederkam, erstaunte ich nicht wenig, einen Mann gebückt vor der Thüre stehen zu finden, der bemüht war, durch das Schlüsselloch zu sehen. Er war von der Dienerschaft, hatte hier aber nichts zu suchen. Mein plötzliches Erscheinen in seinem Rücken, da er mich im Zimmer glaubte, erschreckte ihn so, daß mein scharfes Fragen nichts aus ihm herausbekommen konnte, sondern nur seine Verwirrung mehrte. Doch war mit dieser Neugier, über der ich ihn ertappt, eine sträfliche Absicht nicht grade zu verbinden, und ich ließ den Mann mit einem Verweise gehen. Daß ich schon öfter auf diese Art belauscht worden, war sehr wahrscheinlich, und leise Bewegung und Menschennähe überhaupt mochten bisweilen auf meine in der Nachtstille empfindlichen Nerven gewirkt haben, da denn, eher als der Sinn, die Einbildungskraft sich der unsichern Wahrnehmung bemächtigte. Die Entdeckung war mir sehr unangenehm; ich dachte unwillkürlich an die Blätter, die mir weggekommen waren, und quälte mich mit argwöhnischen Vermuthungen aller Art. Daß diese nicht ganz ungegründet wären, sollte sich bald durch neue Anzeigen bestätigen.

Mittlerweile hatten vom Niederrhein und von Holland her allerlei Bewegungen unter den französischen Truppen angefangen, und es war deutlich zu erkennen, daß dieselben allmählig immer stärker nach den nördlichern

Gegenden sich zusammenzogen. Das langsame, aber anhaltende und übereinstimmende Fortrücken in gleichmäßigen Richtungen ließ einen noch entfernten, aber entschiednen Zweck vermuthen. Wirklich waren dies erste vorläufige Zurüstungen zu dem Kriege gegen Rußland, der in der Seele Napoleon's als unfehlbar vorausgesehn und beschlossen, in den öffentlichen Verhältnissen noch unter dem Schein der größten Feeundschaft verhüllt war, und daher für grundlosen Wahn erklärt werden konnte. Die Bestimmtheit solchen Abläugnens machte auch die Kundigsten wieder irre, und so wußte man oft ein Ereigniß lange vorher, aber kurz vorher nicht, weil man wieder aufgehört hatte, es zu glauben. Bei diesen Truppenzügen durch Westphalen kam auch eine Abtheilung durch Steinfurt; ein französisches Regiment Jäger zu Pferde bezog daselbst für einige Zeit Quartiere. Diese Gäste brachten in unsre Tage einen ganz neuen Schwung; der französische Oberst wohnte auf dem Schlosse, er und die meisten seiner Offiziere nahmen an der Gesellschaft eifrig Theil; die Gespräche konnten nicht immer unterhaltend sein, und nahmen oft eine nicht angenehme Wendung, denn sowohl der Uebermuth, mit dem die Franzosen von ihren Siegen sprachen, als die Kammeradschaft, die sie uns jetzt aufdringen wollten, waren in gleichem Maße peinlich, und kaum zu dulden. Daß in dieser Zeit mehrere österreichische Offiziere, aus Westphalen gebürtig, das freundschaftliche Verhältniß zwischen Frankreich und Oesterreich benutzten, um ihre Heimath wiederzusehen, aber hier von den französischen Behörden mißtrauisch angesehen und beobachtet wurden, mit den französischen Offizieren aber schon mehrmals in

widrige Berührung gekommen waren, konnte auf beiden Seiten die Spannung nur vermehren. Zur Aushülfe, und um weniger Gespräche führen zu müssen, wurde das Spiel herbeigezogen. Nachmittags gingen einige Stunden im Billardsaale hin, Abends nahmen Karten oder Schach die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Indeß traten auch hier bei näherem Umgange aus der anfänglichen Gleichmäßigkeit die persönlichen Eigenarten sichtbarer hervor. Der französische Oberst war nichts als ein Kriegsmann, in seinem Handwerk eifrig und ganz beruhigt, dem Kaiser ergeben soviel als nöthig war, um nicht zurückzubleiben, übrigens von wenig Bildung, aber sehr bemüht, diesen Mangel zu verdecken. Ein paar jüngere Offiziere wollten bei jeder Gelegenheit ihren Ehrgeiz in der Begeisterung für den Kaiser befriedigen, einer derselben von altadeliger Geburt, that nicht anders, als sei Napoleon in grader Erbfolge der Fortsetzer der Bourbons. Ein alter Rittmeister gehörte der frühern Revolutionszeit an, hatte zuerst unter Bernadotte und Moreau gedient, und verhehlte nicht, daß ihn der neuste Zustand der Sachen wenig befriedige. Auf einem Spazirgange schloß er mir sein Herz völlig auf, nannte Napoleon den Unterdrücker der Freiheit, und verabscheute dessen ganzes Regierungswesen, das überall nur auf rohe Gewalt gegründet sei und auf Entsittlichung hinwirke. Wenn mir bei solchen Reden noch einiges Mißtrauen geblieben war, so mußte dieses völlig schwinden an dem letzten Nachmittage vor dem Abmarsch der Franzosen. Ich ging mit dem Rittmeister im Bagno einsam spaziren, der nahe Abschied bewegte ihn, er drückte mir die Hand, und versicherte mich,

meine Denkart, so weit er sie habe kennen lernen, freue ihn, ja sie gebiete ihm für mich eine nähere Theilnahme. Dann plötzlich überraschte er mich durch diese Anrede: „Sie sind jung, Sie können noch viel erleben, bewahren Sie Ihre Denkart für bessre Zeiten, aber deßhalb auch sich selbst! Sie sind nicht vorsichtig, Sie stürzen sich nutzlos in Gefahr! Was schreiben Sie für Briefe? Ich will nichts wissen, mißverstehen Sie mich nicht, ich will Sie nur warnen! Hören Sie als Beweis meines Zutrauens, was ich Ihnen mittheilen muß! Als ich neulich in Münster war, fragte mich ein alter Kammerad, der jetzt in einem höheren Bureau dort angestellt ist, wie es mir in Steinfurt ginge, die Leute dort müßten uns recht hassen, und als ich ihn fragte, was ihn zu dieser Meinung bestimme, erfuhr ich, daß man genaue Kundschaft von dort habe, und das Schloß durch allerlei Spürhunde beobachtet werde; man wisse, daß hier gegen die französische Regierung gearbeitet, daß ganze Nächte hindurch geschrieben würde. Junger Freund, damit können nur Sie gemeint sein, nehmen Sie sich in Acht, Sie wissen nicht, was unsre Polizei für schändliche Mittel anwendet. Stellen Sie allen Briefwechsel ein, so lange Sie hier im Lande sind!“ Ich wurde nicht wenig durch diese Mittheilung beunruhigt; zwar Briefe hatte ich nur wenige und sehr unschuldige geschrieben, aber mir fielen meine vermißten Blätter ein, die ich nun gewiß böslich entwandt glauben mußte. Ich sonderte nach dieser biedern und dankenswerthen Warnung nun alles Verfängliche in meinen Papieren aus, und was ich nicht verbrennen wollte, brachte ich vorläufig in sichren Versteck.

Glücklicherweise trat bald nachher auch der Zeitpunkt unsrer Abreise ein, und wir verließen gegen Ende des Januars 1811 diese Gegend, um fürerst einige Wochen in Lich zuzubringen, von wo wir auch Laubach und Utpha in der Wetterau besuchten. Darauf brachten wir kurze Zeit in Frankfurt am Main zu, und reisten dann ohne Aufenthalt, wiewohl nicht ohne Abenteuer, nach Wien.

Meine Blätter über Paris, sobald ich sie glücklich nach Oesterreich gebracht, vervollständigte ich wieder, und nachdem sie von mehreren Freunden mit Antheil waren gelesen worden, forderte sie von mir, im Sommer 1811 zu Töplitz, der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Golz, aus dessen Nachlaß ich sie erst im Jahre 1834 wiedererhielt. Von den entwandten Blättern aber fand ich eine Spur im Jahr 1813 in Hamburg. Man brachte in das russische Hauptquartier Schriften und Bücher, die sich in der Wohnung des französischen Polizeihaupts Grafen von d'Aubignosc zurückgelassen fanden. In einem alten bestäubten Pack fiel mir ein Blatt auf, welches ich bald als eine in's Französische übersetzte Stelle von mir über Napoleon erkennen mußte, die als Extrait d'une lettre bezeichnet war. Dabei lagen zwei Abdrücke der Ode von Stägemann an den Kaiser Alexander.

Die Nachbarschaft war ehrenvoll, aber auch gefährlich. Zum Glück waren diese Anklagestücke beiseit geschoben worden, und jetzt, in unsern Händen, nur Zeugnisse, wie sehr die Zeiten sich verändert hatten! —

Frankfurt am Main, den 20. Februar 1811. Mein lieber Fouqué freut sich, daß er seinen Brief mir in diese Gegend schickt, und wünscht anstatt des Blattes selber hier zu sein. „Das mir sehr liebe Frankfurt! — so schreibt er mir aus Nennhausen, — das mir von langer Zeit wie ein freundliches Weihnachtsbild herüber sieht. Der silberblaue Main, mit seinen milden Ufern! Zuletzt habe ich das alles auch im Winter gesehen, und es war dennoch so schön. Doch will ich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, wie viel des eignen Lichtes von den Gegenständen ausging, und wie viel auf sie hinstrahlte aus meiner Jünglingsseele, in allem Stolz auf den vollbrachten ersten Feldzug, in aller traumumglänzenden Hoffnung auf neue, weit glorwürdigere, in aller romantischen Erwartung unerhörter Abenteuer und Liebesgeschichten. Ich taugte damals nicht viel. Die rasende Selbstheit des Zeitalters mit ihren thörichten Schwindeln hielt mich schlimm besessen; es war nur grade so viel des Rechten und Guten noch in mir wach, als taugte und nothwendig war zur Aussaat in eine bessere Zukunft. Ich dichtete auch wenig, und schlecht, weil ich mir mein Leben selbst zu einem wunderbaren, höchst prahlenden Epos ausspann, aber eben deßhalb leuchteten die wirklichen Umgebungen wie goldne Feenschlösser mit Demantengehängen verziert, und, wie gesagt, ich weiß nicht, ob alles so schön war, als es mir in der Erinnerung mit hellen Farben aufsteigt, sobald einer sagte: Frankfurt am Main!“ — Mit welcher Wehmuth erfüllt mich der Brief meines Freundes! Wie ganz anders fühl' ich mich jetzt hier, auch nach meinem ersten Feldzug, und auch noch jung (morgen werd' ich

fünf und zwanzig Jahr) um nicht des Alters wegen den süßen Einbildungen glücklicher Lebensgeschicke entsagen zu müssen! Unwillig von Schmerz und Zorn ergriffen, ohne Ermunterung irgend einer Art, jeder begeisterten Stimmung fremd, in stetem Warten ohne Halt und Ruhe, seh' ich die flüchtigen Tage vorübergehen. Meine Wünsche für mich selbst sind bescheiden, aber fast hoffnungslos, ich sehe mich stets auf's neue weitab verschlagen! Und so auch liegt das Allgemeine, für das ich die kühnsten Wünsche mit festem Vertrauen hege, mir noch in dunkler, dunkler Ferne.

Wie jedes deutsche Land und jede deutsche Stadt früher auf eigne Weise die Kraft und das Gedeihen der Nation darstellte, so auch jetzt wieder auf eigne Art spricht jedes Land und jede Stadt den allgemeinen Jammer aus. Welch' verschiedene Bilder geben Hamburg, Münster, Halle, Wetzlar, Hannover, Regensburg, oder Hessen, Baireuth, Tyrol, überall ist es ein andrer, ein eigenthümlicher Verlust, und überall doch nur die eine Ursache dazu, die fremde Herrschaft! Wie traurig steht auch dieses einst so glückliche und stolze Frankfurt da! Die alte Reichsstadt, welche in ihren Mauern ehmals die Wahl und Krönung des Kaisers geschehen sah, froh der Freiheit und des mit ihr verbundenen Wohlstandes, wie sehr ist sie gesunken! Zwar belebt sind auch jetzt noch die Straßen und Märkte, mancher gute Erwerb ist noch in den Händen der Bürger, ja sogar auch neuer Reichthum entstanden, und der Name der Stadt ist auf das ganze Gebiet eines bedeutenden Großherzogthums ausgedehnt worden; allein der innere Kern deutschen Lebens ist angegriffen, und schwindet täglich mehr

dahin. Die Verfassung der Stadt war voller Mängel und Mißbräuche, das giebt jeder Verständige zu; aber nur aus eigner, einheimischer, freier Entwicklung können solche Fehler verbessert werden; die fremde Hand kann abschaffen, aber nicht heilen, nicht verbessern. Das bezeugen auch hier tausend Klagen, die laut den Arm des Rächers und Befreiers anrufen. So fordert eine strenge Konskription — an sich die gerechteste Maßregel, aber unter dem fremden Joche die schrecklichste — nun auch das Blut der Unglücklichen, das in fremden Schlachten am Tajo und vielleicht an der Wolga soll verspritzt werden, damit die Nachbleibenden um so sichrer gefesselt seien! Eine billige Vorstellung der Bürger, daß die Befreiung vom Kriegsdienste durch Stellvertreter auf dieselbe Weise, wie es in Frankreich geschieht, eingeführt würde, ist mit Härte abgewiesen worden, und die Behörde zieht das Loskaufgeld ein, während die übrigen Kriegspflichtigen nun doch die bestimmte Anzahl zum Dienste stellen. So haben es die Deutschen in vielen Stücken schlimmer, als selbst die Franzosen, und ich habe schon von vielen Leuten hören müssen, für das äußre Gedeihen müßte das Volk wünschen, gleich völlig zu Frankreich geschlagen zu werden. Doch ist es wahrlich nicht der äußre Vortheil allein, der die Wünsche des Volks bestimmt. Hier ist seit langer Zeit gleichsam ein Stapelplatz des französischen Wesens für Deutschland, unzählige Bezüge reichen nach Frankreich hinüber, seit Jahren sind hier französische Truppen und Verwaltungen, aber ungeachtet alles dessen hat sich fast nichts von französischem Sinn hier festgesetzt, vielmehr eine immer stärkere Gegenstemmung erhoben. — Ich habe einem Balle des Casino beigewohnt; die Gesellschaft war zahlreich, alter Adel, Kaufleute,

Offiziere von der französischen Besatznng. Unter den Frauen waren bildschöne Gesichter, die Anzüge reich und geschmackvoll; man versicherte mit Bestimmtheit, seit fünfzehn Jahren habe keine namhafte Frankfurterin sich mit einem Franzosen verheirathet. Der Gouverneur der Stadt, Graf Tascher, scheint ein gutmüthiger, muntrer Mensch, er befand sich anspruchslos in der Gesellschaft, und man bekümmerte sich wenig um ihn; aber andre Franzosen wollten sehr als Herren auftreten, und nahmen dem Gouverneur sogar übel, daß er sein Ansehn nicht strenger behauptete. Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft des Herrn von Gontard, ehemaligen österreichischen Oberstlieutenants im Klenau'schen Chevaurlegersregiment, der mich nach vielen seiner alten Kammeraden fragte. Wie ein romantisches Land, von dem wüste Meere trennen, lebt in dem österreichischen Heere noch das sogenannte „Reich" in bestem Andenken, und wiederum steht den Reichern eben so das schöne kaiserliche Heer in der Erinnerung, welches in diesen Gegenden so lange Zeit mit wechselndem Glücke gekämpft. Wie viele Frankfurter sprachen mit Entzücken von jenen frühern Jahren! Nun ziehen täglich hier unter unsern Fenstern die französischen Truppen vorbei, und lärmen mit ihren Trommeln und ihrer Musik durch die Straßen. Ich sollte dessen schon gewohnt sein. Ich werd' es nie gewohnt. —

Das Denkmal, welches Friedrich Wilhelm der Zweite vor dem Friedberger Thore den dort am 2. Dezember 1792 gefallenen Hessen hat errichten lassen, ist mir noch werther und lieber geworden, als im Frühjahr 1809, da ich es zum erstenmale sah. Friedrich Wilhelm der Zweite hatte in Künsten hohen und edlen Geschmack. Die Einfachheit

des Ganzen, der viereckige Stein, der auf Basaltschichten ruht, die großen ehernen Sinnbilder, Helm, Schild, Widderkopf und so weiter, alles zusammen macht einen würdigernsten Eindruck, wie selten solche Denkmäler pflegen, die gar leicht in der Anlage verunglücken. Auch die Namen der Gemeinen stehen auf der ehernen Tafel. Solcher Steine sollte man mehr in Deutschland finden! Sie reden zu allem Volke, während Schrift und Erzählung nur in einem sich stets verengenden Kreise fortbestehen. —

Ich will mich abwenden vom Staat und Krieg; Gottlob, das Vaterland hat noch andre Seiten, die nicht gleich jenen beschädigt und verdorben sind. Hier ist Goethe geboren; deß will ich gedenken, und mich freuen! Die ganze Stadt ist mir sein geweihtes Denkmal: hier erblühten die kindlichen Sinne, hier sogen sie zuerst die Lebensnahrung ein, die nachher aus seinen herrlichen Schöpfungen über die ganze Nation sich verbreitete; diese Häuser hat er betreten, diese Straßen dnrchwandelt, unschuldig und ahndungsvoll, dieser Glockenschlag tönte ihm und maß ihm die Stunden ab, diese Mitbürger umwogten ihn! Wie im Zauberschwunge rauschen alle früheren Auftritte und Begegnisse Wilhelm Meisters neubelebt an mir vorüber, und die reine, blühende Seele Goethe's tritt daraus hervor. Geliebter Dichter, der du aus deutschem Boden und Leben wie ein Riesenbaum dich erhebst, und den grünenden laubreichen Wald jüngerer Bildung um deinen mächtigen Stamm versammelst, ein Mittelpunkt und Urbild des Vaterlandes, laß mich hier dich in Gedanken als zartes Bäumchen umfassen, und deine junge Rinde küssen! —

Harren und Streben.

Prag, 1811.

Nach dem wechselvollen Leben, das ich so lange geführt, erschien der herkömmliche Besatzungsdienst und überhaupt der ganze Aufenthalt in Prag sehr beschränkt und einförmig. Die drückenden Zeitläufte machten sich überall fühlbar, der sinkende Werth des Papiergeldes verursachte auf allen Seiten Verlust und Unsicherheit, der gesellige Zusammenhang war schwach, und außer der schroffen Trennung der Stände wirkte hier auch der Unterschied der Volksstämme sehr merklich. Doch standen die deutsch und die böhmisch redenden Eingebornen noch nicht so sehr von einander ab, als von beiden wir deutsche Ausländer, die wir an Sinn, Richtung und Gewohnheiten hier entschieden fremd waren, und trotz manches Bemühens nicht heimisch wurden. Besonders traf dies die zahlreichen Offiziere, welche aus Norddeutschland wegen des Krieges nach Oesterreich gekommen waren, und jetzt im Heere noch fortdienten. Auf einander angewiesen, hielten wir so viel als möglich zusammen, erfuhren aber auch, daß die Gleichheit des

Aeußerlichen noch lange keine Gemeinschaft bildet. Die mir am werthvollsten gewesen wären, hatte der Zufall entfernt, und der Nähe und Bereitwilligkeit mancher Anwesenden mocht' ich mich lieber entziehen. Dagegen hört' ich zwei deutsche Namen jetzt in Prag nennen, nach denen ich früher dort und anderswo vergebens gefragt hatte, und zu welchen ich mich lebhaft hingezogen fühlte. Der Hauptmann Ernst von Pfuel, mir aus dem Lebenskreise von Nennhausen sehr wohl, aber noch nicht persönlich, bekannt, war der eine dieser Männer; der ehemalige preußische Minister Freiherr vom Stein, geächtet von Napoleon und hochgeehrt von allen deutschen Vaterlandsfreunden, war der andre.

Stein war in Berlin durch die französische Achtserklärung mitten in seinen Amtsgeschäften überrascht worden, und hatte seine Zuflucht nach Oesterreich genommen. Hier waren während des Krieges seine Hoffnungen und sein Haß heftig angeregt, und auch nach dem Frieden hielten beide sich voll unmuthigen Eifers aufrecht. Er wollte jetzt in Prag möglichst ruhig abwarten, wie die Weltereignisse sich ferner entwickeln würden; der Ort war zur Beobachtung wohlgelegen, bot vielerlei Hülfsmittel, und auch geselligen Anhalt genug für einen Mann, der durch Geburt und Würden überall zu den Kreisen der hohen Aristokratie gehörte.

Von seiner unbeugsamen Gesinnung, der Schärfe seines Geistes und der ungemeinen Heftigkeit seiner Gemüthsart erzählte man vielerlei Züge, welche ihm überall, wo der Franzosenhaß glühte, Bewunderung und Zutrauen erwarben, und einen Helden in ihm sehen

ließen, auf den das Vaterland einst würde rechnen dürfen. Zwar fanden sich schon damals manche Stimmen, welche so raschem Muthe nicht ganz vertrauen wollten, an den Grundsätzen des Staatsmannes vieles tadelten, ihn thörichter Vorurtheile für alles Alte beschuldigten, und denen die Befreiung Deutschlands weit eher durch maßvolle Klugheit und besonnene Tapferkeit, als durch heftigen Ungestüm zu hoffen schien; solche Stimmen riefen dann auch wohl die Umstände zurück, durch welche Stein in seine jetzige Lage gerathen war, und höchst unzeitig einen Wirkungskreis verloren hatte, der ihm für seine Zwecke nicht schöner geboten sein konnte. Diese Umstände konnten allerdings seiner Besonnenheit nicht zum Lobe gereichen; doch waren sie damals nur ungefähr bekannt, der genauere Hergang aber war folgender. Von Königsberg sollte der Assessor Koppe mit Aufträgen nach Berlin und weiter in das nördliche Deutschland abgesendet werden. Stein kam von einer Mittagstafel, wo viel getrunken worden war, und fand den schon Reisefertigen, der sich die letzten Befehle erbat; Stein hieß ihn einen Augenblick warten, trat an ein Pult, und schrieb stehend in Eile und Eifer noch an den Fürsten von Wittgenstein einen Brief, den jener empfing, und dann abreiste. Die Sache blieb so gut wie vergessen, als plötzlich die Nachricht kam, Koppe sei von den Franzosen aufgefangen und seiner Briefschaften beraubt worden. In der Unruhe und Besorgniß, welche dies erregte, bekannte der Graf von der Golz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, er sei in großer Angst wegen einiger Briefe, in denen er sich über Napoleon scherzend

ausgelassen. „Das war recht dumm von Ihnen!“ fuhr ihn Stein sogleich an; und sodann befragt, was er selber denn für Briefe geschrieben, versetzte er gutes Muthes: „O was ich geschrieben habe, das dürfen die Franzosen alles lesen!“ Bald nachher las er seinen Brief an den Fürsten von Wittgenstein im Moniteur abgedruckt, und mußte nun den Inhalt, auf den er sich vorher kaum hatte besinnen mögen, allerdings für verfänglich und unbedacht erkennen. Bei dem lautgewordenen Unwillen Napoleon's konnte Stein nicht füglich preußischer Minister bleiben. Er reichte daher seine Entlassung ein, dachte indeß auch jetzt so wenig an Gefahr, daß er vorläufig nach Berlin zu reisen wagte. Hier aber las er unerwartet im Moniteur ein Dekret Napoleon's aus Madrid, durch welches le nommé Stein, als Aufruhrstifter gegen die Franzosen, vogelfrei erklärt wurde. Für Stein blieb nun nichts übrig, als zu fliehen. Da die Wege nach England versperrt waren, so konnte nur Oesterreich eine sichere Zuflucht bieten. Die französischen Behörden hatten bei den preußischen bereits die Auslieferung des Geächteten nachsuchen müssen, thaten jedoch nichts, was seine Flucht hindern konnte; in dem Dekrete war le nommé Stein nicht auch als der Minister bezeichnet, diese Unbestimmtheit kam ihm zu Statten, er behielt zwei Tage Zeit, seine Anstalten zu treffen, und gelangte glücklich nach Oesterreich.

In solchen Fällen aber zeigt sich die Aechtheit eines Karakters im glänzendsten Lichte; die wahre Größe ist von ihren sie begleitenden Mängeln unabhängig, und Schwächen und Irrthümer werden ihr nicht ange-

rechnet; die Stimme des Volks, von richtigem Gefühl geleitet, hält ihre ächten Helden über Unfälle und Mißgeschicke empor, und spricht sie los von der Verpflichtung des Erfolgs. Daß Blücher bei Lübeck sich mit seinen Truppen gefangen geben mußte, hat ihm in der Meinung nicht geschadet, man sah in ihm nicht minder den Helden, dem die Zukunft anzuvertrauen sei. Eben so können wir von Stein sagen, daß die erzählte Uebereilung, welche so große Entwürfe und Bereitungen zerrüttete, ihm in der Meinung eigentlich kaum geschadet hat; man bedauerte das Vorgegangene, lächelte darüber, aber die Verehrung und das Zutrauen nahmen nicht ab, im Gegentheil, Stein's Unfall beglaubigte ihn als unwiderruflichen Feind der Franzosen, dem keine Aussöhnung möglich sei, und dessen Versehen sogar nur den Eifer kund gab, der in jeder auch kleinsten Gelegenheit sich selber bloßzustellen kein Bedenken trug. In solchem Ansehen und solcher Würdigung lebte Stein bei den Besten und Würdigsten auch in Prag.

Er stand mit den vornehmen Familien in hergebrachtem Verkehr, hielt sich aber im Ganzen sehr zurückgezogen, und hatte nur wenig Umgang, der auch selten seinen Ansprüchen genügen konnte. Denn er machte unausgesetzt die größten Forderungen. Ehrenfest und deutsch wollte er die Menschen, aber auch fein und wohlgesittet, von wissenschaftlicher Bildung, aber auch entschlossen und thatkräftig, wo möglich noch unterhaltend durch Geist und Witz. Freilich war er selbst dies alles, aber nur selten wurde ihm dergleichen dargeboten, in Prag nur durch Pfuel, die Grafen von Sternberg, und vielleicht noch zwei bis drei Andere. Er war auch

schon zufrieden, solche Eigenschaften theilweise vorzufinden, oder in solcher Richtung den guten Willen. Ich hatte über Paris und Napoleon mancherlei aufgeschrieben, war kürzlich durch einen großen Theil von Deutschland gereist, hatte ja auch schon gegen die Franzosen gefochten, dies alles, wovon Stein hörte und angezogen wurde, verschaffte auch mir die Gunst, daß er mich kennen lernen wollte. Pfuel führte mich zu ihm.

Der Empfang sollte freundlich sein, die Absicht war nicht zu verkennen, aber trotz derselben gerieth er doch ziemlich schroff und rücksichtslos. Man sah es dem Manne gleich an, daß er ohne viele Umstände zu verfahren liebte, und fast nur gezwungen, durch entschiedenes Machtansehen, wahre Geisteskraft oder trotzige Selbstständigkeit, einen andern Menschen so gelten ließ, um mit ihm auf einer Art von gleichem Fuße zu verkehren. Ich werde mich nicht rühmen, gegen Stein irgend eine Positur behauptet zu haben; wie hätte ich daran denken und dies mir gelingen können. Aber ich kann sagen, daß auch er mir im geringsten nicht imponirte, und daß ich ihm gegenüber meine Selbstständigkeit irgend beschränkt gefühlt hätte. Ich fand ihn einfach und ungezwungen, ganz ohne Stolz und Schein, und so war ich ebenfalls einfach und natürlich, ohne andere Unterredung, als welche der äußerliche Abstand gebot. Gleich bei dem ersten Besuche, bei Erwähnung mancher politischen Bezüge, in dem Urtheil über Personen und Schriften, thaten sich merkliche Verschiedenheiten der Ansichten hervor, und Stein schien verwundert, daß ich die meinigen nicht sogleich berichtigen ließ. Doch reizte ihn der Widerspruch nicht unangenehm, und

er lud mich lebhaft und dringend zu häufigen Besuchen ein. Ich hatte dazu mehr als Einen Antrieb. Meine Verehrung war aufrichtig und unbegränzt; den hohen Werth eines solchen Mannes erkannte ich mit allem Eifer, mit entschiedener Hoffnung künftigen Erfolgs, sowohl für die allgemeine Sache, als für mich insbesondere. Hier ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, schien in meinen Lebenszwecken ganz eigentlich begründet, früher oder später mußten wir doch in gleichen Richtungen zusammentreffen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir dabei nur Ehre und Vortheil erwachsen würde. Aber ich hatte noch ein anderes Anliegen. Für meine künftige Laufbahn mußte ich Studien unternehmen, die ich früher hatte vernachlässigen dürfen, und für welche mir jetzt in Prag sowohl Anleitung als Bücher fehlten. Mit völligem Vertrauen hatte ich dem kenntnißreichen Staatsmanne meine Unwissenheit aufgedeckt, und seinen Rath und Beistand erbeten, um auf kürzestem Wege in die Zweige praktischer Staatskunde einzudringen, deren ich am meisten zu bedürfen schien. Sehr bereitwillig sagte er mir Hülfe zu, sowohl durch mündliche Belehrung, als durch den reichen Vorrath seiner Bücher, die er nach Prag hatte nachkommen lassen.

So oft ich nun zu Stein kam, hörte ich gleichsam ein privatissimum über Gegenstände der Staatswirthschaft, erläutert durch Beispiele aus dem Geschäftsleben selbst, wobei zwar keine geordnete Folge herrschte, aber doch die wichtigsten Ansichten und Thatsachen mir auf die lebendigste Weise dargeboten wurden. Seine eigne Lebhaftigkeit riß ihn fort; jede Unkunde, die er wahrzu-

nehmen glaubte, jeder Zweifel, der sich zu äußern wagte, steigerte seinen Eifer und er nahm sich die Geduld, in die ausführlichsten Erläuterungen einzugehen. Bei solcher Gelegenheit fehlte es nicht an persönlichen Bemerkungen, besonders über preußische Staatsbeamte, und die Kritik ihrer Handlungen gab ihm noch mehr Herzenserleichterung, als mir Belehrung, wobei mir nicht entging, daß in der Sache und in der Form seine raschen Aussprüche als parlamentarische Opposition oft von außerordentlicher Wirkung hätte sein müssen. In seinen Lieblingsvorstellungen ganz ritterlich gesinnt, auf einen starken und reichen Adel haltend, war Stein zugleich der eifrigste Bauernfreund, und wollte den Landmann durchaus frei und selbstständig wissen. In diesem Betreff rühmte er die neue preußische Gesetzgebung, die zwar nicht, wie man fast allgemein geglaubt, von ihm ausgegangen war, aber doch jede Förderung erhalten hatte. Hierbei kam er auf die Verdienste des in Königsberg verstorbenen Professor Kraus, dessen Schriften er mir gab und empfahl, und den er gegen neuere Angriffe mit Zorn vertheidigte. In Berlin nämlich gab damals Heinrich von Kleist deutsche Blätter heraus, in welchen Adam Müller den Werth von Kraus sehr herabsetzte, und ihn für einen bloßen Nachsprecher Adam Smith's erklärte, dessen Grundsätze, als den Gewerbefleiß zum Nachtheil des Adels begünstigend, schon nicht mehr gelten sollten. Stein aber sagte von Kraus: „Der Mann hat mehr gewirkt und gethan, als diese Herren je vernichten werden. Die ganze Provinz hat an Licht und Anbau durch ihn zugenommen, seine Belehrung drang in alle Zweige des Lebens, in die Regierung und

Gesetzgebung ein. Hat er keine neuen glänzenden Ideen aufgestellt, so ist er dafür auch kein ruhmsüchtiger Sophist gewesen, und die einfache Wahrheit klar und rein vorgetragen, auf ihren richtigsten Ausdruck gebracht, und Tausenden von Zuhörern erfolgreich mitgetheilt zu haben, ist ein größeres Verdienst als durch Geschwätz und Paradoxieen Aufsehen zu erregen. Aber so verhält es sich nicht einmal; Kraus war kein Nachbeter, Kraus hatte eine unscheinbare und doch geniale Persönlichkeit, die seine Umgebungen mächtig ergriff, er hatte Blitze neuer Einsichten, großer Anwendungen, und setzte uns durch sein unerwartetes Urtheil oft in Erstaunen. Wenn er indeß sein A. B. C. vortrug, suchte er das B. nicht hinter das C. zu setzen, und eine solche Neuerung als geistreich auszuschreien. Lesen Sie seine Schriften, klar und einfach ist da alles, und mehr brauchen Sie für jetzt nicht. Nebenher lesen Sie mir auch die Franzosen, um zu vergleichen und zu prüfen, die Leute haben auch was gethan!" Wenn Stein so eiferte, gerieth seine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte, und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf sein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, welchem er dann jeden geheimen Widerspruch auf dem Gesichte las, und mit neuem, oft hartem und verletzendem Anlauf entgegen drang! Mit ihm ein Gespräch zu haben, war ein steter Kampf, eine stete Gefahr, wie konnte man sicher sein, durch eine plötzliche Wendung sich feindlich behandelt zu sehen, weil es ihm beliebte, den grade Anwesenden, mochte dieser auch ganz einstimmig sein, sich als Widersacher vorzustellen; und dies

ohne üblen Willen, ohne persönliche Absicht, und ohne irgend einen bleibenden Eindruck in ihm selber. Dies gab dann auch dem Umgange Stein's einen eignen Reiz und ließ die Erregung, in welche sein Gespräch versetzte, eher aufsuchen, als meiden; wie denn insbesondere der Kaiser Alexander späterhin von diesem rüstigen und derben Wesen, das sich den höchsten Personen gegenüber nur etwa durch einen Zusatz von Laune mäßigte, ganz bezaubert war, und für Stein eben so große Zuneigung als Bewunderung empfand.

Durch Stein wurde ich auch mit mancherlei Zusammenhang der politischen Dinge bekannt, der mir bisher entgangen war. Ich bekam Aufschluß über allerlei, was in Berlin und im nördlichen Deutschland vorbereitet wurde, und sah nun Weg und Feld mit zahlreichen Fäden überkreuzt, die beim Weiterschreiten nicht unbeachtet bleiben durften. Stein hatte thätige Verbindungen beibehalten, und war von allem, was in Berlin vorging genau unterrichtet. Scharnhorst und Gneisenau waren die Männer seines Herzens. Nächst ihnen rühmte er Niebuhr, den er als praktischen Staatsbeamten und als gründlichen Gelehrten gleich sehr schätzte, und dessen Buch über die Geschichte Roms er mir zuerst mittheilte, wobei er in aller Bewunderung des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit doch bedauerte, daß Niebuhr eigentlich kein Deutsch schriebe, sondern im Deutschen immer Englisch werden wolle, durch dessen frühes und eifriges Studium er seinen Stil verdorben habe. Von den deutschen Gelehrten dachte er im Ganzen nicht vortheilhaft; doch lobte und empfahl er die Schriften von Heeren als gründlich und

praktisch, und besonders pries er Fichte'n wegen seiner Reden an die deutsche Nation; die Philosophen mochte er sonst wenig leiden, und erklärte die damaligen neuesten geradezu für verrückt. Auch Schleiermacher's philosophische Religion war ihm zu geistreich und in Betreff der Rechtgläubigkeit mehr als verdächtig. Große Stücken hielt er auf Justus Gruner, von dessen Muth und Gewandtheit im Geheimkriege der preußischen Behörden gegen die französische Polizei und Herrschaft die merkwürdigsten Beispiele erzählt wurden. Von ihm wird später noch die Rede sein.

Hatte ich bei diesen Unterweisungen und Aufschlüssen mich nur belehren zu lassen und fügsam und dankbar zu erweisen, so gab es dagegen andere Gegenstände, bei welchen mir eine thätigere Rolle zugewiesen war. Um seine vielen Stunden würdig und zugleich fruchtbar auszufüllen, hatte Stein ein ernstes Studium der französischen Revolution vorgenommen, er wollte diesen Ereignissen, aus welchen die Geschicke der Welt noch unmittelbar herabströmten, Einmal auf den Grund sehen, ihre starken und schwachen Seiten kennen. Die damals erreichbaren Hülfsmittel lagen auf seinen Tischen, er las die Schriften aller Partheien, und scheute die großen Bände des Moniteur nicht, um die öffentlichen Verhandlungen aus der Quelle zu schöpfen. Seine Gespräche lenkten natürlich jedesmal auch auf diesen Gegenstand ein, über den seine Empfindungen und Ansichten auszusprechen er am liebsten selbst eine Rednerbühne bestiegen hätte. Jeder meiner Besuche fand ihn fortgeschritten, in dem Geschichtsgange, und ich konnte die Eindrücke jeder Epoche genau wahrnehmen. Sein

Haß gegen die Revolution war gränzenlos, besonders in den ersten Zeiten, wo noch so oft durch wenige Maßregeln und einige Entschlossenheit alles hätte gewendet werden können. Die Franzosen von 1789 waren ihm schon die jetzigen, die Republikaner schon die von Napoleon unterjochten und den Deutschen schmachvoll aufliegenden kaiserlichen Kriegsknechte; die Vorgänge, in denen das Volk siegte, erfüllten ihn mit Grimm, er hätte dem Hof, den Ministern, den Generalen noch jetzt seine Kraft und Entschlossenheit leihen mögen. Wenn Mirabeau und Lafayette einige Gnade bei ihm fanden, so war es, weil sie solche Kraft, die sie zuerst gegen den Hof wandten, zuletzt auch der Volksmeinung entgegensetzten. Sonst verwarf er alle Theilnehmer der Revolution in ein- und dieselbe Verdammniß. Ich stimmte ihm hierin nicht bei, und faßte überhaupt die Ereignisse mehr in ihrer Besonderheit auf, suchte sie aus ihren eigenthümlichen Umständen und Antrieben zu erklären, und wollte eine unabwendbare Entwickelungsfolge in ihnen sehen. Stein fand dies kleinliche Geschichts-Sachwalterei, wollte von genauen Erwägungen wenig hören, und hielt sich als Mann der That und des Kampfes an den kurzen Entscheid: alles dort drüben sei der Feind, und der müsse in Summa geschlagen und vertilgt werden.

Jedesmal hatten wir hierüber Streitigkeiten. Ich gab zu, daß im Schweben der Schlacht kein Unterschied zu machen sei, aber nach dem Kampfe folge die Geschichte wie ein Lazareth, wo man auch den Feind schonend behandle und wohl Rücksicht nehme, ob er aus Wahl und Absicht oder Zufall und Zwang es geworden sei. Ich war in der französischen Revolutionsgeschichte,

besonders in den Anfängen, nicht unbewandert, und konnte manche Thatsache, manchen Karakterzug anführen, welche Stein nicht ganz verwerfen durfte; bisweilen ließ er sich den Widerspruch gefallen, wie er denn überhaupt mit jeder Entschiedenheit artiger umging, als mit feigem Nachgeben, welches er gewöhnlich mißhandelte. Allein ich stand in jedem Betracht hier zu sehr im Nachtheil, um diese Erörterungen zu lieben, welche doch jedesmal den ganzen Umgang auf's Spiel setzten. Verschweigen wollt' ich meine Meinung nicht, aber sie ganz herauszusagen war oft kaum thunlich. Ich erinnre mich, Einmal gereizt und gedrängt zu Stein gesagt zu haben, er sei ein Reichsfreiherr, ein Adlicher und Vornehmer, und habe als solcher im gegebenen Fall ein bestochenes Urtheil. Ich erschrak, als ich diese Kühnheit ausgesprochen. Stein aber schwieg einen Augenblick, wurde ganz gelassen, und sagte mit mildem Ernst und großer Würde: ich machte ihm da einen Vorwurf, der einigen Schein habe, jedoch um mir zu zeigen, daß er ihn im Allgemeinen doch nicht so ganz verdiene, wolle er mir beispielsweise nur sagen, daß, wenn er auch zu dem ältesten Adel gehöre, und in adlichen Gewöhnungen und Ansichten herangewachsen sei, doch die eigentlichen vertrauten Freunde, die er in seinem Leben gehabt, freilich aber später wieder habe aufgeben müssen, beide bürgerlich gewesen; er meinte Rehberg und Brandes; „Nicht wahr?" fügte er hinzu, „das haben Sie wohl nicht gedacht?" Meine Beschämung konnte mich so sehr nicht beugen, daß nicht der Anblick des trefflichen und in solchen Momenten wahrhaft liebenswürdigen Mannes mich noch mehr erhoben hätte.

Eines Tages aber fand ich ihn wieder über dem Moniteur und ganz ungewöhnlich aufgeregt. Er sprach mit Lebhaftigkeit über die Revolution, aber schimpfte nicht. Er war zu dem Nationalkonvent gelangt, und hier, wo sein Haß den Gipfel erreicht haben mußte, wo die Verurtheilung und Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten, die gehäuften Gräuel und Schreckniſſe aller Art ihn empören mußten, sah er sich zu staunender Bewunderung hingerissen durch die ungeheure Kraft und beispiellose Macht, mit welcher der Wohlfahrtsausschuß das innere Frankreich beherrschte, und nach außen allen Feinden siegreich die Spitze bot. Diese gewaltsamen Maßregeln, diese furchtbare Strenge und fast übermenschliche Thätigkeit, imponirten ihm, diese waren seines Wesens und Geschmacks, solche hätte er selber jetzt zur Rettung Deutschlands gegen die Franzosen anwenden mögen. Wie kräftig diese Leute gewesen, was sie alles geleistet und durchgesetzt, hörte er nicht auf zu preisen, und hielt eine begeisterte Lobrede auf jenen Ausschuß, den er mir vorwarf nicht gehörig zu erkennen. Denn freilich konnt' ich auch diesmal ihm nicht beistimmen: manche Vorgänge der Revolution waren mir in günstigem Licht erschienen, ich hatte die erste Nationalversammlung bewundert, die talentvollen Girondisten beklagt, aber von frühster Zeit waren mir die Jakobiner und ihre Gräuel zum Abscheu, und die Größe eines Danton und Robespierre nur schauderhaft. Schon bei dem nächsten Besuche hatte auch Stein von seiner Bewunderung nur noch Abscheu, und im weitern Verfolge der Revolutionsgeschichte fand ich ihn nur noch Einmal besonders aufgeweckt, als er zu den Unfällen des Direktoriums

gekommen war, wo es ihm wohlthat, seinem Hasse auch einmal volle Verachtung beimischen zu können. Man wird mir zugeben, daß ich durch diese Gesprächsbegleitung des Stein'schen Studiums einen Kursus über die neuere Zeitgeschichte gemacht, wie er nicht leicht wieder vorkommt!

Mehr, als mit meinen mündlichen Aeußerungen war Stein mit meinen schriftlichen Aufsätzen zufrieden, in denen ich einen Theil meiner Reisewahrnehmungen niedergelegt hatte. Er trieb mich unaufhörlich zum Schreiben an, zum Schreiben im deutschen Sinn, zum Schreiben gegen die Franzosen. Es könne nicht genug in dieser Art geleistet werden, und der Augenblick, meinte er, wo dergleichen gedruckt werden könne, werde schon kommen. Er freute sich, daß Graf Schlabrendorf, von dem ich viel hatte erzählen müssen, durch sein Buch über Napoleon diesem den größten Schaden gethan, und die Augen der Welt enttäuscht habe, er freute sich der Blätter Arndt's, die zu ihm gelangt waren. Jede feindliche Aeußerung gegen das französische Kaiserthum that ihm durchaus Genüge. Ueberhaupt blieb das Vernehmen, so lange sein Aufenthalt in Prag dauerte, ziemlich ungestört. Späterhin wurde der Abstand in Meinungen nicht nur, sondern auch in Rang und Stellung allzu trennend. Seine Heftigkeit hab' ich als auf mich persönlich gerichtete nie erfahren, wohl aber oft peinlich bestanden, wenn er sich wider Andre tobend ausließ.

Stein's Raschheit und Ungestüm hing ganz mit seiner körperlichen Organisation zusammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsschläge, und hielt mir dann lachend die Hand hin, ich solle die

seinigen einmal zählen. Es waren über hundert in der Minute. Dies, versicherte er, sei von jeher sein gewöhnlicher Puls, bei dem er sich vollkommen wohlbefinde. Er schien selber diese Eigenheit als einen Freibrief der Natur anzusehen, der ihm schon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menschen. Bei Gelegenheit Stein's, auf den ich in der Folge noch oft zurückkommen muß, hab' ich auch eines Staatsmannes zu erwähnen, den ich in Prag einigemal mit ihm zusammen sah. Dieser war der ehemals mainzische Domherr Graf Friedrich von Stadion, Bruder des österreichischen Staatsministers, zuletzt österreichischer Gesandter in München. In vielem Betracht war er das Gegentheil von Stein, ruhig, milde, tiefen und zarten Sinnes, dabei welt- und geschäftskundig im größten Stil; an Rechtschaffenheit aber und edler Gesinnung stand er wohl mit Stein zu vergleichen, so wie an Entschlossenheit und Kraft, wo es galt besonnen und nachhaltig auf einen bestimmten Zweck hinzuwirken. Die Wendung der öffentlichen Angelegenheiten hatte ihn von den Geschäften entfernt, und er befand sich, wie Stein, zu stiller Betrachtung und Erwartung verurtheilt. Sie achteten und liebten einander beide, und wenn man sie zusammen sah, so verschieden an Gestalt und Art, aber beide so edel und tüchtig, so einfach und durchbildet, dann konnte man die würdigste Vorstellung von deutschem hohen Adel fassen, dem diese beiden Männer so ausgezeichnete Vertreter waren.

Nur allzuschnell erlitt dieser belehrende und unterhaltende Umgang eine Unterbrechung. Schon früher eingeleitete Geschäfte veranlaßten, daß ich zu deren Betreibung nach Wien geschickt wurde. Ich hatte den Erzherzog Karl, die Generale Grafen von Radetzky, Fürsten Aloys von Liechtenstein, Grafen von Neipperg, und viele andre Personen hoher Stellung und Wirksamkeit, anzugehen, und es geschah meist mit glücklichem Erfolg. Dem Grafen von Metternich fand ich mich auf's neue verpflichtet durch das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir seit Paris bei ihm unverändert fortbestand. Ich war beglückt, meine Freunde Willisen und Meyern wiederzusehen, besuchte eifrig das Humboldt'sche Haus, versäumte das Arnstein'sche nicht, hatte öftere Gespräche mit Gentz, mit Friedrich Schlegel, und fand in der Wiener Gesellschaftsfluth, welche der Jahreszeit gemäß eben am höchsten stand, alte und neue Bekannte in Menge.

In Betreff der allgemeinen Stimmung, welche richtig aufzufassen mir besonders angelegen war, erschien mir merkwürdig, wie hier das Leben zwei verschiedene Richtungen, die keiner Vereinigung fähig schienen, ganz friedlich zusammenflocht. Der äußerlichen Geltung nach war alles in Freundschaft und Bündniß mit Frankreich, der öffentliche Ausdruck hievon war überall ohne Widerstreit angenommen; in den Gesinnungen aber trat durchaus das Gegentheil hervor und alle nicht unmittelbar jenen Ausdruck angehörigen Regungen strebten offenbar in entgegengesetzter Richtung. Daß der Zwang jenes äußerlichen Verhältnisses nicht dauern solle, daß er abgeworfen werden müsse, darüber herrschte allseitiges

Einverständniß und zweifellose Zuversicht. Nur über den Zeitpunkt und Anlaß konnten die Meinungen verschieden sein, daraus einige Partheiung entstehen. Die Kriegsmänner und die geschäftslos Wartenden, wie Stein, Stadion und viele Andre, waren ungestüm; die aber im Drange des Tages Ringenden fühlten die Nothwendigkeit klugen Zögerns. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte hier die schwierigste Aufgabe, die er bewundernswürdig löste, indem er die fremde Gebühr und eigne Aufrichtigkeit in freier und ruhiger Haltung zu vereinigen wußte. Im Schreiben herrschte große Vorsicht, und man vermied, in Briefen die politischen Gegenstände zu berühren; die mündliche Mittheilung aber war frei und kühn, und hatte in der That wenig zu fürchten, da ein Verräther oder Angeber in diesem Gedränge gleichartiger Gesinnung schnell erstickt worden wäre. Die Nachrichten aus Spanien von den Unfällen der Franzosen konnten in England nicht freudiger aufgenommen, die Hoffnungen für Oesterreich und Deutschland nirgends eifriger genährt werden, als in diesen Lebenskreisen, und die Aussicht eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland erhöhte die Spannung der Gemüther durch die wichtigen Fragen, welche dieser Fall für Oesterreich zur Entscheidung bringen mußte. Einen solchen Krieg an der Seite der Franzosen mitmachen zu sollen, dünkte Vielen unerträglich, während Andre behaupteten, im Vertrauen auf ein künftiges Ziel dürfe man keine Verläugnung scheuen, und müsse jede Zwischenstufe getrost betreten. So ruhig, wie jetzt, ließen sich aber diese entgegengesetzten Meinungen damals nicht ansehen und verfolgen; in ihnen lag allerdings die

Möglichkeit, welche auch wirklich geworden, daß Männer, welche noch eben als Waffenbrüder denselben Fahnen angehörten, künftig unter feindlichen mit dem Degen einander gegenüber stünden, und so war es natürlich, daß in diesem Zwiespalt vielfach Anklage und Mißtrauen wechselseitig ausgesprochen wurde. Der Gedanke, in russische Dienste zu treten, keimte schon in manchem Gemüth, und besonders die Deutschen aus dem sogenannten Reich, welche nicht durch Geburt dem österreichischen Kriegsdienste verbunden waren, glaubten sich nicht verpflichtet, diesem in allen seinen Wendungen zu folgen.

In dieser Zeit kam die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom nach Wien, und das, wie nicht zu läugnen war, unabsehbar folgenreiche Ereigniß brachte die mannigfachsten Eindrücke hervor. Die Gegensätze, welchen die damalige Epoche verfallen war, traten in das hellste Licht. Die in den persönlichen Verhältnissen gegründete ächte Theilnahme durfte niemand anzugreifen wagen; die amtlichen Freudenbezeigungen und Festlichkeiten wurden dagegen um so feindlicher behandelt. Ich selbst, durch des Grafen von Metternich ausdrückliche Fürsorge, wohnte dem großen Feste bei, durch welches der französische Botschafter Otto die Geburt des französischen Thronerben feierte, und wo der kaiserliche Hof und hohe Adel Wiens in größtem Glanz erschien; allein von achthundert Eingeladenen waren doch kaum sechshundert erschienen, und nachdem sich der Kaiser entfernt hatte, verschwand auch ein merklicher Theil von diesen. Für mich aber hatte dieses Fest noch einen besondern Gegensatz in einem andern, von dem

ich wußte und absichtlich erzählte. Während ich, mir selber sonderbar genug, am 20. Mai bei dem französischen Botschafter das Fest des Königs von Rom mitmachte, war in Prag für den 21. zur Feier des Jahrestags der Schlacht von Aspern, ein Fest bereitet, dessengleichen man nicht gesehen hatte. Mein Oberst, gesinnungsvoll und freimüthig, hatte es gerade in dieser Zeit gelegen und zweckmäßig erachtet, dem neusten Zustande der Dinge das Andenken dieses noch so frischen Sieges entgegenzuhalten, den man fast geflissentlich vergessen zu wollen schien. Er gab daher seinem Regimente, welches in jener Schlacht mit Auszeichnung gefochten, ein militairisches Fest, an welchem, da die schönen öffentlichen Anlagen an der Moldau, der Bubnetsch oder Baumgarten genannt, der Schauplatz waren, die ganze Stadt Prag Theil nahm. Frei und selbstständig schaltend, hatte er das Ungewöhnliche nicht gescheut, und es erregte frohes Staunen und lauten Beifall, daß die Gemeinen hier in eine Ehrengenossenschaft gezogen wurden, zu welcher meist nur die Offiziere sich abzuschließen pflegen. Einige Soldaten, welche von Aspern her die Ehrenmünze im Knopfloche trugen, wurden von dem Obersten und den Stabsoffizieren in offnen Wagen abgeholt, mußten obenan sitzen, und bekamen auch an der Tafel die Ehrenplätze. An der Bewirthung fehlte es nicht, an Trinksprüchen, Anreden und Gesängen eben so wenig; die vortreffliche Musik der böhmischen Regimenter ist bekannt, und so bedarf es keiner Versicherung, daß der Eindruck des Festes weit über dessen Anlage hinausging, und das eine Regiment nicht mehr sich selbst, sondern das ganze Heer und Volk zu vertreten schien.

Die frische Kraft und Munterkeit dieser Ausführung gefiel allgemein, und selbst höheren Ortes wurden die kühnen Eigenheiten, welche doch gewaltig von dem Geiste der Zeit zeugten, mit Lächeln belobt.

Bei meiner Rückkehr nach Prag fand ich noch alles erfüllt von dem erlebten Schauspiel, und manche meiner jüngern Kammeraden so aufgeregt, daß sie erwarteten, ich müsse von Wien wo nicht schon die Kriegserklärung, doch die Gewißheit mitbringen, daß ein Ausbruch nahe sei, und man hoffen dürfe, nächstens wieder gegen die Franzosen in's Feld zu rücken. Ich konnte ihnen freilich von allem diesen nichts, sondern nur berichten, wie ich ein Fest zu Ehren des Königs von Rom mitangesehen, worauf denn die Kriegserwartungen sich für den nächsten Sommer noch in die friedlichen Aussichten auf die herkömmlichen Waffenübungen verwandeln mußten!

Ich für mein Theil aber war auch dieser glücklicherweise überhoben, und konnte seit langer Zeit wieder zum erstenmal einem ersehnten Zusammensein mit Rahel entgegeneilen.

Töplitz.

1811.

Rahel hatte mir geschrieben, sie würde nach Töplitz in's Bad gehen, ich möchte ebenfalls dahin kommen, und, wenn es möglich wäre, sie wenigstens von Dresden abholen. Ich verließ Prag mit dem Gefühle frischen Lebens und froher Hoffnungen; endlich sollte mir gewährt werden, was mein Herz ersehnte; bisher hatten selbst die Wege und Kämpfe, die ich deßhalb eingegangen war, um diesem Ziele näher zu kommen, mich nur weiter von ihm abgelenkt, jetzt aber fuhr ich ihm geradeswegs zu, und mit raschen Pferden war ich, eh' ich daran dachte, in Töplitz. Doch für jetzt konnte ich den Ort nur flüchtig grüßen, selbst meine bestellte Wohnung mochte ich kaum ansehen, sondern eilte nordwärts weiter, und war am 1. Juni in Dresden. Hier fand ich den Maler Friedrich Meier aus Rathenau, wie auch den Grafen Alexander zur Lippe, welche mit mir erwartungsvoll der nahen Ankunft Rahel's entgegen sahen, und durch ihre Theilnahme meinen Eifer nährten und mäßigten. Wir durchstreiften die reichen Kunst- und Naturschönheiten, durch

deren vereinten, täglich erneuerten Reiz der Aufenthalt in Dresden so anziehend wird, und überließen uns ohne Rückhalt dem Austausche der mannigfachsten Eindrücke und Strebungen, die das Leben uns sehr verschiedenartig zugeführt hatte.

Meier war ein tiefes Gemüth, in welchem sich Schmerz und Heiterkeit zu der glücklichsten Laune gemischt hatten; er handhabte die Außendinge, die gewöhnlichen Vorkommnisse des Tages, wie zusammenzusetzende Buchstaben, man ließ sich von ihm leicht in das Spiel mit hineinziehen, und staunte dann, was für Worte bedeutenden und schönen Sinnes aus dem gemeinen Stoffe sich herausbuchstabirten; in diesem Verfahren war er seinem und unserm Freunde Harscher nicht unähnlich; mit solchen Menschen umzugehen, viele Stunden des Tages mit ihnen hinzubringen, wird stets als eine Annehmlichkeit empfunden und als ein Gewinn erkannt; nur hatte Meier den großen Vorzug, daß seine Schärfe nie verletzte, daß sein Unmuth nie krankhafte Bitterkeit wurde. An letzterer ließ der Graf zur Lippe es nicht fehlen, der die Sprünge der flüchtigsten Laune plötzlich hemmte, und sie nun in seltsamen, oft unmöglichen Stellungen als schweren Ernst festhalten wollte; die wunderlichsten Zänke, Entzweiungen und selbst Bedrohungen ergaben sich auf diese Weise, die zwar bald unschädlich in freundliche Beschwichtigung ausliefen, aber durch die Wiederholung und Folgelosigkeit auch langweilig wurden.

Mit Meier hatte ich große Gespräche über einen besondern Gegenstand; er war vor kurzem Freimaurer geworden und ganz erfüllt von den Angelegenheiten des Ordens, der durch den Philosophen Krause, Bruder

Redner der Loge in Dresden, einen neuen geistigen Anstoß erhalten hatte, einen Anstoß, der das Ganze zu beleben verhieß, aber auch fast aufzulösen drohte. Krause fand, daß das Gehäge von Geheimniß, worin die Maurerei bisher einen edlen Kern eigenthümlicher Bildung sicher bewahrt hatte, der allgemeinen Bildung gegenüber nunmehr ohne Bedeutung sei, und ganz und gar wegfallen müsse, er wollte den geschlossenen Bund der Brüder zu einem offnen Menschheitsbund erweitern, und gab in diesem Sinne eine Wochenschrift heraus, die er „Tagblatt des Menschheitlebens" nannte, und worin die Fragen und Entwickelungen, welche später im Saint-Simonismus mit französischer Lebhaftigkeit ausbrachen, als geistige Erschaue und Wünsche theilweise schon vorspielten. Seiner Ueberzeugung gemäß, daß das Geheimniß nicht mehr an der Zeit sei, hatte er auch schon angefangen, von den Mysterien manches bisher nur unter dem Siegel des Eides Mitgetheilte frei herauszusagen, und sein Buch: „Die drei Kunsturkunden der Freimaurerei", das zwar eigentlich nur für Maurer gedruckt war, aber Einmal gedruckt nun unvermeidlich auch in profane Hände überging, erschien als ein wahrer Verrath, über den sich von allen Seiten arges Geschrei erhob. Die Brüder von altem Schrot und Korn wollten den Neuerer nicht länger dulden, es erging hier Krause'n, wie in Berlin mehrere Jahre vorher Fichte'n, er scheiterte an den uralten, ehrwürdigen Formen, die er durch Philosophie zu beleben und für philosophische Entwickelung zu benutzen meinte, und sah sich abgewiesen und ausgeschlossen, ohne daß er für sein Theil der Gemeinschaft ganz entsagt hätte. Wenigstens sah er den Boden der Maurerei noch immer als

den seinigen an, und wirkte im Stillen unter den Brüdern fort, deren ihm viele anhingen. Zu diesen gehörte auch Meier, der noch ein Neuling im Orden und doch fast schon ein Abtrünniger war, von welchem Mißverhältnisse er, bei seiner zarten Denkart, viel zu leiden hatte. Denn mit der Loge zu brechen, wo ihm noch eben die größte Zuvorkommenheit und Theilnahme von wackern, zum Theil hochgestellten Männern bewiesen worden, dünkte ihn unmöglich, und verläugnen wollte er doch auch seine Hinneigung zu Krause nicht; in diesen Zweifeln sprach er mit mir von seiner Verlegenheit, anfangs mit einigem Rückhalt, bald aber, da er mich als einen zwar nicht auf dem herkömmlichen Wege, aber doch genugsam Eingeweihten erkannte, ganz ohne Scheu, und der, was man auch sagen und spotten mag, so sehr anziehende, merkwürdige und wichtige Gegenstand wurde von uns ausführlich erörtert. Wir befestigten uns gegenseitig in der guten Meinung von der wunderbaren, aus dunklem Ursprung aufgestiegenen, in allem Wechsel der Zeiten erstarkten, und mit eigensinnigen, beschränkten Formen doch das allgemeine Menschliche rein umfassenden Genossenschaft, die noch überdies das Freisinnige habe, nicht zu verlangen, daß ihre Angehörigen zu jeder Zeit und an jedem Orte sich zu ihr halten.

Sehr verschieden von uns hatte diese Sachen ein andrer junger Mann aufgefaßt, dessen Bekanntschaft uns in Dresden zu Theil wurde. Sein Eifer war ganz auf das Geheimnißvolle gestellt, und in diesem lag ihm, wo nicht der Werth, doch der Reiz des Bundes. Er verhehlte nicht, wie wohlgefällig ihm der Gedanke sei, einer so ansehnlichen und verbreiteten Gesellschaft anzugehören,

Mitwisser so bedeutender Mysterien zu sein, und er beklagte nur, daß zu viele Leute, und viel zu leicht, ebenfalls dazu gelangen könnten. Gegen Krause fühlte er den Unwillen Alexander's des Großen gegen den Aristoteles, als dieser Weisheitslehren, welche nur Auserwählten gehören sollten, der allgemeinen Kunde preisgegeben hatte. Wir vertheidigten Krause's Ansichten, ohne sein persönliches Verfahren in allen Stücken rechtfertigen zu wollen. Aber unser Widerpart wollte davon nichts hören, und als er gar vernahm, daß ich selbst wohl eingeweiht, aber nicht förmlich aufgenommen sei, machte er Meier'n Vorwürfe, daß er ihn hievon nicht früher benachrichtigt habe, denn von ihm selber sei nun gewiß manches ausgesprochen worden, was nicht hätte gesagt werden sollen, sah sich als Wissender aber nun auch weit erhaben über Alles, was ich ferner vorbringen mochte, wobei ihm nur unbequem fiel, daß Meier seine Würde als Wissender nicht gleicherweise geltend machte. Zuletzt mußte ich mir sagen lassen, ich solle mir nicht einbilden, Wilhelm Meister's Lehrjahre gründlich zu verstehen, denn ohne Freimaurer zu sein, könne das Niemand, ja nur erst, wenn man Freimaurer geworden, vermöge man zu überschauen, was alles Einem vorher unverstanden geblieben! Auf dieses Feld hätte der Gegner den Streit nicht ziehen sollen, ich fühlte zu sehr meine Vortheile, und war zu jung und zu scharf, um sie nicht geltend zu machen; durch Ernst und Spott gedrängt, gehetzt, außer Athem gebracht, verließ er hochrothen Gesichts den Kampfplatz, und es hat sich ein leidliches Vernehmen in der Folge kaum hergestellt.

Meier und ich hatten in noch mehreren Richtungen die traulichste Uebereinstimmung. Seiner Liebe zu Jean

Paul Richter, den er nun auch persönlich kennen gelernt und dessen Bild er sehr glücklich gemalt hatte, gab ich durch meine Erzählungen und Eindrücke neue Nahrung; eben so herzlich und liebevoll besprachen wir die Vorzüge und Eigenheiten Harscher's, besonders aber den uns so lieben und vertrauten Kreis von Nennhausen, wir waren in gleicher Weise innigst eingenommen von Fouqué, und fühlten für Frau von Fouqué die größte Bewunderung, wir zählten sie unbedingt den ausgezeichnetsten Frauen bei, und waren darin einig, daß in ihrer Schriftstellerei noch lange nicht ihr höchster Werth erscheine, sondern ihr Talent, wie groß es auch sei, doch ihrem Gemüth und Geiste weit nachstehe. Wir beklagten für sie, daß die Zeitläufte dem litterarischen Gedeihen so wenig Hoffnung ließen, und daß sie noch mehr eine großweltliche gesellschaftliche Wirksamkeit hinderten.

Ein großes gemeinsames Leid war uns die Nachricht, die wir in dieser Zeit empfingen, daß unser Freund Adolph Müller in Bremen gestorben sei. Er hatte lange hingekränkelt, als Arzt sich nicht geschont, sondern durch einige magnetische Kuren sich vollends erschöpft, und war zuletzt still entschlafen, wie Novalis, unter lieblicher Musik, die er sich von seiner kunstbegabten Schwester ausgebeten hatte. Daß er, von einem tiefen Seelenleid ergriffen, sich gern sterben ließ, und wie der ganze Zusammenhang seines Unglücks durch eigne Bescheidenheit und fremdes Eingreifen sich entwickelt hatte, wußten wir noch nicht. Er war der Erste unsers jüngern Kreises, der aus dem Leben abgerufen wurde, für uns um so schmerzlicher überraschend, als wir grade ihn auf der schönsten Lebensbahn, in gesundem und raschem Fortschreiten, und ihn

selbst, wie durch ihn auch viele Andre, gegen den Tod noch lange gesichert glaubten.

Von einem Spazirgange über die Brücke heimkehrend, sprachen wir in bewegter Trauer von diesem so früh geschiedenen Freunde, als uns ein andrer frisch lebender begegnete, den ich in diesen Tagen stets verfehlt hatte. Der Maler Hartmann, mit dem ich aus früherer Zeit wohlbekannt war, und dem ich seine menschlichen Eigenschaften gern um so höher anrechnete, je weniger ich in die Bewunderung seiner künstlerischen einstimmen konnte, hatte von meiner Anwesenheit in Dresden gehört, darüber die innigste Freude geäußert, und Meier'n beauftragt, mir dringend auszusprechen, wie heftig er verlange, mich zu sehen. Dieser bestellte mir alles treulich, und fügte nur die Bemerkung hinzu, daß er bisher die Freundschaft zwischen jenem und mir in solcher Kraft und Beeiferung gar nicht geahndet habe, wogegen ich denn die gute Meinung und Zuneigung, die jener verdiene, desto lebhafter hervorhob, als ich wohl wußte, daß Meier nicht nur den Künstler in ihm, sondern auch den Menschen gar nicht günstig beurtheilte. Jetzt nun sah Meier, schärferen Gesichts als ich, fern in der Straße Hartmann uns entgegenkommen, und wollte mich zu dem bevorstehenden Wiedersehen allein lassen. Ich aber, durch unser Gespräch traurig und verstimmt, und durch das ironische Wesen Meier's noch kühler durchschauert, hielt ihn fest, und mit ihm zu einer Seitengasse einlenkend, gestand ich, daß auch ich grade jetzt Hartmann lieber nicht sprechen, sondern später einen günstigeren Augenblick wahrnehmen wolle. „Er hat uns schon gesehen", versetzte Meier, brach aber in demselben Augenblick in das lauteste Gelächter aus.

„Ja, gesehen hat er uns", fuhr er fort, „aber auch er weicht schon in einen Nebenweg aus, auch er scheint das Wiedersehen auf bessere Zeit verschieben zu wollen; nun seh' ich erst recht, wie groß eure Sympathie ist, auf beiden Seiten völlig dasselbe Gefühl!" Und nun hatten wir wohl Stoff der Erheiterung genug, aber einer gewaltsamen, die für mich den Reiz der Neuheit schon gar nicht mehr hatte, denn mir waren die Widersprüche zwischen der äußern und der innern Welt schon geläufig genug, und ich wußte längst, daß die Uebertreibung der Worte oft nur einen Mangel der Empfindung decken solle, ohne daß letztere darum ganz zu fehlen brauche, wie ich denn selbst in dem vorhandenen Falle noch behaupten konnte, daß diese beiderseitige Anwandlung des Vermeidens noch gar nicht die Aufrichtigkeit des früheren Eifers in Zweifel stellen dürfe.

Wie unbequem aber auch die Aufrichtigkeit bisweilen werden könne, und wie nöthig Zurückhaltung und Vorsicht sei, wurde mir durch ein Beispiel eingeschärft, dessen ich kürzlich erwähnen muß. Ich hatte in Dresden einen österreichischen Offizier getroffen, und ihn als Kammeraden begrüßt, er war aus Sachsen gebürtig, und gleich mir erst während des letzten Krieges zum Heer gekommen. Einen andern Antrieb, als einen deutsch-vaterländischen, hiebei vorauszusetzen war mir unmöglich, und ich sprach in diesem Sinne unverhohlen die Meinung aus, daß nun, nach dem Abtreten Oesterreichs vom Kampfplatze, vielleicht Preußen zunächst wieder an die Reihe kommen, gegen die Unterdrückung sich erheben und uns zu seinen Fahnen rufen würde; doch hiemit verstieß ich gewaltig gegen die Gesinnung meines Gefährten, der seinen be-

schränkten Widerwillen gegen Preußen einem höheren, allgemeinen Gesichtspunkte nicht aufopfern wollte, und entschieden betheuerte, keinerlei Freiheitsidee habe ihn nach Oesterreich geführt, sondern Familienverhältnisse, die ihm ein günstiges Aufsteigen dort verhießen, und mit der Wendung der Dinge, daß Frankreich uns befreundet worden, sei er von Herzen zufrieden. Der Streit wurde lebhaft, einige sächsische Offiziere hörten ihn theilweise mit an, und ich war um so mehr im Nachtheil, als ich ohne höheren Urlaub mit einem Bürgerpaß über die Gränze gegangen war, und vor Fremden meinen Stand gar nicht bekennen durfte, wenn ich nicht zugleich meinen Obersten und die Paßbehörde den größten Unannehmlichkeiten bloßstellen wollte. Doch der unangenehme Auftritt erfuhr eine lächerliche Wendung, mein Gegner wurde plötzlich abgekühlt, und empfahl sich mit eiliger Höflichkeit, die sächsischen Offiziere aber begrüßten laut einen neuen Ankömmling, dem sie lachend den eben Weggegangenen noch zeigten; der Angekommene, den ich nicht kannte, war, wie ich später hörte, der Major von Bose, berühmt durch seine launigen und trotzigen Reden, mit denen er nicht aufhörte, die deutsche Sache zu preisen und die französische zu schmähen, und auch jenen Landsmann schon hart bedrängt haben mochte; er diente trotz seines Ingrimms bei den von Frankreich abhängigen sächsischen Truppen fort, um seine Gesinnung unter ihnen geltend zu erhalten. In solche Widersprüche waren damals die Deutschen gewaltsam eingedrängt!

Eine öffentliche, den vaterländischen Gesinnungen gemäße und doch dem Feinde keinen Argwohn gebende Stellung war in jener Zeit ein seltnes Glück, und ein

solches hatte der sachsen-weimarische Major Rühle von Lilienstern, welcher dem jungen Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar zur Seite stand und mit demselben in Dresden lebte. Der tägliche Umgang mit diesem trefflichen Manne gereichte mir zu Trost und Erheiterung, bei ihm fand ich ungebeugte Hoffnung und Zuversicht auf die Sache des Vaterlandes mit reifer Beurtheilung der Staats- und Kriegsverhältnisse im lebendigsten Verein. Seine kriegskundigen Erörterungen waren höchst lehrreich, und erweckten die Vorahndung einer Zeit, die solche Kenntnisse und Einsichten einst für unsere Sache in thätige Anwendung rufen könnte. Er hatte das Buch von Carnot über die Vertheidigung fester Plätze, welches ich mir in Paris nicht hatte verschaffen können, durch den Herzog von Weimar erhalten, und nicht nur eine Uebersetzung, wie ich sie beabsichtigt hatte, sondern auch eine kritische Würdigung des Ganzen, also weit mehr geliefert, als mir möglich gewesen wäre, und ich kann es betheuern, daß seine gediegene Arbeit mich mehr freute, als wenn ich die meine vor Augen gehabt hätte. Ich bezeigte meine aufrichtige Theilnahme wenigstens durch eine rühmende Anzeige, die ich für den Oesterreichischen Beobachter aufsetzte, wo sie jedoch nur unter Weglassung der besten Stellen erscheinen durfte.

Unter solchen Anregungen und Zerstreuungen, zu denen noch der tägliche Besuch der Bildergalerie und bei dem anhaltenden schönen Wetter die schönsten Spazirgänge kamen, vergingen zehn Tage sehr schnell, doch mir keineswegs unbemerkt, denn mit großer Ungeduld zählte ich immerfort jede Stunde, um die sich die ersehnte

Ankunft meiner Freundin verzögerte, und als endlich die Nachricht eintraf, ihre Abreise sei aufgeschoben, und ich berechnet hatte, noch vor derselben in Berlin sein zu können, eilte ich ohne Säumen dorthin. Ich traf noch eben zu rechter Zeit ein, denn schon am Tage nach meiner Ankunft war ich mit Rahel und einer Freundin, die sich ihr als Reisegefährtin angeschlossen hatte, wieder auf dem Rückwege nach Dresden. Noch zwei andre Damen aus Berlin, Frau von Crayen und ihre Tochter, machten dieselbe Reise; bei den Mahlzeiten und Nachtlagern trafen wir immer zusammen, und die Gesellschaft war äußerst unterhaltend. Frau von Crayen, geboren zu Berlin am Tage des Erdbebens von Lissabon, war schon weit in den Funfzigen, aber ihr Gesicht zeigte noch unverkennbar, daß sie eine große Schönheit gewesen. Sie stammte aus einer achtbaren Familie der französischen Réfugiés, und hatte die sorgfältige Erziehung empfangen, welche in diesem Kreise herkömmlich war; doch schloß dieser ganz französischen Bildung sich nothwendig eine deutsche Lebensseite an, worin die ungekünstelte Natur gesunder Volksthümlichkeit waltete. Der Verein beider Elemente war der Entwickelung munterer Geistesgaben besonders günstig. Im Rufe dieser letztern und zugleich der größten Schönheit wuchs Fräulein Leveau glänzend heran, und empfing frühzeitig die schmeichelhaftesten Huldigungen, auch von den höchsten Personen, deren Aufmerksamkeit sie nicht entgehen konnte. Nach Leipzig verheirathet, strahlte sie dort viele Jahre als die schönste und geistreichste Frau der Stadt, alle hohen und ausgezeichneten Personen, welche dorthin kamen, drängten sich zu ihrem belebten Gesellschaftskreise. Als Witwe zog sie wieder

nach Berlin, und lebte dort in der großen Welt als eine der namhaftesten, witzigsten und unterhaltendsten Frauen, die man begierig aufsuchte, und nirgends missen wollte. Sie hatte noch alle jugendliche Lebhaftigkeit des Geistes, und das thätige Gedächtniß, welche ihrer Erzählungsgabe und ihrem Witz unerschöpfliche Stoffe und Bezüge lieh; jeder leiseste Anstoß erregte ihren satirischen und pikanten Humor, der seine Wirkung nie verfehlte, und eben so beliebt als gefürchtet war. Sie stand in freundschaftlicher Verbindung und vertraulichem Briefwechsel mit den geistreichen Herzogen von Gotha und Weimar und mit dem auch im hohen Alter noch lebensfrohen Fürsten von Ligne; dieser und der Herzog von Weimar waren als Gäste in Töplitz angekündigt, und solche Verehrer mußten den Reiz des Aufenthaltes im voraus erhöhen; doch hatte Frau von Crayen dort eine noch stärkere Anziehung, ihr Herz freute sich vor allem auf das Wiedersehen eines Sohnes, der bei den weimarischen Truppen diente, und jetzt mit dem Herzoge kam, um für seine in Spanien empfangenen Wunden die Heilkraft der Bäder zu versuchen.

Günstig genug war unsre kleine Reisegesellschaft zusammengesetzt, und Witz und Laune, welche in Rahel und Frau von Crayen immer gutwillig bereit waren, erhielten uns in bester Stimmung; doch die öde Einförmigkeit der Gegend und die Langeweile des Hinschleppens auf schlechten Wegen übte auch ihr Recht, und ich besonders mußte mir sagen lassen, mein Geist und Sinn würden in Töplitz wohlerhalten ankommen, denn sie seien sehr gut eingepackt. Doch waren sie letzteres nicht so vollständig, daß ich nicht manche kleine Züge beobachtet

hätte, in denen ich die Keime künftiger Mißhelligkeiten wahrzunehmen glaubte. Der Fürst von Ligne hatte nicht Frau von Crayen allein durch gedruckte Briefe gehuldigt, später gekommene Ansprüche hielten sich für besser berechtigte, und bei persönlichem Zusammensein konnte das Gleichgewicht unmöglich erhalten bleiben. Rahel hörte meine Bemerkungen lächelnd an, hielt sich aber bei solchen Gegenständen wenig auf, und wandte lieber den Blick in's Freie. „Sind nicht", sagte sie, „der Himmel, die Sonne, das Grün des Feldes und der Bäume auch in der dürftigsten Gegend schön?" Sie war dankbar und freudig bei der geringsten Darbietung, und wer ihr Entzücken sah über herrliche Bäume und saatenreiches Feld im glänzenden Abendscheine bei Dobrilugk, der hätte glauben können, sie habe nie begünstigtere Gegend erblickt!

In Dresden verweilten wir zwei Tage, im vergnügten Umgang mit Lippe, Meier, Rühle von Lilienstern und noch andern Bekannten, theils ansässigen, theils durchreisenden, die man leicht und angenehm, bei den Sehenswürdigkeiten, oder auf der Brücke und andern Spazirgängen traf. Einen Wagen voll liebenswürdiger und schöner Berlinerinnen, den wir mit Freudigkeit im Thore anhielten, mußten wir zwar nach Karlsbad abfahren lassen, doch nicht ohne die Zusage, später auch in Töplitz einzusprechen. Von bleibendem Eindruck und dauerndem Gewinn war uns die Bekanntschaft von Sulpiz Boisseree aus Köln, der eben aus Weimar kam, wo er seine herrlichen Zeichnungen des Kölner Doms Goethe'n vorgelegt hatte. Diese Zeichnungen, so wie vier schöne Blätter von Cornelius zu Goethe's Faust, wurden auch vor unsern Augen ausgebreitet, und erweckten unsern Beifall, unsere

Bewunderung. Wenn diese Wirkung noch heute wie damals Statt findet, und es unnöthig scheinen könnte, dergleichen noch besonders auszusprechen, so sei hier sogleich bemerkt, daß in jenen Tagen der noch nicht übersättigte Kunstsinn eine frische Empfänglichkeit hatte, die seitdem immer seltner geworden, und daß sich mit den erwähnten Bildern lebhafte Empfindungen noch ganz andrer Art verknüpften, von denen die Gegenwart glücklicherweise nur eine schwache Vorstellung haben kann. Von jenseits des Rheins, aus den an Frankreich verlorenen deutschen Ländern, herrliche Zeugnisse alten und neuen deutschen Lebens zu empfangen, das große Denkmal volksthümlicher Kunst und Beeiferung aufgefaßt zu sehen, und zwar durch ein Werk, das selber als ein solches Denkmal in bei uns seltner Würde und Pracht erschien, — das schlug damals wie ein mahnender Vaterlandsruf in jedes Herz, und durchzuckte den Sinn mit Schauern der Rührung und der Zuversicht. Wie ein Sendbote froher Verkündigung schien mir Boisseree mit seinen Bildern durch das Land zu ziehen, und es war mir Pflicht und Freude, ihn nach Kräften zu fördern. Ich gab ihm Briefe nach Prag an den Grafen zu Bentheim, ich schrieb nach Wien und Berlin, und wenn auch die Sache mein Bemühen gar wohl entbehren konnte, so wollte ich meinerseits doch dieses nicht sparen. Die Art, wie Rahel von diesen erhabenen Gegenständen ergriffen und bewegt wurde, gewann ihr für immer das freundliche Zutrauen Boisseree's und das ganze Herz Meier's. Der Kölner Dom führte natürlich das Gespräch auf Friedrich Schlegel, der über altdeutsche Bauwerke geschrieben hatte, und dessen Zögling Boisseree gewesen war. Dieser wunderte sich nicht

wenig, von mir zu hören, daß Schlegel jetzt in der altdeutschen Baukunst überall Allegorie und Symbolik erkenne, und in allen ihren Gebilden die Andeutung von Geheimlehren geheimer Gesellschaften suche, eine Richtung, die ihm durch Franz von Baader gegeben war; Boisseree stellte dagegen auf, wie gut er sich erinnere, daß Schlegel früherhin jede solche Deutung unbedingt verworfen und bei jenen Wunderwerken die Kunst rein in ihren eignen Zwecken abgeschlossen habe. Doch sollten dergleichen Widersprüche dem verehrten Meister nicht zum Tadel oder Spott gereichen, Boisseree hatte den schönsten Erklärungsgrund dafür, er meinte, diese gänzliche Hingebung an ein Aeußerstes und dieses Uebergehen in das Entgegengesetzte seien bei Schlegel nur Wirkungen seines tiefen Ernstes, er sei jedesmal einseitig und übertrieben aus Gründlichkeit, man müsse ihn nur seine Schulen alle ruhig durchmachen lassen, zuletzt würden doch die reifsten, maßvollsten Ergebnisse dastehen. Wenn auch diese Versicherung durch die Folge sich nicht so recht bestätigt hat, so liegt ihr doch eine richtige Wahrnehmung zum Grunde, und wie mich vor dem Jahre in Halle Eichhorn's sinnreiche Apologie eines wortbrüchigen Freundes eingenommen und entwaffnet hatte, so durfte mich auch diese gleich bestechen, da mir ohnehin schon immer Urtheil und Kritik ihren besten Vortheil — ganz im Gegensatze vom Krieg — nicht im Angriff, sondern in der Vertheidigung zu haben schienen.

Wir kamen im schönsten Wetter in Töplitz an, und hatten uns in unsern verschiedenen Wohnungen bald eingerichtet. Rahel war aus früherer Zeit mit der Oertlichkeit schon vertraut; für mich war sie eigentlich neu, und

mit großer Befriedigung durchstreifte ich an der Seite der Freundin die nahen Bergeshänge, den großartigen Schloßgarten, die mannigfachen Anlagen und Vergnügungsorte. Vom Wetter fortdauernd begünstigt, begannen wir auch bald die anmuthigen Fahrten, die sich in dem vielgestaltigen schönen Lande so reich darbieten, daß deren Reihe fast unerschöpflich erscheint. Doch darf ich auf nähere Schilderung der bekannten und oft beschriebenen Gegend nicht eingehen, und wende mich sofort zu den Lebensbezügen, welche hier versammelt und thätig waren.

Zuerst muß ich von der Fürstlich Clary'schen Familie sprechen, als der Herrschaft des Ortes, und als dessen höchstem geselligen Mittelpunkte. Der Fürst Johann Nepomuk war ein stiller verständiger Herr, von schlichtem und würdigem Aeußern, geistreicher Geselligkeit gewohnt, mit Litteratur und großer Welt wohlbekannt; allein sein eigentlicher Sinn ging auf zweckmäßiges Anordnen und Erhalten; er verwaltete seine schönen Besitzungen mit guter Einsicht, hatte als Haushalter neben dem Nützlichen aber auch vorzüglich das Edle und Schöne zum Augenmerk, und es wirklich durch unabläßige, geräuschlose Sorgfalt dahin gebracht, daß sein Schloß und Park, seine Gärten und Lusthäuser, seine Meierhöfe, seine Forsten und Jagden, so wie alle Anstalten wirthlichen und geselligen Lebens, immerfort in dem besten Zustande erschienen, daß alles für den Anblick frisch und sauber, für den Gebrauch behaglich war. Durch sein Verdienst war der ansehnliche Schauplatz, auf dem sich ein reiches häusliches Leben bewegte, und unaufhörlich eine glänzende fremde Welt mitwogte, stets wohlgefällig und den Um-

ständen angemessen, und Jedermann in diesem Kreise hatte die Wirkung eines fürsorglichen Waltens mitzugenießen, das doch in seiner Anspruchslosigkeit kaum von dem Zehnten eigentlich bemerkt wurde. Neben diesem trefflichen Manne stand als Gattin die Tochter des Fürsten von Ligne, Christine, eine gute, harmlose Dame, die nur französisch sprach, weder Sorge noch Leid kannte, mit Geschmack an schöner Litteratur den Sinn für Witz und Geist und die Lust muntrer Spiele verband, in ihrem Leben wenig Leid erfahren und gewiß mit Absicht keins verursacht hatte; alles war bemüht, ihre Wege zu ebnen, ihren heitern Eigenheiten nachzugeben, und so war sie in der That, wie ihr Vater bemerkte, bis in's Alter ein verzogenes Kind geblieben, dem der Ernst des Lebens selten einmal hatte nahen dürfen. Ihr stand diese Art gut an, und den Andern nicht minder, welche liebevoll sie umgaben: zuerst dem Gatten, und selbst dem Vater, dann dem treuen Sohne, Grafen Karl, und dessen edler, jedes Lobes würdigen Gemahlin, gebornen Gräfin von Chotek, unter deren Obhut schon ein neues Geschlecht lieblicher Kinder heranwuchs; ein jüngerer Sohn der Fürstin war im Kriegsdienst abwesend; noch zwei Töchter Ligne's, Euphemia, dem Grafen Palffy von Erdöd, und Flora, dem Obersten Freiherrn von Spiegel verheirathet, waren heimische Gäste des Hauses und demselben im besten Sinne angehörig, die erste von lebhaftem, doch maßvollen und sogar strengen Wesen, die letztere bisweilen in ihrer ruhigen Verständigkeit durch Züge tiefen Nachdenkens überraschend. Der Hauptglanz in diesem reichen Schimmer war aber der Fürst von Ligne selbst, von ihm strömte Leben und Munterkeit in jedem Wort,

in jeder Miene, alles war heiter und mild um ihn her, alles beugte sich ihm lächelnd, alles beeiferte sich für ihn. Ich darf hier auf die Schilderung verweisen, die ich schon anderwärts von ihm zu geben versucht habe, und will nur noch bemerken, daß in der Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung die dreifache Würde der hohen Geburt, des höchsten Dienstranges und des hohen Alters zwar immer schwinden wollte, aber doch stets fortwirkte, weil man nicht vergessen konnte, daß diese weltlichen Ueberlegenheiten nur der noch größern des Geistes den Rang ließen. In diesem ganzen Kreise herrschte ein froher Lebenssinn, der auch Unglück und Widrigkeit nicht allzuschwer nehmen wollte; nur Ein großes Leid hatte tiefer eingegriffen, und stand seit Jahren als dunkles Bild fest, auf das man nicht hindeuten konnte, ohne schmerzliche Trauer zu erregen. Der Fürst von Ligne hatte im Revolutionskriege seinen ältesten, heißgeliebten Sohn verloren, in der Blüthe des Lebens, inmitten der schönsten Hoffnungen. Aber auch dieser Schmerz hatte einen Uebergang in tröstlichen Liebeseifer gefunden, der sich auf die hinterlassene Tochter des jungen Mannes wandte, Titine Gräfin von Odonnel, deren Geist und Liebenswürdigkeit den Stamm, aus dem sie entsprossen war, nicht verkennen ließen, und die von der ganzen Familie auf Händen getragen wurde; es ist dieselbe, an welche Goethe freundliche Verse gerichtet hat.

Der Fürst von Ligne war noch nicht angekommen, die übrige Gesellschaft aber bewegte sich schon zahlreich und munter; der Herzog Ferdinand von Würtemberg, österreichischer Feldmarschall, brachte gern dem Vergnügen der Geselligkeit die kleinen Opfer, welche sie seiner Gut-

müthigkeit auferlegte, und sein ächtes Wohlwollen wie sein redlicher deutscher Sinn wurden von Allen anerkannt, die ihm nahten; die Königswürde seines Hauses durfte ihn freuen, ohne daß er darum die Verbindung desselben mit Frankreich weniger gehaßt hätte, er sah diese Verbindung, wie für Würtemberg so auch für Oesterreich als ein vorübergehendes Mißgeschick an, aus dem ein reinigendes Hervorgehen zu hoffen sei.

Ein entschiedener Anhalt aber und starker Träger solcher Hoffnungen war vor allen der Herzog von Weimar, der hier im sichern Böhmen manchen Zwang abwarf, und unter Freunden seine politische Gesinnung gar nicht verläugnete. Mein eignes vorjähriges Bekanntwerden mit ihm hatte mich hierüber schon in's Klare gesetzt, er war nicht ängstlich im Vertrauen, und ist bei seiner unbefangenen Zuversicht vielleicht besser bewahrt geblieben, als Andre bei allzu beflissener Verstellung. Mir ist nicht bekannt, daß er dem französischen Kaiser wäre verdächtigt worden und von dieser Seite ernstlich wäre gefährdet gewesen; gleichwohl hatte er nicht geringe Wagnisse auf sein Haupt genommen. Noch kürzlich, in dem letzten Kriege, als die Sachsen mit den Franzosen gegen Oesterreich fochten, hatte nach der Schlacht von Aspern ein bedeutender Kern sächsischer Kriegsmänner ihm eröffnen lassen, daß in gewissen möglicherweise zu erwartenden Fällen die sächsischen Truppen den verhaßten Bund, der sie mit den Franzosen vereine, zerreißen, für Deutschland kämpfen, und den Herzog an ihre Spitze rufen würden; die Wendung der Ereignisse ließ jene Fälle nicht eintreten, aber die Verbindungen und Verabredungen dauerten fort, und wir sehen aus diesen Angaben, wie früh die

im Jahre 1813 endlich hervorgetretenen Ereigniſſe vorbedacht und bereitet waren; wir ſehen darin auch für unſre Zeit den Troſt, daß dem ächten Streben ſein Ziel nicht ausbleibt, auch wenn die Gegenwart es für den Augenblick ſtreng verneint. Die Perſon des Herzogs übte eine ſtarke Anziehung; unter dieſem muntern, ſinnlich-kräftigen, ſcheinbar nur dem Tag und dem Augenblicke gewidmeten, aber nach allen Seiten aufmerkſamen und thätigen Behaben erkannte der Schärferſehende leicht die großen Eigenſchaften des geiſtesregen, ſchaffenden Fürſten, den klaren Blick über Welt und Menſchen; beſonders aber fanden die Kriegsleute ſich zu ihm hingezogen, ſie fühlten, daß ihr Handwerk in ihm einen Genoſſen, einen Gönner hatte, der auch hier das Schätzenswerthe und Verdienſtliche leicht erkannte, und dem in deſſen Umgebung behaglich zu Muthe war. Die öſterreichiſchen Offiziere hielten ſich zu ihm mit wahrer Liebe, wie zu einem ihnen angehörigen Kriegsobern, es war eine Freude und eine Pflicht, ihm zu huldigen. Dieſe Beziehung wäre genug geweſen, auch mich dem Herzoge innig zu verknüpfen. Nun aber kam für mich noch hinzu, daß er Goethe's Herzog war, und ſchon deßhalb auch Rahel's. Entſtanden bei dieſer Betrachtungsweiſe auch bisweilen auffallende Gegenſätze, und mußte die ideale Anforderung oft gegen die reale Darbietung zurücktreten, ſo konnte doch dies den Geſammteindruck nicht verändern, und nicht ſelten mußte man ſogar ſich freuen, daß der Fürſt kein bloß litterariſcher, ſondern ein recht wirklicher, der Welt angehöriger war. Der Herzog war Rahel's Nachbar, und konnte mit ihr von Fenſter zu Fenſter ſprechen, ich wohnte ihm ebenfalls nah, und ein behaglicher, täglicher

Verkehr ergab sich hiebei um so leichter. Gleich das erste Gespräch mit dem Herzog ließ uns leider wenig Hoffnung, Goethe'n dieses Jahr in Töplitz zu sehen; er wollte von Karlsbad, hieß es, unmittelbar nach Weimar zurückkehren. Auch auf Gentz hatten wir uns vergebens gefreut; er schrieb, daß er Wien nicht verlassen, oder höchstens auf einige Wochen nach Baden gehen würde.

Andre Gäste von Rang und Namen fanden sich zahlreich ein. Ich erwähne die Gräflich Bucquoy'sche Familie, der auch der Graf selbst bald folgte, bekannt schon damals durch ein ernstes wissenschaftliches Streben, das auch in technische Ausübung überging, und hier, ganz im Gegentheil der gewöhnlichen Annahme, ausgezeichnetes Gelingen hatte, während im reinen Denken das Autodidaktische doch allzu abgeschlossen blieb. Fürstin Jablonowska, Graf und Gräfin Esterhazy, Graf Festetics, Graf von Khevenhüller, der preußische Staatsminister von Brockhausen, Baronin von Grotthuß aus Berlin, verweilten längere oder kürzere Zeit. Von bedeutenden Kriegsmännern ist zuvörderst Fürst Alfred von Windischgrätz hier zu nennen, damals Oberst eines Reiterregiments, und unter den jüngern ritterlichen Anführern, auf welche die kriegerischen Hoffnungen der Zukunft sich stützten, einer der glänzendsten. Ihm hatte sich der Graf von Trogoff angeschlossen, Major im Regimente Vogelsang, aber fast immer beurlaubt, ein geborner Bretagner, der bei den ersten Revolutionsstürmen mit dem Grafen von Artois Frankreich verlassen hatte, und als leidenschaftlicher Anhänger des Königthums das kaiserliche wie das republikanische Frankreich mit gleichem Hasseseifer ansah, einer der witzigsten und beredtesten Franzosen der alten Zeit,

der unerschöpflich in beißenden und lustigen Antworten war, und die Unterhaltung auch über ernste Gegenstände nicht leicht stocken ließ; ich hatte mit ihm viele und ausführliche Gespräche, in denen wir uns aufrichtig eingestanden, daß wir durch die Stellung der Dinge für den Augenblick zwar in gleicher Richtung ständen, unsre Denkart aber völlig verschieden sei, und uns, bei geringer Aenderung der Sachen, leicht einander entgegenstellen könne; übrigens war er in allem, was nicht die Bourbons anging, äußerst freisinnig, spottete über die Vorurtheile, die in Staat und Kirche und Gesellschaft noch herrschten, und ertheilte mir, da er mich sehr gern hatte und fördern wollte, seine besten Rathschläge, wie ich in kurzem aufsteigen, und die zahlreichen vornehmen Unfähigkeiten, von denen es wimmele, überflügeln müßte, wobei es nur schade war, daß seine Klugheit noch wenig an ihm selber sich hatte bewähren wollen! Bald erschien auch der durch seine großen dem Vaterlande gebrachten Opfer wie durch seine bei Aspern bewiesene Tapferkeit rühmlichst namhafte Fürst Ferdinand von Kinsky, Oberstlieutenant im Klenau'schen Chevaurlegersregiment, das in der Nähe seine Standquartiere hatte, und dessen Offiziere in Töplitz ab- und zugingen. Ein vollkommenes Bild deutschen Rittersinnes war der General Fürst Aloys von Liechtenstein, dem sein älterer Bruder, der Fürst Moritz, in Tapferkeit und Treue würdig zur Seite stand. Durch meinen Obersten, der durch Kriegstüchtigkeit und Adel der Gesinnung wie durch Geburt und Verhältnisse sich den Besten gleichstellen durfte, wurde auch ich diesem Kreise näher gerückt, und die fast täglichen traulichen Unterhaltungen, welche die Vergangenheit kriegsgeschichtlich er-

örterten und hoffnungsvolle Blicke und Plane in die Zukunft warfen, erfrischten und stählten den Muth, der in der trostlosen Oede der öffentlichen Zustände kaum durch die Nachrichten, die uns verkümmert aus Spanien und Portugal zukamen, noch einige Labung empfing. Ich erinnere mich, mit dem Fürsten Aloys von Liechtenstein einmal die Schlacht von Wagram ausführlich durchgesprochen zu haben. Ich erwähnte dabei, daß mir in Betreff dieser Schlacht eine wahre Seltsamkeit kund geworden; in Oesterreich gebe es, schon seltsam genug, außer den Dienstvorschriften für die untern Grade, so auch eine Anleitung für die Generale, und dieses Lehrbuch, mit Karten und Planen ausgestattet, befinde sich in den Händen aller Generale und Obersten; keinem einzigen aber scheine bekannt gewesen, wenigstens hätten wohl zwanzig und mehr mit Staunen meine Entdeckung vernommen, daß eine Schlacht bei Wagram in dem Buche prophetisch vorkomme, nämlich eine erdichtete Schlacht, in die wirkliche genau wiedergegebene Gegend von Wagram hineingezeichnet, nur daß die Namen der Ortschaften, Inseln u. s. w. in willkürliche verwandelt wären. Der Fürst räumte die Seltsamkeit ein, meinte jedoch, wenigstens ihm sei der Plan nur allzu gut bekannt gewesen, und er habe ihn, als er verwundet den Kanonendonner der Schlacht gehört, auf dem Tische vor sich liegen gehabt, mit heftiger Unruhe den Gang verfolgend, den die Dinge nahmen und nehmen konnten. Erörterungen dieser Art wurden für mich ungemein lehrreich und förderlich. Außer meinem Eifer, der sich entschieden darlegte, mußten, ich gestehe es, auch die Gesichtspunkte, die ich hatte, mich bei solchen Gelegenheiten höher stellen, als meinem Dienst-

verhältnisse irgend zukam, und ich weiß nicht, ob anderswo, als in Oesterreich, ein junger Offizier mit Generalen so hätte streiten und auf seinen Meinungen beharren dürfen. Den Vortheil einer großartigen Unbefangenheit grade bei den höchsten Ständen in Oesterreich habe ich noch oft auch in andern Zeiten und Beziehungen anerkennen müssen. Daß aber die Vertraulichkeit der Höheren nicht immer Gewinn oder Genuß bringt, mußte ich augenblicklich miterfahren, denn ein alter Feldmarschallieutenant, Freiherr von Ulm, der mich so gut angeschrieben sah, wollte auch seine Gnade mir nicht fehlen lassen, und hielt mich stundenlang an seiner Seite fest, mir seine Ansichten vorzutragen, mich von dem Werthe seines alten Adels zu unterrichten, Titel und Würden der Andern in scharfe Prüfung zu nehmen, und mehr dergleichen, was mir alles völlig schmacklos war. Dabei mußte ich mich sehr in Acht nehmen, ihn nicht Excellenz zu nennen, denn wenn mir dies Wort entschlüpfte, so erfolgte jedesmal eine große Strafpredigt und Auseinandersetzung, wie in Oesterreich einem Feldmarschallieutenant solch Prädikat nicht gebühre, und es eben so eine Beleidigung sei, jemanden zu hoch, als ihn zu niedrig zu betiteln, die Ehre gebiete, genau nur das zu geben und zu empfangen, was der Person zukomme. Die Andern beschuldigten ihn, mit dieser wiederholten und sehr lästigen Ablehnung nur zu bezwecken, daß man höhern Orts erinnert würde, ihm jenes Prädikat vermittelst der Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes rechtmäßig beizulegen, woran aber niemand zu denken schien. Auch wurde ich wegen dieser großen Zuneigung, die ich zu tragen hatte, genug verspottet, indem jedermann frei und scharf über den Alten urtheilte; was

mir doch wenig half, denn immer blieb er für mich der Feldmarschalllieutenant, und wenn er mich faßte, konnte ich so leicht nicht loskommen, und in diesem Falle waren auch die Generale und Obersten nicht besser daran; ihnen wie mir war das einzige Heil, sich nicht fangen zu lassen.

Meine Damen hatten die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Baronin von Heer gemacht, gebornen Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, deren Schwiegervater, gewesener Hofmarschall am Hofe zu Hechingen, mir von Tübingen her bekannt war. Bald erschien auch deren Schwester, Gräfin von Waldburg-Truchseß, die als Oberhofmeisterin am westphälischen Hofe zu Kassel gelebt hatte, aber kürzlich aus diesen verworrenen und sich täglich mehr verwirrenden Verhältnissen ausgeschieden war. Sie hatte eine jüngere noch unverheirathete Schwester bei sich, doch sie selbst verdunkelte alles um sich her. In der That, eine glänzende Erscheinung, die man nicht sehen konnte, ohne ihr zu huldigen! Schönheit, Reiz, Gewandtheit, Sicherheit, alles was Natur und Weltleben verleihen kann, hatte sie in hohem Grade. Dabei zeigte sich im Hintergrunde eine Karakterkraft, die über den eitlen Zoll der Anbetung, an welchem so manche Frauenschönheit schwächlich sich genügen läßt, hinauszublicken und höhere Zwecke zu fassen und zu verfolgen vermag. Der Herzog von Weimar fühlte lebhaft die Anziehung dieser ausgezeichneten Eigenschaften, die bald in dem größeren Kreise walteten, der sich vorzugsweise um Frau von Crayen her bildete. Für uns zu keinem Gewinn! Denn die Keime von Mißhelligkeit, die ich auf dem Wege von Berlin nach Dresden bemerkt hatte, waren indeß auf dem heißen Boden

des Badeorts schon aufgegangen, und daraus eine Kälte entstanden, die auch mich ihre Wirkung empfinden ließ. Ich sah mich zu jenem Kreise bald in eine Stellung gebracht, von der mir die entgegengesetzte natürlicher und anmuthiger gewesen wäre. Doch war die Trennung wenigstens zwischen Rahel und Frau von Crayen weder feindlich noch schroff, sondern behielt mehr das Ansehn einer Zufälligkeit, wobei man noch oft genug zusammentraf, und so that und sprach, als wenn alles in schönster Ordnung wäre.

Auf dem Clary'schen Schlosse fand ohnehin die höhere Gesellschaft ihre ungestörte Vermittlung und Vereinigung. Man brachte die behaglichsten Abende dort in größter Freiheit und bestem Anstande hin. Ich hatte meine Sache am meisten mit des Fürsten ältestem Sohne, dem Grafen Karl — nach österreichischer Weise gewöhnlich nur Lolo genannt —, der mit einer edlen, wohlwollenden Gemüthsart die feinste Weltbildung und einen ausgezeichneten litterarischen Geschmack vereinigte. Alles Neuste aus der deutschen, französischen und englischen Litteratur war bei ihm zu finden. Er urtheilte mit Feinheit, und in seiner Sphäre mit Sicherheit. Er hatte Sinn für Naturgenuß, für Landschaft und Gegend, die er mit Künstlerblick auffaßte, seine Zeichnungen, oft nur leicht mit der Feder entworfen, verriethen ein schönes Talent. Alles Menschliche stand ihm nah, das Interessante, das Eigenthümliche und Sonderbare war ihm meist nur dafür eine Form. Ueber manche seiner Reisen hatte er Tagebücher ausgearbeitet, leichte, den Gegenständen und der Stimmung des Tages angehörige Schilderungen, durch rasche Federspiele und andre Bildchen versinnlicht, von natür-

licher Anmuth und frischer Eleganz, in dem reizendsten Französisch. Er vertraute mir viele dieser Hefte, und ich las sie mit großem Vergnügen, schon damals von der Wahrnehmung durchdrungen, die sich so oft bestätigt, daß nicht immer die Schriftsteller es sind, die am besten schreiben. Der Graf von Clary war aus französischer Bildung hervorgegangen, er hatte in seiner Herkunft und Stellung kaum rechten Grund ein Deutscher zu sein; um so angenehmer war es, ihn doch wirklich als solchen zu finden; seine Denkart und Gesinnung waren ganz deutsch, nur sein Witz hing nach Frankreich hinüber, sein Gefühl aber nach Italien, dessen weiche, genußvolle Muße ihm als das schönste Glück vorschwebte. Sage man was man wolle, solche Menschen sanften Sinnes und stiller Muße sind der Welt eben so nöthig und wohlthätig, als die Männer rastloser Thätigkeit. Gewährt nicht Frau von Sevigné noch heutiges Tages vielen Tausenden heitern Genuß und erhebenden Trost, und leistet sie damit nicht mehr, als wenn sie für ein Dutzend Hausleute genäht und gekocht hätte? Wer weiß, was einst noch die Clary'schen Reise- und Tagebücher leisten! So viel weiß ich, hat er deren über das Jahr 1811 geschrieben, so könnten sie einst das reichste Hülfsmittel zur Erhellung und Berichtigung meiner Angaben darbieten, und es ist vielleicht verwegen, daß ich ihrer herausfordernd Meldung thue. Doch thue ich es unbedenklich. Noch muß ich von ihm sagen, daß er es vermied, über Menschen entschiedene Urtheile auszusprechen, nicht weil er nicht urtheilte, sondern weil er glaubte, es sei Unrecht, sich und Andern die Unbefangenheit zu nehmen, mit der man doch jeden, auch den schon verurtheilten, aufnehmen und behandeln

müsse, als sei er ein noch unbekannter, frischer Mensch; eine Ausdehnung des Princips der Höflichkeit und guten Lebensart, wie nur der menschenfreundlichste Sinn sie eingeben konnte, und zu der besonders Rahel aus vollem Herzen einstimmte!

Wir hatten eine Reihe der schönsten Tage. Morgens, nach Bad und Frühstück, oder schon vom Spazirgange zurückgekehrt, versammelte man sich im Clary'schen Garten, wo gewöhnlich die Fürstliche Familie und ein Theil ihrer Gesellschaft einem an sich reizlosen Kugelspiel oblag, das aber als Vereinigungspunkt im Freien angenehm war. Der Graf Karl verlor sich bald mit seinem Buche in einsame Gänge, oft auch schlossen Begleiter sich an, oder Zeichenbrett und Griffel traten an die Stelle des Buches, die vorbehaltenen Theile des Gartens wurden besucht, in Gondeln der schöne Teich beschifft, alles bewegte sich in traulichem Behagen, in zwangloser Artigkeit. Die Nachmittage waren den größeren Spazirfahrten gewidmet, selten kehrte man zu rechter Zeit zurück, um noch das Schloßtheater einen Augenblick besuchen zu können, wo eine kleine Truppe aus Böhmen tägliche Vorstellungen gab, und der unvergleichliche, witz- und launenreiche Swoboda bisweilen die komische Kunst in eigenthümlichster Vollendung zeigte, so daß selbst die große Schauspielerin Madame Bethmann aus Berlin nicht Anstand nahm, ihn den größten Talenten der deutschen Schaubühne beizuzählen. Die Abende waren im Schloßgarten besonders lebhaft und mannigfaltig an Gruppirung und Bewegung. Wenn nicht Ball oder sonstige Verabredung die Gesellschaft in dem großen Gartensaale zusammenhielt, so vereinigte sich ein ausgewählter Kreis gewöhnlich noch

zuletzt im Clary'schen Salon. Oft, wenn wir zu spät nach Hause kehrten, war es schwer, das Freie schon zu verlassen, die hellen Sterne am dunkeln Himmel, die mächtigen Baumschatten, die Stille der lauen Luft, alles wirkte wie Zauber auf das Gemüth, und wenn dann bei offnen Fenstern Caroline Longhi, eine schöne Harfenspielerin aus Neapel, ihre Uebungen vornahm, oder unter den Fenstern des Herzogs von Weimar böhmische Musiker meisterhaft spielten, so war es unmöglich, solchem nächtlichen Zauber nicht selbstvergessen zu lauschen. Noch ein besonderer Reiz wirkte hiebei mit. Den Norddeutschen war damals das Jodeln der Tyroler und Steiermärker größtentheils unbekannt, und die eigenthümliche Sangesweise machte den wunderbarsten Eindruck. Ein junger böhmischer Offizier hatte darin die größte Meisterschaft erlangt, und wenn er, allein, oder von einigen Kameraden unterstützt, vor der Wohnung des Herzogs die seltsamen Liedertöne erschallen ließ, öffneten sich alsbald die Fenster der ganzen Nachbarschaft, und der gesellige Herzog spann neue muntre Gespräche an, und Einmal, verwundert, von Rahel zu hören, daß sie so spät noch Kaffee trinke, begehrte er diese interessante Neuigkeit, die sich der des Jodelns so trefflich gesellte, auf der Stelle durch eigne Erfahrung mit zu erproben.

Die Badegäste mehrten sich täglich, außer den Oesterreichern waren besonders die Preußen und Sachsen zahlreich, man sah wenige Russen und Polen, nur ein paar Franzosen und keinen Engländer, wie denn das ganze Festland keinen aufwies, außer gefangene in Frankreich, und kämpfende in Spanien und Portugal; ein schon lange in Prag einheimischer englischer Sprachmeister, der

mit dem Grafen von Bentheim nach Töplitz gekommen war, mußte hier wie dort, der Sicherheit wegen, für einen Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten. Im Allgemeinen waltete großes Vertrauen unter den Leuten, es genügte, daß man sich unter Deutschen wußte, um ohne Hehl politische Gesinnungen zu äußern, die, am schlimmen Orte angezeigt, die schwerste Ahndung erwarten konnten. Wenn es Schlechtgesinnte und selbst Verräther unter den Deutschen gab, so hielten auch diese noch einige Mäßigung, und scheuten sich die Fäden anzutasten, die nicht gefahrlos zu verfolgen waren, denn sie umstrickten mit den Niedern auch die Hohen, und verloren sich bisweilen sogar in den innersten Kern der Fremdherrschaft. Der Franzosenhaß verknüpfte die verschiedensten Stände, irgend ein Handelsdiener wurde der Vertraute und Briefbesorger einer Fürstin, eines hohen Beamten; der Schauspieler Bethmann theilte die mehr schmeichelhaften als zuverlässigen Neuigkeiten, an denen er nie Mangel hatte, täglich der hohen Aristokratie mit, die ihn dafür mit lächelnder Gunst beehrte, und wer sein Ankläger geworden wäre, der hätte noch viele andre Namen nennen müssen, von denen arge Rückschläge zu befürchten waren.

Als der Jahrestag des Todes der schönen Königin Luise von Preußen zum erstenmal wiederkehrte, waren alle Preußen beeifert, diesen Trauertag mit würdiger Feier zu begehen, und auch die Nichtpreußen verhehlten den Antheil nicht, den sie dem Gedächtnisse der herrlichen Fürstin aufrichtig widmeten. Doch die heftigsten der Eiferer wollten aus dem Feste vor allem eine Darlegung ihres Franzosenhasses und ihrer Deutschgesinnung machen,

und, wie es zu geschehen pflegt, die Unberufensten waren hiebei die Thätigsten. Die Gemäßigten und Besonnenen zogen sich von dem Unternehmen, das ungeschickt anhob und geschmacklos ausging, allmählich zurück, und es war in der That schwer zu sagen, wer dabei eigentlich befriedigt sein sollte, daß es hieß, Berliner Juden hätten für die reformirte Königin ein katholisches Hochamt halten lassen! Doch war derselbe Eifer, der sich in dieses Unternehmen verirrt hatte, gar nicht abgeneigt, diejenigen Preußen, welche der ungeschickten Aufforderung nicht gefolgt waren, wenigstens lauer Gesinnungen zu beschuldigen.

Von der preußischen Seite her kam inzwischen immer neuer Zuschuß. Als Durchreisender von Berlin nach Prag besuchte mich Clemens Brentano, der mir von allen meinen Freunden die genauesten und unterhaltendsten Nachrichten brachte. Ich sah ihn zum erstenmal, und war ganz bezaubert von seiner geistreichen Laune, seinen überraschenden, oft das Tiefste aufschließenden, immer feuerwerkartigen Bemerkungen. Doch weil er den Boden sicher und empfänglich fand, fing er bald die ihm willig zugestandene Freiheit zu mißbrauchen an, und alle meine Freunde der Reihe nach zu lächerlichen und widrigen Gestalten zu verzerren, wogegen ich solche Einsprache thun mußte, die unsrer Bekanntschaft ein schnelles Ende gebracht hätte, wenn er nicht ohnehin gleich am nächsten Tage weitergezogen wäre. Willkommen und kernhaft stärkend war mir das Erscheinen Fichte's, so wie Friedrich August Wolf's, deren Gegenwart mich in die glücklichsten Studienzeiten zurück versetzte. Mit Wolf entspannen sich sogleich prosodische Erörterungen, er hatte schon

seine erobernden Uebersetzerzüge begonnen, und glücklich wie niemand vor ihm die halsbrechenden Schwierigkeiten des Aristophanes überwunden; man mußte gestehen, daß er die Kunst der Silbenmessung und des Versbaues auf den Gipfel geführt habe. Doch indem ich meine Bewunderung nicht verschwieg, erhob ich leise Zweifel, ob die Dichtkunst auf dieser philologischen Höhe sich erhalten könne, ob nicht für den ächten Dichter die Lässigkeit des Goethe'schen und Schiller'schen Hexameters vorzuziehen bleibe, wovon aber Wolf nichts hören wollte, im Gegentheil meinte er, jene Dichter seien in Gefahr, bei fortschreitender Ausbildung der deutschen Prosodie, durch grammatische Meisterhand in die Formen späterer Anforderung umgesetzt zu werden! Doch das Beispiel schon der Homerischen Gesänge war ihm entgegen, die mit allen Mängeln der Form richtig auf die Nachwelt gekommen sind. — Wolf war nicht eigentlich krank, sondern lebensfroh und gesellig, wie er denn an allen Fahrten und sonstigen Verabredungen gern Theil nahm. Bei Fichte, der an rheumatischer Lähmung litt, war dies ganz anders; er blieb auch hier der einsame Denker, der strenge Waller, unbekümmert um Gesellschaft und Welt. Der Druck, unter dem Deutschland seufzte, beschäftigte ihn sehr, und da er alles in die Tiefe führte, so suchte er auch den geheimen Vereinen, welche für die deutsche Sache thätig waren, eine Gestalt und Bedeutung zu finden, wobei die Philosophie mit der Politik zusammen gehen könnte. Wir kamen von diesen Vereinen natürlich auf die Freimaurerei, welche als schon fertiges und sicheres Werkzeug sehr brauchbar schien, manche Ansichten und Gesinnungen im Stillen auszubreiten. Sie wurde französischerseits auf diese Weise schon

gebraucht, in manchen Logen höherer Grade zu Paris gelobte man, für Napoleon und seine Dynastie Gut und Blut einzusetzen, warum sollte nicht auch deutscherseits versucht werden, unsre politische Zwecke vermittelst der Logen zu fördern? Fichte hielt die Maurerei ihrem Wesen nach sehr hoch, und ließ das Ganze nicht entgelten, daß ihn die Berliner Logen mit seinen Vorschlägen zur Erneuung und Erhöhung ihrer Grundlagen schnöd abgewiesen hatten. Er rühmte, daß die Maurerei für viele Menschen, denen sonst keine allgemeine Bildung zugekommen wäre, eine Schule edler Menschheit geworden sei, und in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege hätten Hunderte von preußischen Offizieren ihre geistige Erhellung einzig aus der Loge geschöpft. Er deutete an, daß in der Geschichte der geistigen Entwicklung neben dem exoterischen Zusammenhange der Wissenschaft — „Ich habe es nie geläugnet", sagte er, „daß ich durch Kant angeregt worden, wie Kant es von Hume gewesen, und so weiter zurück" — auch ein esoterischer Zusammenhang denkbar sei, dessen Vermittlung und Erhaltung sehr wohl das Geschäft und der Beruf einer geheimen Gesellschaft sein könne; wiefern dies der Maurerei wirklich obgelegen oder durch sie geschehen, wolle er jetzt nicht untersuchen, es genüge, die Möglichkeit anzunehmen, daß sie eines solchen Gehaltes fähig sei. Er wollte überhaupt nur geistige Stärkung und Erhebung, aus der die kühne That dann von selbst hervorgehen würde, und verwarf die äußerliche Festsetzung einer solchen, zu der man sich verschwören und deren besonderem Zwecke man alles opfern solle. Fichte's Einsichten in die Maurerei waren offenbar nicht aus ihr selbst, sondern aus seinem philosophischen

Standpunkte genommen, auch hatte er es im Orden nie weiter gebracht, als zu der Lehrlingsstufe, wiewohl Friedrich von Schlegel und Franz von Baader ihm gern die höchsten Grade beimaßen, und sogar behaupteten, er habe aus den ihm eröffneten geheimsten Lehren vieles für seine Philosophie geschöpft. Ganz im Gegentheil hatte Fichte, nachdem er in Jena Freimaurer geworden, und von dem neuen Wesen einigermaßen ergriffen war, gleich darauf gesonnen, ob er nicht etwas erfinden könne, das, wie die Analysis für das Rechnen, ein untrügliches Werkzeug für das Denken wäre, eine Waffe des Geistes, die jeden, dem man sie gäbe, stark machte; wenn ihm dergleichen gelungen wäre, so würde er die Maurerei dann gern zur Bewahrerin und Verwalterin seiner Erfindung gemacht haben, wie er es späterhin versucht hatte, die Wissenschaftslehre in die Logen einzuführen, und darüber mit ihnen zerfallen war.

Der Dichter Tiedge, welcher mit der Gräfin von der Recke kam, war in politischer Hinsicht unser eifriger Bundesgenosse, wie auch die Gräfin selber, während wir das ästhetische Treiben Beider in keiner Weise gelten ließen. Dieselbe Uebereinstimmung fand sich mit der Gräfin Karoline von Schlabrendorf, die aus Schlesien eintraf; aber alle Uebereinstimmung im Franzosenhasse konnte nicht den weit größeren Gegensatz tilgen, in welchen die Schroffheit ihres Gemüths und die Schärfe ihres Urtheils mit jedem gerieth, der ihr zu widersprechen wagte.

Ich wurde in dieser Zeit sehr beunruhigt durch Nachrichten, die ich sowohl aus Hamburg als aus Berlin empfing. An beiden Orten war durch Leichtsinn und Unklugheit mancherlei ruchtbar geworden und zu des Feindes

Kenntniß gekommen, was streng hätte verschwiegen bleiben sollen; die Ungewißheit, ob nicht auch Verrath im Spiele sei, gab nicht nur großen Besorgnissen Raum, sondern weckte auch Mißtrauen und Scheu im Kreise des bisherigen Vertrauens. Die Polizei der Franzosen, des Marschall Davoust insonderheit, wurde wachsamer und thätiger, und erstreckte ihre Wirkung auf alle Staaten des Rheinbundes; im Königreich Westphalen geschahen Verhaftungen, von denen die westphälische Behörde nichts wußte, man sprach von französischen Anforderungen an Preußen, daß die dem Kaiser Napoleon mißfälligen Personen nicht geduldet, einzelne hartbeschuldigte sogar ausgeliefert werden sollten. Für den gegen Rußland zu unternehmenden Feldzug, hieß es, wolle man den Rücken frei, die Länder der Bundesgenossen von Uebelgesinnten gereinigt hinter sich haben. Die Freunde in Norddeutschland waren in großer Bewegung, es wurden Papiere vernichtet, Aufenthaltsorte gewechselt, alte Verbindungen abgebrochen, neue geheimere angeknüpft; es schien, als könnten sich die bisherigen Betreibungen nicht länger in den vom Feinde besetzten oder seinem Einflusse preisgegebenen Ländern halten, als müßte diesem das Feld für den Augenblick überlassen werden; es geschahen Anträge, die Leitung der deutschen Sachen aus dem Norden nach Böhmen herüberzutragen, wo der Boden noch frisch, noch unverkundschaftet sei, und wo außerdem bei der Anwesenheit des Kurfürsten von Hessen und des Freiherrn vom Stein, reiche Hülfsmittel und fester Anhang nicht fehlen würden. In der That hatte Oesterreich bisher noch mit vielem Glücke sich gegen den französischen Einfluß abgeschlossen, man lebte besonders in Böhmen von dieser

Seite in Sicherheit und Ruhe, die französischen Behörden wußten wenig von dem Innern des Landes, und scheuten einigermaßen hier störend einzudringen. Allein die Zuflucht, welche hier gewährt war, wurde durch den Preis der Unthätigkeit erkauft, zu welcher alles, was hieher flüchtete, sich verurtheilt sah. Die Menschen wurden geduldet und geschützt, aber ihre Betreibungen mußten erlöschen, theils von selbst in dem fremdartigen Boden, theils durch Maßregeln, die allen Verkehr beaufsichtigten, und einen raschen, sichern mit dem Auslande unmöglich machten. Die Verlegenheit war daher nicht gering, als die Anfrage gestellt wurde, wiefern Freunde, die bisher im Norden gewirkt hatten, sich mit Erfolg in Böhmen festsetzen könnten, ja ob man wohl im Stande wäre, einem oder zweien, im Fall sie allzuheftig verfolgt würden, einen Versteck in Böhmen zu vermitteln. Unter den vorhandenen Umständen mußte die Frage durchaus verneint werden, schon deshalb, weil es zweifelhaft war, ob sie nicht schon durch unvertraute Hände gegangen. Der Kaiserliche Rath Eichler, vertraut mit diesen und vielen andern Geheimnissen, war kein sichrer Mittelsmann mehr, seit er der eignen Regierung verdächtigt und deßhalb auch aus seinem früheren Amte eines Badekommissair in Töplitz entfernt worden war. Im unmittelbar vorhandenen Drange der Noth wäre mein Oberst alles zu thun bereit gewesen, aus angebornem Edelmuth, aus hochherziger Erwiederung jedes Zutrauens, aber gegen den allgemeinen problematischen Fall war das Gefühl seines eignen Dienstverhältnisses zu stark, und er konnte die Gränzen desselben nicht überschreiten wollen. Doch war es unmöglich, den Gegenstand einer so großen Unruhe und Bekümmerniß völlig

abzuwerfen, man lebte in täglich erneuter Sorge, welche nicht nur die besten Freunde und Kammeraden, sondern auch die nächsten Blutsverwandten umfaßte. Es gab Tage, wo die Ungewißheit über das Schicksal des Erbgrafen Alexis in Steinfurt, von dessen Gesinnungen sich das Stärkste erwarten ließ, und dessen Verbindungen die schlimmsten sein konnten, die qualvollsten Besorgnisse einflößte.

Ein unglücklicher Zufall verdüsterte für unsern nächsten Kreis die Stimmung noch mehr. Ein preußischer Rittmeister von Tornau, der im Feldzuge von 1807 mit Auszeichnung gefochten haben mußte, denn er war noch jung und hatte den Verdienstorden, war auf dem Balle aus Unkunde der angeordneten Folge der Tänze mit österreichischen Offizieren in Streit gerathen, sie nahmen seine Unkunde für Trotz und er ihre etwas rasche Anrede für Beleidigung; die Folge war ein Zweikampf, der am nächsten Tage in einem nahen Wäldchen vor sich ging. Der Preuße schlug sich mit zweien Klenau'schen Offizieren, dem Grafen Ottolini und dem Grafen von Nostitz, auf den Degen, er verwundete den einen tödtlich in der Brust, den andern fällte er durch einen Hieb in den Schädel, und er selbst flüchtete mit drei Wunden über die Gränze nach Sachsen. Der Vorfall hinterließ auf beiden Seiten starke Erbitterung, und zeigte aufs neue, wie leicht die deutschen Kräfte, anstatt sich einander anzuschließen, in Streit und Kampf geriethen; für einige Zeit schien die alte Eifersucht, die man längst erloschen glaubte, wieder aufzuwachen, und von beiden Seiten regte sich noch mancher jugendliche Muth zur Fortsetzung jener unseligen Fehde, die schon allzu blutig geworden war.

Es war Zeit, daß ein neues und freundliches Element auf die Gesellschaft einwirkte, und andre Lebensrichtungen weckte. Der Fürst von Ligne brachte, wie immer, Heiterkeit und gute Laune in seine nähere Umgebung, und auch die entferntere mußte daran einigen Antheil nehmen. Seine Witzworte, treffend immer und faßlich, wurden mit Lust wiedererzählt, und jeder Tag, jede Stunde lieferte neuen Zuschuß. Den Damen, welchen er seine Huldigungen widmete, sandte er schon frühmorgens geistreiche Billete und Verse, die er mit unglaublicher Leichtigkeit auf das erste beste Papier hinwarf. Ueberhaupt befliß er sich im Aeußerlichen nicht eben großer Achtsamkeit, sein Anzug war oft seltsam vernachlässigt und stach gegen die Vornehmheit seiner Haltung und Manieren wunderlich ab. Er machte, wenigstens in seinen Ausdrücken, noch stets den Anspruch, verliebt zu sein, und sogar den, geliebt zu werden, und da er wohl wußte, wie diese Ansprüche durch sein Alter bedingt seien, so machte er auch in dem der Frauen kaum noch einen Unterschied, sondern richtete mit gleichem Eifer seine Bewerbung an eine Sechzehnjährige und an eine Funfzigjährige. Nicht alle nahmen seine Beeiferung als Scherz, wenigstens Ehrgeiz und Eitelkeit fanden noch reichlich ihre Rechnung dabei. Er bekam von mancher Seite zärtliche Antworten, mit denen er nicht eben geheimnißvoll that; wenn aber das Unglück wollte, daß er die Rückseite eines solchen Blattes zu Versen an eine Andre benutzte, so konnte Lachen und Spott auf der einen, und Verdruß und Bitterkeit auf der andern Seite nicht ausbleiben. Einst geschah ihm, als er zu einer Freundin, die er besonders anbetete, und deren Theestunde er nicht versäumen wollte, eilig durch die Straßen stolperte, daß diese Freundin, ebenfalls verspätet,

aus dem Schloßgarten nach Hause eilend und ihn einholend, an seine Seite trat, und ihn eben anreden wollte, als der Alte, in seinen Roué-Dichtungen befangen, plötzlich ein verliebtes Abenteuer möglich glaubte, und der Dame, die er mit seinen geschwächten Sinnen im Abendlichte nicht erkannte, eine feurige Liebeserklärung hersagte. Da sie, um sich und ihm die Beschämung dieses Verkennens zu ersparen, eiligst entschlüpfte, so setzte er seinen Weg fort, fand seine liebenswürdige Wirthin schon am Theetisch, und sagte ihr alle Artigkeiten, die er soeben an sie verschwendet hatte, zum zweitenmale; als zuletzt seine Untreue denn doch offenbart wurde und nicht ungerügt blieb, konnte er sie noch immer, da nur seine Meinung irrig, die Person aber doch die ächte gewesen, für eine wirkliche Treue ausgeben!

Mit dem Herzoge von Weimar war der Fürst durch das schönste Verhältniß wechselseitiger Anerkennung schon längst verbunden; als tapfere Kriegsleute, als freisinnige Lebemänner, als edle Schätzer des Geistes, fanden sie sich auf gleichem Boden, die Sphären ihres Erfahrens und Wirkens aber waren doch sehr verschieden, und es gehörte frischer Sinn und guter Wille dazu, daß der Herzog die Blüthe der Galanterie und des Scherzes von Versailles, vom Oeil-de-Boeuf, und der Fürst die Macht Goethe's und den Glanz Schiller's so treulich würdigten. Als Frau von Heygendorf auf einige Tage Töplitz besuchte, war dies für den Fürsten ein neuer Anlaß, der Schönheit und dem Liebreize begeistert zu huldigen, und er machte unbedenklich den Nebenbuhler des Herzogs, indem er hiedurch freilich nur dessen Geschmack und Sinn schmeichelhaft bestätigte.

Hier ist der Ort, nun auch eines Franzosen zu gedenken, der schon mehrere Wochen in Töplitz umherhinkte, und dem das Bad, wie er angab, seiner Wunden wegen verordnet war. Er war sehr beflissen nach Bekanntschaften, wußte sich ungemein in die Umstände zu fügen und Anmaßung und Eitelkeit im Zügel zu halten. Dennoch gelang es ihm nicht, sich beliebt zu machen, er stand in der deutschen und deutschgesinnten Gesellschaft sehr allein, man hielt ihn allgemein für einen ausgesandten Späher, und wirklich hat späterhin der Herzog von Rovigo in seinen Denkwürdigkeiten erwähnt, daß er im Sommer jenes Jahres seine Kundschafter in den böhmischen Bädern gehabt, und wir können hinzusetzen, daß er schlecht genug bedient worden, falls jener einer von ihnen war! Clary's hatten ihn ablaufen lassen, der Herzog von Weimar sich ihn vom Halse zu halten gewußt, Frau von Crayen wollte ihn nicht annehmen. Die österreichischen Offiziere, denen er sich anschließen wollte, trieben ihren Spott mit ihm; einer derselben, ein Jägerhauptmann, Freiherr von Knorr, ausgerüstet mit Humor und Tapferkeit, und in beiden gleicherweise schlagfertig, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den Andringling zu necken, und führte wahre Possenspiele mit ihm auf, die man mit hohem Eintrittsgeld hätte bezahlen mögen, hätte man sie nicht umsonst gehabt. Einmal machte er dem Franzosen ernstliche Vorstellungen, es zieme sich nicht, daß er bald mit dem rechten und bald mit dem linken Fuße hinke, er solle sich jetzt gleich entscheiden, an welchem Fuße er verwundet sein wolle, und mit diesem nur dürfe er fortan hinken, sie Alle würden genau darauf sehen und keinen Wechsel mehr dulden. Der Franzose war klug genug, zum bösen Spiel

gute Miene zu machen, und betheuerte, es sei ein Vorurtheil, daß die Deutschen nicht den Scherz zu handhaben verständen, sie scherzten meisterhaft! Als der Fürst von Ligne gekommen war, gewann der Mann doch etwas mehr Boden, der Fürst war zu gutmüthig, ihn ganz abzuweisen, und ein Franzose hatte nebenher immer etwas Reiz für ihn. Er führte ihn bei der Freundin Rahel's ein, und dort fiel die schon anderwärts erzählte Anekdote vor, wo jener versprochen hatte, den Fürsten geschickt auf die Kaiserin Katharina zu bringen, und dies doch gar nicht zu bewerkstelligen wußte, bis Rahel es plötzlich durch die gradeste Frage that. Der Mann war übrigens weder abgeschmackt noch ununterrichtet, und am wenigsten boshaft, nur seine Rolle machte ihn ungeschickt, und thöricht war es, daß er sie übernommen. Ich glaube wirklich nicht, daß er irgend jemanden Schaden gethan, aber freilich auch nicht, daß er bei seinem Herrn und Meister durch seine Sendung viel Ehre eingelegt habe.

In aller seiner leichten Anmuth und Scherzhaftigkeit war der Fürst dennoch ein Mann von Grundsätzen, und wich von der Bahn, die er einmal gewählt, durchaus nicht ab. Ihm war freilich vermöge seines Witzes leicht, über Schwierigkeiten und Widersprüche, in welchen Andre sich verstrickten, mit guter Art hinwegzukommen, allein er selbst auch übte manchen Widerspruch, und seine beflügelten Worte, die niemals zu Boden fielen, waren oft Kritik und Strafe für solche Männer, an welche Andrer Tadel nicht hinaufreichte. Er mißbilligte damals mit mehr Bitterkeit, als seinen Scherzen gewöhnlich war, die Verbindung Oesterreichs mit Frankreich, und die Gegensätze, welche dieses Verhältniß lieferte, boten freilich, und

nicht ihm allein, den unerschöpflichsten Stoff schreiender Verknüpfungen. Die Vorgänge in Spanien erregten seinen wärmsten Antheil, und brachten ihn fast aus dem Geleise seines Scherzes, er konnte nicht vergessen, daß er selbst ein spanischer Grande war. Demnach war der Fürst in den damaligen Stimmungen und Bedrängnissen kein gleichgültiger Bestandtheil, seine großen Verbindungen und leichten Formen dienten in zahllosen Gelegenheiten zur Förderung der deutschen Sache, er empfing vielseitiges Vertrauen, und bewahrte dasselbe heilig, vielleicht weniger aus politischer Tugend, als aus edler Sitte der guten Gesellschaft, die am rechten Orte sowie zu reden auch zu schweigen lehrt.

Im Verlaufe der Badezeit mehrte sich die Gesellschaft aus Norddeutschland. Der Erbprinz Georges von Mecklenburg-Strelitz, ausgezeichnet durch hohe Geistesbildung und enthusiastische Kunstliebe; seine durch Anmuth wie durch Schönheit bezaubernde Schwester, die Prinzessin von Solms, begleitet von ihrer liebenswürdigen, im schönsten Jugendglanze heranblühenden Nichte, der Prinzessin Therese von Thurn und Taxis; der tapfere Prinz August Ferdinand von Preußen, Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis; alle diese willkommenen Erscheinungen erregten Antheil und Zuneigung. Einen neuen Mittelpunkt bildete die Gräflich Golzische Familie; galt der preußische Staatsminister Graf von der Golz nicht grade im höchsten Sinne als politischer Karakter, so war dagegen seine lebhafte Gattin, geborne von Schack, desto entschiedener ein gesellschaftlicher, und durch sie fanden bald Landsleute und Fremde hier den schönsten und muntersten Kreis, den das bewegliche, oft witzige, immer

anregende Talent der Gräfln gut in Athem hielt, und in welchem die Tochter des Hauses, die liebliche Gräfin Augustine, nebst ihren anmuthigen Gespielinnen, Fräulein Natalie von Alopeus und Adelaide von Reede, als schönster Jugendschmuck glänzten. Auch der Bruder Achim's von Arnim, nach seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem englischen Minister William Pitt meistens nur Pitt-Arnim genannt, verstärkte die preußische Ansiedlung durch seine heitre, stets in gleichmäßiger Stimmung und freier Weltbildung sich bewegende Geselligkeit.

Durch Rahel wurde ich mit der Golzischen Familie bekannt, und ich selbst hatte bald meinen Obersten dort einzuführen, so wie auch seinen jüngern Bruder, Grafen Eugen zu Bentheim, einen jungen Menschen von blühender, kraftvoller Schönheit und unverwüstlicher Muthwillslaune, die oft Störung und Mißvergnügen verursachte, und der man doch nie dauernd gram sein konnte. Wir machten mit der Golzischen Familie herrliche Spazirfahrten, nach Graupen, Mariaschein, Dux, Ossegg, der Prinz August nahm einigemal Theil, der Graf Eugen zu Bentheim, der Freiherr von Dalwigk. Letzterer war Adjutant des Kurprinzen von Hessen, pflegte beständig hin und her zu reisen, zwischen Prag und Berlin, und auch wohl weiter in Norddeutschland, unter mancherlei Gefahren und Geschäften; in alle geheime Betreibungen eingeweiht, erschien er den Verbündeten immer willkommen, er brachte nachdrückliche Ermunterung und Hülfe von dem Kurfürsten, der mit seinem geretteten Schatze, auch ohne viel davon aufzuwenden, doch die Zuversicht stärkte und den Willen erfrischte. In der freien schönen Natur, bei muntrer Geselligkeit, schlossen sich auch die politischen

Meinungen bald ohne Rückhalt auf, und wir — die Gräfin nicht die letzte — äußerten Ansichten und Hoffnungen, denen der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten kaum das Ohr leihen durfte. Er that mir aber die Ehre an, mich genau zu befragen, wie ich den Zustand von Frankreich ansähe, und welche Eindrücke mir Paris und der Hof Napoleon's gegeben; da er eine schriftliche Mittheilung wünschte, so gab ich ihm meine in Steinfurt abgefaßten Denkblätter, so weit ich sie noch besaß, und erst nach seinem Tode, wie schon erwähnt, drei und zwanzig Jahre später, empfing ich sie aus seinem Nachlasse zurück. Der Graf hatte keine Energie des Willens, aber neben guter Kenntniß der Geschäfte und viel Takt in ihrer Behandlung ein gesundes Urtheil; er billigte nicht die politischen Betreibungen in Norddeutschland, weil er ihnen, so lange nicht die Franzosen entscheidende Unfälle erlitten hätten, keinerlei Erfolg zutraute und in den Theilnehmern nur nutzlose Opfer einer Verwegenheit sah, die sich für günstigere Zeit aufsparen sollte. Er gestand uns, die preußischen Verhältnisse seien so unsicher gestellt, daß man nie vorher wissen könne, ob nicht binnen vierzehn Tagen zu den Waffen gegriffen werden müsse, weil kein anderes Heil mehr übrig sei; wobei er denn nicht verhehlte, daß dieser Fall, ohne Oesterreichs Hinzutreten und ohne rasches Vordringen der Russen, für Preußen ein wahrhaft verzweifelter sein würde. Die Gefahr, die er uns zeigte, wurde für uns nur ein so größerer Anreiz, den Blick dahin zu wenden, wo die Hülfe nah und gewiß wäre, auf das eigne Volk, dessen allgemeiner Aufstand gegen die Franzosenherrschaft uns der beste Bundesgenosse Preußens dünkte.

Unter den persönlichen Geschicken, die aus jenen großen Spannungen der politischen Welt auf einzelne Häupter niederfielen, erregte das des Herrn Bathurst lebhaften, und durch das Geheimniß, welches dabei waltete, schaudervollen Antheil. Er war als englischer Bevollmächtigter während des Krieges 1809 am österreichischen Hoflager thätig gewesen, und hatte nach dem Wiener Frieden, als seinen Zwecken keine Hoffnung mehr übrig und längeres Verweilen gefahrvoll wurde, die Rückreise nach England nördlich versuchen wollen, da der südliche Weg über Malta viel weiter und fast eben so unsicher war. Seine Besorgniß, den Franzosen in die Hände zu fallen, war übergroß, und schon bei der Abreise aus Oesterreich seinen dortigen Freunden von übler Vorbedeutung, doch tröfteten sie sich, ihn von besonnenen, gewandten Leuten begleitet zu sehen. Herr Bathurst kam den 25. November 1809 Nachmittags in Kletzke, der Station vor Perleberg, in einem stattlichen Reisewagen an, begleitet von einem Sekretair und einem Bedienten. Sein Paß nannte ihn Kaufmann Koch. Er stieg aus, und verlangte schleunigst Pferde, indem er die größte Eile zu haben vorgab. Im Passagierzimmer fragte er genau und ängstlich nach den Wegen, ob und wo er auf französische Truppen stoßen würde, zog dann zwei Pistolen aus der Tasche, besah sie unaufhörlich, spannte den Hahn, setzte ihn wieder in Ruhe, und als die Pferde längst angespannt waren, trieb er diese Beschäftigung noch lange fort, bis man ihn endlich benachrichtigte, er werde das Warten der Pferde tarifmäßig bezahlen müssen, aber auch dieser Erinnerung achtete er nicht, bezahlte die Gebühr, und erst geraume Zeit nachher stieg er in den Wagen und fuhr ab. Abends

bei völliger Dunkelheit in Perleberg angelangt, verließ er auch hier sogleich den Wagen, fragte nach dem Kommandanten, Herrn von Klitzing, trat in dessen wegen einiger anwesenden Gäste hellerleuchtetes Haus, begehrte ihn allein zu sprechen, und nachdem er sich versichert, daß niemand lauschen könne und daß er mit einem Ehrenmanne zu thun habe, entdeckte er ihm, wer er sei, und fragte, ob er auf dieser Straße sicher nach Hamburg gelangen könne? Herr von Klitzing bejahte dies, und gab ihm alle dienliche Auskunft und Anleitung, bemerkte aber, daß der Reisende in einer an Verwirrung gränzenden Aufregung sei; er schwebe in größter Gefahr, sagte dieser, zweimal schon habe man ihn vergiften wollen, aber mit Gift richte man bei ihm nichts aus, denn er führe Gegengift! um so mehr aber fürchte er die französischen Polizeispäher, die Zollsoldaten und Küstenwächter, durch deren Linie er sich schleichen müsse. Durch die Angaben des Kommandanten einigermaßen beruhigt, verließ er das Haus, indem er die besten Wünsche mitnahm, und ging, so schien es, zur Post zurück; vor den Fenstern eines nahen Hauses, wo die Töchter des vorigen Postmeisters wohnten, war er noch gesehen worden, dann aber nicht mehr, und blieb seitdem verschwunden. Ob er zu Fuß die Stadt verlassen, um auf der Landstraße in den Wagen zu steigen, ob er sich von diesem und seinen Leuten habe trennen wollen, um allein sicherer durchzukommen, ob er nah oder fern von Perleberg erschlagen und verscharrt, oder aufgehoben und fortgeschleppt worden, ob er die mecklenburgische Küste erreicht und sich dort eingeschifft und dann in den Wellen sein Grab gefunden, — niemand weiß es. Seinen Hut fand man zwar nahe bei Perleberg am

Ufer der Stepnitz, aber diese einzige Spur berechtigte zu keinem sichern Schlusse, der kleine Fluß wurde später abgelassen und das Bett bis zur Elbe trocken gelegt, doch ohne daß sich irgend ein näheres Anzeichen ergeben hätte. Als das seltsame Verschwinden auch in England ruchtbar geworden war, wandte sich die Gattin des Vermißten an den Kaiser Napoleon, der ihr auch die besondre Erlaubniß ertheilen ließ, an Ort und Stelle persönlich alle Nachforschungen zu veranlassen. Ich sah im Jahre 1810 zu Paris bei Schlabrendorf diese Dame, die in Begleitung des bekannten Reisenden Röntgen eben aus der Priegnitz wiederkehrte, wo alle mit dem Beistande der Behörden, und mit dem größten Geldaufwande, aber freilich grade hiedurch in weitläuftige Verwicklungen gezogenen, eifrigsten Untersuchungen durchaus erfolglos geblieben waren. Aber auch in allen folgenden Jahren brachten alle ersinnlichen Bemühungen kein Licht in den räthselhaften Vorgang, und noch heute, nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren, ist die Sache so dunkel, wie am ersten Tage. Die sich am meisten aufdringende Vermuthung war doch immer, der Unglückliche sei verrathen worden, und als ein Opfer französischer Schergen gefallen, denen man die Mittel, einzelne Menschen verschwinden zu lassen, nicht fremd wußte. Führte man doch deutscherseits auch bisweilen, aus Noth, um sich gegen Verrath zu schützen, solche furchtbare Schläge! Und wie nahe uns dergleichen Gräuel vorüberzog, wie fast unter unsern Augen und Händen er sich durchwand, sollte ich sogleich erfahren! Ein österreichischer General kam von Prag auf einige Tage nach Töplitz, und vertraute mir, was ihm vor kurzem begegnet war. Ein Engländer, der unter angenommenem Namen als Hand-

lungsdiener reiste, hatte sich einem französischen Kourier angeschlossen, um mit ihm nach Konstantinopel zu fahren; er bezahlte demselben einen Theil der Reisekosten bewirthete ihn, und hatte sich dadurch sehr in Gunst gesetzt; doch in Prag fürchtete er, nicht Geld genug zu haben, und ging deßhalb den General um einen Vorschuß an aus solchen Geldern, die er bezeichnete. Sein Wissen um diese Gelder war dem General hinreichende Beglaubigung der Richtigkeit des Anspruchs, er gab daher das verlangte Geld, und fragte nur noch, was jener denn eigentlich vorhabe? Der Engländer antwortete ganz trocken, er wolle die Depeschen des Kouriers haben, und werde diesen der Sicherheit wegen todtschlagen, in Böhmen gehe es nicht wohl an, das sehe er wohl, in Ungarn vielleicht auch noch nicht, in der Türkei aber werde die Gelegenheit nicht fehlen. Der General erkannte auf den ersten Blick, daß der Mann solcher That fähig sei, er stutzte und schauderte, wußte aber nichts bei der Sache zu thun, und fand, daß hier Vorstellungen nicht angebracht wären. Welche Zeiten sind das, wo die edelste Sache, die des Vaterlandes und der Freiheit, sich mit unmenschlicher Treulosigkeit so verwickelt, daß man sie von dieser nicht mehr zu scheiden vermag! Mögen wir sie in Deutschland unter keiner Gestalt wiederkehren sehen!

Mehr und mehr neigte sich der Sommer zum Herbst, und die schon längeren Abende gaben der Geselligkeit, die sich zuletzt ganz in den Clary'schen Kreis zusammenzog, festeren Umriß und Halt. Die Geistesart der preußischen Gäste stimmte besser zu der Ligne'schen, als bei der sonstigen großen Verschiedenheit zu vermuthen war; der alte Fürst war innig erfreut, jedes seiner Worte so gut und

schnell gefaßt, keines verloren zu sehen, und äußerte dankbar, nach wirklichen Franzosen seien die Preußen schon seit Friedrich dem Großen sein bestes Publikum. Dagegen fand auch die rasche Lebhaftigkeit der Gräfin von der Golz den fröhlichsten Anklang und die billigste Würdigung. Um so gutes Zusammensein noch mehr zu erhöhen, wurde beschlossen, einige kleine Theaterstücke aufzuführen; diese waren bald ausgewählt, die Rollen vertheilt, und im Anfange des Septembers wurde die aus früherer Zeit noch fertig stehende Bühne eröffnet. Einem dramatischen Sprichwort, in welchem der Fürst von Ligne einen alten langweiligen Schwätzer in aller Meisterschaft der französischen Schule gab, folgte das Lustspiel Le mari intrigué, worin neben dem Grafen von Clary und der Gräfin von Odonnel die preußischen Talente glänzten, Gräfin Augustine von der Golz, welche ihren ersten Versuch dieser Art mit bewundernswürdiger Freiheit und Geschicklichkeit ausführte, und Pitt-Arnim, der als ein schon eingeübter Liebhaber sein Bestes that, den Preis aber gewann doch der wirkliche Franzose, Graf von Trogoff, den man scherzend beglückwünschte, daß er, wenn er nach Frankreich zurückkehrte, dort sogleich eine große Rolle spielen könnte, was denn auch in der Folge wirklich nicht ganz ausgeblieben ist! Andre nicht minder ansprechende Unterhaltung gab die Musik; der Kapellmeister Himmel, dieser wüste Sonderling, der fast nur noch zwischen behaglichem Champagnerrausch und trostloser Nüchternheit lebte, ließ uns im Golzischen Hause und bei Clary's, wie auch später in einem Konzert, sein Fortepianospiel hören, das auch heute noch, nach dem Urtheil der Kenner, in den neueren großen Fortschritten dieser Kunstübung keineswegs verdunkelt

sein würde; Karoline Longhi gewann in demselben Konzert durch ihre Harfe großen Beifall.

Doch in derselben Zeit war ich mit einem Musiker bekannt geworden, gegen welchen mir jene ganz in den Schatten traten. Es war Beethoven, dessen Anwesenheit wir schon lange wußten, aber niemand hatte ihn noch gesehen. Seine Harthörigkeit machte ihn menschenscheu, und seine Eigenheiten, die sich in der Absonderung nur immer schroffer ausbildeten, erschwerten und kürzten bald wieder den wenigen Umgang, auf den ihn der Zufall etwa stoßen ließ. Er hatte aber im Schloßgarten auf seinen einsamen Streifereien einigemal Rahel gesehen, und ihr Gesichtsausdruck, der ihn an ähnliche, ihm werthe Züge erinnerte, war ihm aufgefallen. Ein liebenswürdiger junger Mann, Namens Oliva, der ihn als treuer Freund begleitete, vermittelte leicht die Bekanntschaft. Was Beethoven den dringendsten Bitten hartnäckig versagte, was in einem schrecklichen Falle, als in Wien ein Fürst ihn zwingen, körperlich zwingen wollte, seinen Gästen vorzuspielen, ihm keine Gewalt abtrotzen gekonnt, das gewährte er jetzt gern und reichlich, er setzte sich zum Fortepiano und spielte seine noch unbekannten neusten Sachen oder erging sich in freien Phantasieen. Mich sprach der Mensch in ihm noch weit stärker an, als der Künstler, und da zwischen Oliva und mir bald enge Freundschaft entstand, so war ich auch mit Beethoven täglich zusammen, und gewann zu ihm noch nähere Beziehung durch die von ihm begierig aufgefaßte Aussicht, daß ich ihm Texte zur dramatischen Komposition liefern oder verbessern könnte. Daß Beethoven ein heftiger Franzosenhasser und Deutschgesinnter war, ist bekannt,

und auch in dieser Richtung standen wir uns gut zusammen.

Die Badejahrszeit ging inzwischen sichtbar ihrem Ende zu. Auch das Hauptereigniß, von dem es hieß, es dürfe nie ausbleiben, eine Heirathsverbindung, war schon eingetroffen, und zwar eine sehr ansehnliche, die Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen war die Braut des jungen Grafen Festetics geworden. Nach und nach reisten die fremden Herrschaften ab, der Herzog von Weimar zu weiteren Ausflügen, der Prinz August von Preußen nach der Schweiz zum Besuche der Frau von Stael; auch die Golzische Familie kehrte nach Berlin zurück, wo die kriegerischen Aussichten immer drohender wurden. Die Herzogin von Sagan, spät gekommen, zeigte sich wenig, sie war meistens leidend, und hielt sich deßhalb von allem zurück, doch nahm sie die Besuche einiger Auserwählten an, und das Lob ihrer Liebenswürdigkeit wurde oft vernommen. Zuletzt war nur ein Kern von hauptsächlich österreichischer Gesellschaft noch täglich beisammen, und vergnügte sich deßhalb um nichts schlechter. Der Fürst von Ligne hatte nahe bei Töplitz einen kleinen Bergkegel sich angeeignet, oben ein Schirmdach aufstellen lassen, und gab auf diesem sogenannten Mont-Ligne nun bisweilen allerliebste Theegesellschaft. Eines Abends war diese besonders zahlreich. Der Aufgang war beschwerlich, inmitten des Abhanges finden wir die Fürstin Jablonowska, die Gräfin Esterhazy, den Herzog von Würtemberg, und noch andre Damen und alte Herren, die wegen steiler Steine und Geröll nicht vorwärts können. Meine Kletterkunst war nie groß, doch gelingt mir das halsbrechende Unternehmen, und ich bringe Rahel glücklich

hinauf, muß aber sogleich zurück, um eine Dame nach der andern zu holen, auch sogar den Herzog, der über ein steifes Bein klagte, und zuletzt noch die Gräfin von der Recke und ihren Begleiter Tiedge, der mit seinen Klumpfüßen wirklich nicht fort konnte. Daß ich, selber der Hülfe bedürftig, den Andern half, war mir um so lächerlicher, als ich wirklich die Sache für unmöglich gehalten hatte, und gar nicht begriff, daß ich nicht zwanzigmal in die Tiefe glitt; doch merkte ich endlich, daß ich im Grunde weniger die Andern hielt, als mich auf sie stützte, welche Entdeckung denn das schönste Thema zum Lobe der Vereinbarung und Gemeinschaft gab, die sogar aus lauter Mängeln und Schwächen Sicherheit und Kraft hervorzurufen im Stande sei. Oben war es sehr schön und belebt, das Wetter herrlich, der Untergang der Sonne prachtvoll anzusehen, die Berge verflossen mit der Landschaft in Claude-Lorrain'schen Düften. Eine ernste Stimmung verdrängte den anfänglichen Scherz, auch der Fürst von Ligne verhehlte nicht, daß er mit Sorgen auf Preußen blicke, welches den Kampf der Verzweiflung gegen Napoleon unternehmen müsse. Tiedge war ein Franzosenfeind wie irgend einer; noch am Tage vorher hatte er zu mir und Beethoven das kräftige Wort über Napoleon gesagt: „Sie können ja den Menschen gar nicht sehen, wegen des Glückes, das vor ihm steht!" Jetzt benutzte er den Anlaß, uns den dichterischen Kriegsaufruf „Germania an ihre Kinder" von Heinreich von Kleist mitzutheilen, eines Dichters, den er sonst wenig zu lieben bekannte, aber in diesem Liede Tyrtäisch fand. Wir dachten nicht, daß wir seinen Schwanengesang hörten, und daß wir zwei Monate später durch die Nachricht

seines gewaltsamen Todes erschüttert werden sollten, den er sich gab, weil er überhaupt am Leben verzweifelte, und seine letzten Hoffnungen auf den nahen Krieg in dem wieder peinlich fortgesetzten Frieden schmählich erloschen waren.

Der Fürst von Ligne, der öfters mit mir über militairische sowohl als litterarische Gegenstände gesprochen hatte, und mir schon als dem Freunde Rahel's gewogen war, setzte mich zuletzt noch in Verlegenheit durch überraschende Anerbietungen, die er mir eröffnen ließ. Er wünschte, mich zu seinem Regimente versetzt zu sehen, wollte mich dann als Adjutanten zu sich nach Wien nehmen, und mir zugleich — er meinte, der Kaiser würde es ihm wohl nicht abschlagen — Hauptmannsrang verschaffen. Wie schmeichelhaft auch und außerordentlich diese Versprechungen waren, und wie große Annehmlichkeit und Förderung mir aus einem solchen Verhältniß erwachsen konnte, so hielt doch bereits eine andere Richtung meinen Sinn gefesselt, und in mir hatte der Entschluß sich befestigt, den Kriegsdienst, der schon überall die Gefahr brachte, mit den Franzosen als Verbündeter ziehen zu müssen, bei erster Gelegenheit zu verlassen, und wo möglich eine andre Laufbahn in Preußen zu beginnen. Bis zum Eintritt dieses Zeitpunkts aber konnte ich nichts Besseres wünschen, als in Prag und bei meinem Obersten zu bleiben. Ich dankte dem Fürsten daher für seine gute Absicht, und erklärte ihm, wie die Bahn des Kriegsdienstes mir kein ausschließlicher Beruf sei, dem ich unter allen Umständen zu folgen gedächte, sondern daß ich diesen Stand nur gewählt, um gegen die Franzosen zu streiten; wenn das Gegentheil dieses Zweckes einträte, so

bliebe mir nichts übrig, als auszuscheiden, und überdies dürfe ich ihm wohl vertrauen, daß mein höchstes und theuerstes Ziel sei, mit Rahel verbunden zu leben, was in Berlin, wenigstens in preußischen Verhältnissen, am nächsten erreichbar scheine. Der Fürst ließ meine Gründe vollkommen gelten, und ich konnte leicht erkennen, daß ich durch sie in seiner Meinung nicht verloren hatte.

Auch Rahel dachte nun an die Rückkehr nach Berlin. Sie hatte von den Bädern nicht den gehofften Erfolg, die scheinbar günstigen Lebensverhältnisse waren nicht ohne mannigfache Widrigkeiten und herbe Verdrüsse, Sorgen der Zukunft und des Augenblickes ließen sich nicht abweisen, der so lange ersehnte, so schwer errungene Aufenthalt in Töplitz war im Grunde ein mißglückter. Ihre Stimmung konnte die Gefühle solchen stillen Bekenntnisses nicht ganz verhehlen, allein sie vermochten weder ihrem Geiste die Frische noch ihrem Herzen die Wärme zu rauben, deren Ausströmung ihr Lebensthätigkeit war. Am fremden Ort, unter Leuten, die keinerlei Anspruch an sie haben konnten, die nie in den Fall kamen, auch nur ihren Namen zu nennen, bei äußerst beschränkten Mitteln und in der Aussicht naher eigner Bedrängniß, hatte Rahel hier im Stillen das menschenfreundlichste Wohlthun geübt, in so besondrer Weise, daß die Liebe dabei unendlich mehr als die Gaben war, auch in der äußern Wirkung mehr, denn die Gaben hätten fehlen können, und die Theilnahme des Herzens allein wäre schon als rettende Wohlthat erschienen! Vielleicht kann ich späterhin dies ausführlicher darlegen; für jetzt genüge die bloße Andeutung, welche ich nicht ohne Scheu, so geweihte Stätte des Herzens zu berühren, hier niederschreibe, aber

mir doch nicht versagen darf, weil es mir Bedürfniß ist, den Ausdruck damit zu verknüpfen, daß meine Verehrung und Liebe für Rahel durch solches Zeugniß ihres tiefsten Wesens mit jedem Tage erneut und erhöht wurden, und ich mein Leben ihr zu widmen als das schönste Glück erkannte!

Gegen die Mitte des Septembers reiste Rahel nach Dresden, wo Marwitz sie erwartete, und bald darauf nach Berlin zurück. Ich begleitete sie bis Mariaschein. Der Abschied brach mir das Herz, nur die gewisse Zuversicht, alles zu einem dauernden Wiedersehen zu lenken, gab mir den Muth, diese Trennung zu ertragen. Die Theilnahme des guten Oliva, des braven Beethoven half mir über die nächsten Tage hinweg, dann war auch meine Zeit um, und ich kehrte zu dem Regimente nach Prag zurück. Der ganze Badeaufenthalt ließ mir den Eindruck eines muntren Festes, das den Ernst und die Mühsale düstrer Kriegszeiten durch heitren Schimmer zurückdrängt, und doch selber von kriegerischen Mahnungen und Nachrichten nicht ungestört bleibt.

Prag.

1812.

In Prag erwarteten mich vielfache Arbeiten. Der Umgang mit Stein erneuerte sich, und beförderte wie früher meine Studien und Vorsätze. Allein ich hatte mancherlei Hindernisse zu bekämpfen, und blieb von vielen Zufälligkeiten abhängig. Die seltsamsten Nebendinge drängten sich in meine ernsten Beschäftigungen. Ich hatte Beethoven einen Operntext versprochen, einen andern, den er schon bearbeitete, sollte ich verbessern; äußerer Rücksichten wegen übersetzte ich den Britannicus von Racine in deutsche Jamben, und obwohl ich in acht Tagen damit fertig war, und mehr Gewinn davon zog, als von irgend einer andern litterarischen Arbeit, so reute mich doch die schöne Zeit, die ich lieber anders hätte verwenden mögen. Zu Hormayr's Archiv, zu Fouqué's und Neumann's Musen gab ich litterarische Beiträge, die mich ebenfalls zwar nicht viele, doch immer einige Zeit kosteten. Eine kleine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefen, welche, da sie größ-

tentheils Goethe'n betreffen, Cotta nicht ohne dessen Erlaubniß drucken wollte, gab Anlaß, in Weimar anzufragen, woraus mir die erste unmittelbare Berührung mit Goethe entsprang, dessen Wahrheit und Dichtung eben erschienen war, und mich neu mit ihm erfüllt hatte. Den Zerstreuungen der Geselligkeit, des Theaterbesuchs, der Spazirfahrten konnte ich nicht entgehen, und mußte mich damit trösten, auch diese Vergnügungen manchen ernsten Gewinn tragen zu sehen.

Beethoven, der von Töplitz in Begleitung seines und meines Freundes Oliva nach Wien zurückreiste, hielt sich nicht lange in Prag auf; dagegen kam Clemens Brentano in der Absicht, den ganzen Winter hier zu verleben, und gönnte mir täglich seine zwar überaus erfreuende, aber, wie ich zu meinem Schaden erfahren sollte, auch gefährliche Gesellschaft; gefährlich, insofern sie das tiefste Vertrauen hervorlockte, ohne diesem doch Sicherheit zu gewähren. Ich machte Bekanntschaft mit der Gräfin von Pachta, der Jugendfreundin Rahel's, und mit dem Professor Meinert. Auch den berühmten Altmeister der slavischen Sprachforschung, Abbé Dobrowsky, lernte ich näher kennen. Dagegen hatte es wenig Anreiz, die böhmischen Großen in ihren Häusern aufzusuchen, weit belohnender war es, sie in dem gastfreien Hause des Schauspieldirektors Liebich zu treffen, wo außer der Blüthe der eigentlichen Theaterwelt, in welcher besonders die Damen Auguste Brede und Julie Löwe, beide durch Schönheit und Talent und die erstere auch durch eine seltene Geistesbildung hervorragend, zu bemerken waren, auch die ausgezeichnetsten Personen aus der höhern Gesellschaft

sich einfanden, und wo überhaupt ein eben so anständiger als ungezwungener Ton herrschte.

Ich übergehe hier eine Menge von Erscheinungen, Wirren und Entwicklungen, welche zum Theil den reichsten Stoff romantischer Lebensbilder darböten, und eile zunächst nur die Züge flüchtig zu erfassen, welche mit der Wendung der politischen Angelegenheiten in Zusammenhang stehen.

Der Winter war mir trotz aller Zerstreuungen doch größtentheils in Stille und Fleiß vergangen. Mit dem Frühjahr wurden die Aussichten zum Kriege zwischen Rußland und Frankreich immer deutlicher, und setzten alles in unruhige Bewegung. Die Uebungen frischer Thätigkeit wurden vorgenommen; die Reitbahn, der Fechtboden, die von dem Grafen zu Bentheim mit thätigster Beihülfe Pfuel's errichtete Schwimmschule wurden fleißig besucht. Die größten Zweifel und Ueberlegungen aber kämpften in den Gemüthern, welchen Antheil bei den bevorstehenden Ereignissen der Einzelne in den jetzigen Verhältnissen hoffen könne, welche neue er wählen dürfe? In Prag hatten sich die stärksten Mächte und Antriebe zum Hasse gegen Napoleon zusammengehäuft. Der Kurfürst von Hessen-Kassel lebte dort als Vertriebener, mit vielem Anhang und seinem größtentheils geretteten Schatze, voll Trotz und Vertrauen auf einen Umschwung der Dinge, und stets bereit, zu einem solchen aus allen Kräften mitzuwirken. Von Stein ist schon gesprochen. Karl von Nostitz, Pfuel, und noch andre Norddeutsche, die sich hier zusammenfanden, waren nur zum Kriege gegen die Franzosen in österreichischen Dienst getreten, und keineswegs

geneigt, nun an der Seite der bisherigen Feinde zu fechten. Französische Emigrirte der beharrlichsten Art, und meist in österreichischem Kriegsdienst, unter ihnen der Fürst von Rohan, der Major von Trogoff, der Marquis von Favras, Sohn des im Anfange der Revolution hingerichteten Vertrauten Monsieurs's nachherigen Königs Ludwigs des Achtzehnten, hatten hier ihren Aufenthalt; deßgleichen ein Korse, der Hauptmann Pozzo di Borgo, Neffe des berühmten Diplomaten und wie dieser voll bittern Hasses gegen den allgewalt'gen Landsmann. Die Zahl solcher Unzufriednen mehrte sich mit jedem Tage. Aus Sachsen traf der Major von Bose ein, dann der Oberst Rühle von Lilienstern. Von Berlin nahm der bisherige Polizeipräsident Justus Gruner hieher seine Zuflucht; aus Hamburg kam als Flüchtling unter fremdem Namen der Buchhändler und Schriftsteller Bran, welchen der Marschall Davoust wegen Uebersetzung und Bekanntmachung der spanischen Aktenstücke des Cevallos wollte erschießen lassen; er dankte seine Rettung nur dem Umstande, daß die Leipziger Polizei, kopfschüttelnd über den unglaublichen Namen Bran, den das französische Verfolgungsschreiben angab, sich fest einbildete, der Mann müsse Brand heißen, und daher einen Mann dieses Namens festnehmen ließ, wodurch der nur allzu richtige Bran gewarnt wurde, und ehe der Irrthum aufgeklärt war, nach Böhmen entwich.

Daß Preußen in seiner Lage nur mit Frankreich sich verbünden könne, war längst ausgemacht. Bald wußte man auch mit Sicherheit, daß eine österreichische Hülfsmacht mit den Franzosen vereint sein würde. Eine allgemeine Besorgniß zeigte sich, welche Regimenter dies

Loos treffen würde, dem entgehen zu können als das größte Glück erschien. Selbst als man vernahm, der tapfre und hochverehrte Fürst Karl von Schwarzenberg bringe den Umständen das Opfer, und werde den Oberbefehl über diese Truppen annehmen, sah man weniger auf dieses Beispiel, als auf das entgegengesetzte des Generals von Wintzingerode, des Majors von Tettenborn, des Generals Grafen von Wallmoden, welche den Abschied schon genommen hatten oder nehmen wollten, um in russische Dienste zu treten.

Mittlerweile hatte der französische Kaiser von allen Seiten seine und seiner Verbündeten Schaaren zusammengezogen, und der ungeheure Heereszug wälzte sich unaufhaltsam durch Preußen und Polen gegen Rußland hin. Napoleon selbst kam mit seiner Gemahlin nach Dresden, wohin der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, welche seit kurzem in Prag eingetroffen waren, sich nun ebenfalls verfügten. Während dieser Zusammenkunft, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, hatte Prag eine nicht geringe Bedeutung, als ein so naher Sammelort entgegengesetzter Strebungen, als Beobachtungsposten englischer und russischer Agenten, und, bei solcher Nähe, gleich wohl nicht im Bereich der Macht und Willkür Napoleon's. Dies letztere werde in einem Vorgange, der unter unsern Augen geschah, so auffallend als tröstlich offenbar.

Durch die wachsenden Anstalten zum russischen Kriege, die Größe und Wichtigkeit des Kampfes, der sich ankündigte, war das Gemüth Stein's in heftige Bewegung gesetzt, die Ankunft und Gegenwart Gruner's, der öfters heimlich zu ihm kam, hatten ihn noch

mehr aufgeregt, und wo und wann man ihn nun sehen mochte, immer fand man seine Stimmung auf gleicher Höhe gereizt und leidenschaftlich. An ein ruhiges Gespräch war nicht mehr zu denken. Von Arndt, der sich nach Rußland geflüchtet hatte, war der zweite Theil seines Geistes der Zeit erschienen, und Stein, wahrscheinlich der Einzige in Prag, war im Besitz der Druckbogen. Aus diesen las er mit gesteigertem Ausdruck die heftigsten Stellen laut vor, doch selten brachte er eine ganze Seite zu Ende, so stark ergriffen ihn Zorn und Freude, und so heftig fühlte er den Drang, selber dazwischen zu reden. „Seit Burke, rief er aus, ist nichts von so ächter politischer Beredsamkeit erschienen, von so eindringlicher Wahrheit!" Diese Schreibart empfahl er mir zur Nachahmung: „Auf diesem Weg, schrie er mich an, mögen Sie sich versuchen, thatsächliche Wahrheit, nicht metaphysische Phrasen! Verstehen Sie mich, Herr Metaphysikus?" Durch was ich diesen Titel mir verdient haben mochte, weiß ich nicht, aber Stein bezeichnete mich noch in der Folge mehrmals so, und ich behielt davon lange Zeit eine Art Kriegsnamen, der freilich nicht eben kriegerisch lautete. Doch meinte er es keineswegs übel mit mir. Er hielt mich unverbrüchlich der guten Sache zugethan, und sprach Erwartungen aus, zu deren Erfüllung er mich nur stärker anspornen wollte. Schließlich meinte er, in einer Zeit, wo so viele Hunderttausende sich einander die Hälse zu brechen eben im Begriff wären, sei es besser, gar nicht zu schreiben, sondern selber mit loszuschlagen.

Während der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Dresden war Stein doch besorgt, die Franzosen möchten

seine Auslieferung fordern, oder die österreichische Behörde, vielleicht um jenes zu vermeiden, ihn den Augen des Feindes in größere Ferne entrücken wollen. Diese Besorgniß mußte auf's höchste steigen, als er unerwartet von Seiten des russischen Kaisers die Einladung empfing, ohne Säumniß nach Rußland zu kommen, und dort eine bedeutende, zunächst auch für die deutschen Verhältnisse wichtige Wirksamkeit zu übernehmen. Stein war ohne viel Besinnen sogleich entschlossen, seine Familie sollte in Prag bleiben, er selbst machte sich reisefertig; aber die Sache hatte nicht ganz geheim bleiben können, und einige Tage gingen jedenfalls noch in unerläßlichen Anordnungen hin. Aengstlich blickten wir während dieser Tage nach Dresden hin, jeder Augenblick brachte Gefahr, das Vorhaben Stein's konnte angezeigt werden, der Befehl, ihn zu verhaften, seiner Abreise zuvorkommen. Einmal in der Gewalt des Feindes, war sein Leben schwerlich zu retten. Stein selbst bestand diese Krisis mit voller Kenntniß der Gefahr, doch in unerschütterter Seelenstärke. Dabei verhehlte er sich nicht, welch zweifelhaften Schicksalen er entgegenging. Wurden die Russen überwunden, so war er für immer auch der letzten Zuflucht, die ihm in Deutschland noch geblieben war, beraubt, für immer von den heimathlichen Verhältnissen, Besitzungen, Hülfsmitteln, ja sogar von seiner Familie getrennt, und selbst Rußland vielleicht gewährte keine Freistätte mehr für ihn. Doch nichts änderte seinen Entschluß. „Wundern Sie sich nicht, — sagte er zu einem Bekannten, der im Vertrauen war, — daß ich auf gut Glück, wie ein junger Mensch, eine neue ungewisse Bahn antrete! Wer sein

Vaterland verloren hat, der ist nothwendig ein Abentheurer. Ich habe keine Wahl; ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt suchen!" Um die Mitte des Mai reiste er ab. Als wir nach einiger Zeit hörten, er sei durch Mähren und Galizien glücklich nach Rußland gelangt, athmeten wir auf, denn noch immer hatten wir gefürchtet, noch unterweges möchte ein Unglück ihn anhalten. Seine Abreise machte einen ungeheuern Eindruck; daß man in Rußland an ihn gedacht hatte, gab einen hohen Begriff von der dortigen Einsicht und Umfassung, man sah in der russischen Sache nun auch die deutsche, sie war in Stein gleichsam anerkannt und einverleibt.

Die österreichischen Behörden hatten die Sache ruhig geschehen lassen; als in Dresden das Geschehene ruchbar wurde, ließ der französische Kaiser mehr Verwunderung als Verdruß darüber aus, und that verächtlich, als sei im Grunde nichts daran gelegen. Ein großer und verhängnißvoller Irrthum, der schwer zu büßen war! Stein's Anwesenheit in St. Petersburg war ein außerordentliches Gewicht auf der russischen Seite; sein Ansehn und Einfluß wirkten auf die Beschlüsse des Kaisers, auf die Stimmung der höchsten Kreise, und überhaupt auf die Maßregeln und Anstalten des Krieges mit unwiderstehlicher Gewalt. In den schlimmsten Augenblicken, als die Franzosen in Moskau eingezogen waren, wankte sein Muth und seine Stärke nicht. Sein beredter Haß fachte zum Widerstande, zur Ausdauer an. Unter den Mächten, durch welche Napoleon gestürzt worden, wird Stein immer in erster Reihe zu nennen sein. —

Inzwischen erreichte die Zusammenkunft in Dresden ihr Ende, Napoleon eilte seinem schon an die Grenzen Rußlands vorgerücktem Heere nach, und der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich nebst der Kaiserin der Franzosen kamen nach Prag, wo zu Ehren der geliebten Herrscher und des fremden hohen Gastes alles ein festliches Ansehen gewann, und der Krieg und alle politische Sorge und Befangenheit eine Zeit lang vergessen schien. Der Graf von Metternich strahlte in allen Vorzügen seiner Persönlichkeit, und während er mit hellem Blicke die großen Möglichkeiten, die sich für ganz Europa nunmehr aufschlössen, erfaßte und erwog, die Verbindungsfäden sorgsam in der Hand hielt und zurecht legte, schien er nur mit heitern und angenehmen Dingen beschäftigt, nur bedacht, die Vorkommenheiten des Tages mit Würde und Anmuth gelassen abzuthun. Ich hatte das Glück, ihn fast jeden Tag zu sehen, und nie werd' ich besonders die herrlichen Abende bei ihm auf dem Hradschin im Pallaste des Fürsten von Lobkowitz vergessen, wo eine kleine Gesellschaft in völliger Unbefangenheit und Gleichheit, die selbst durch die Gegenwart des Großherzogs von Würzburg kaum gestört wurde, sich bis in späte Nacht der anmuthigsten Unterhaltung erfreute, und geistreiches Gespräch mit vortrefflicher Musik abwechselte. Der Kapellmeister Pär, zum Gefolge der Kaiserin Marie Louise gehörig, setzte sich zum Fortepiano und phantasirte; mit ihm wetteiferte der Freiherr von Kruft, aus der österreichischen Staatskanzlei, der gleichfalls ein Meister war; bisweilen spielten sie beide zugleich, und suchten durch zwiefaches Improvisiren ein Ganzes hervorzubringen, eine geniale

Uebung, wobei sie einander die Gedanken an den Augen absahen, aus ersten Andeutungen ganze Richtungen errathen mußten, und durch Begegnen, Meiden, Einlenken, Wiederfinden, Loslassen und Zusammenstimmen eine gespannte Theilnahme und oft die außerordentlichste Wirkung hervorbrachten.

Die Theilnahme an solchen Vergnügungen hemmte jedoch den Fortgang der Entwürfe nicht, zu denen die Zeitumstände immer dringender aufriefen. Ich war entschlossen, den österreichischen Dienst zu verlassen, von Pfuel und Willisen wußte ich dasselbe, und wenn meine Lage und Verhältnisse mir den Weg nach Rußland für jetzt versperrten, so war auch Norddeutschland ein weites Feld, auf welchem, in möglichen Fällen, mancherlei zu unternehmen sein konnte. Hierin bestärkte mich Gruner, der nach Stein's Abreise etwas thätiger hervortrat, aber nun auch schon mehr Aufmerksamkeit weckte, und sich beobachtet und gefährdet wußte. Er war in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen, und als Leiter der hohen Polizei im Besitz großer Mittel und Kundschaften gewesen. Die gefährlichsten französischen Späher waren in seine Schlingen gerathen und spurlos verschwunden; seine List wie seine Verwegenheit brachten den Franzosen großen Schaden, aber diese erkannten ihn längst für ihren Feind, und als, in Folge des Anschlusses von Preußen an Frankreich, französische Truppen auf Berlin marschirten, durfte er deren Eintreffen nicht abwarten, legte sein Amt nieder und entwich nach Böhmen. Er stand mit den russischen Behörden in thätigem Vernehmen, und hielt in ganz Deutschland seine gleichgesinnten Verbündeten rege. Sein

großer, klug angelegter und bei seinen Hülfsmitteln gar nicht unausführbarer Plan war, im Rücken der französischen Heere, sobald diese weit genug in Rußland vorgedrungen wären, überall ihre Kriegsvorräthe in Brand zu stecken, jede Nachfuhr zu hemmen, besonders aber die Pulverwagen auffliegen zu lassen. Daß er in Prag ungestört bleiben durfte, die gelungene Ueberkunft Stein's, und die günstige Stimmung, die er überall antraf, machten ihn aber allzu sicher, er prüfte nicht genug, wem er sein Vertrauen schenken dürfe, und besonders unvorsichtig war sein Briefwechsel. Das Beispiel Stein's hätte ihn warnen sollen, allein er ging in Leichtsinn nur weiter. Er hielt seine Briefe noch für ganz sicher und ihre Geheimschrift für unentdeckt, als schon längst fremde Augen sie durchliefen, den Inhalt erforschten, und den ganzen Zusammenhang einsahen. Vergeblich wurde er gewarnt, er glaubte seinen Beobachtern überlegen zu sein, und ihnen, wie er sich ausdrückte, eine Nase gedreht zu haben. Eine Unterredung mit dem Grafen von Metternich, mehrere vertrauliche Besprechungen mit dem General Freiherrn von Koller, anstatt ihn zur Besonnenheit zurückzurufen, regten nur seinen Uebermuth an. Die österreichische Regierung sah den Zeitpunkt kommen, wo sie ihn nicht mehr würde schützen können; die französischen Behörden in Berlin, in Hamburg hatten gegen ihn die schärfsten Angaben in Händen, jeden Augenblick mußte man erwarten, seine Auslieferung begehrt zu sehen, und mit so triftigen Gründen und gebieterischem Drange, daß man nicht würde widerstehen können. Um ihn zu retten und größeres Unglück zu verhüten, kam man den Franzosen zuvor, Gruner

wurde unerwartet von österreichischer Seite verhaftet und als Staatsgefangener nach Peterwardein abgeführt; seine Papiere und Gelder entgingen auf diese Weise den Franzosen ebenfalls. Er selber hat in der Folge dies Begegniß als eine Wohlthat anerkennen müssen, behielt aber doch eine bittre Erinnerung dabei, welche der erste Eindruck in ihm hinterlassen hatte.

Uns Andern, die wir gleich ihm des Schlüssels noch entbehrten, verursachte dies Verfahren große Betroffenheit und Sorge. Wir hielten unsre Absichten mehr verschwiegen, und suchten jeder seinen Weg für sich allein. Der Graf von Metternich kannte meine Wünsche, in Preußen angestellt zu werden, und wiewohl er verbindlichst äußerte, mich lieber in Oesterreich behalten zu wollen, bot er mir doch von freien Stücken seine wirksamste Empfehlung bei dem preußischen Staatskanzler an. Auch empfing ich diese von ihm, noch bevor er Prag verließ, wo er auch nach der Abreise des Hofes noch einige Zeit verblieben war. Seltsam genug hatte ich auch schon von Gruner ein solches Empfehlungsschreiben an Hardenberg, und ein drittes sollte mir auf die günstigste Weise durch Wilhelm von Humboldt zu Theil werden. Diesen nämlich hatte ein höchst erfreuliches und erwünschtes Ereigniß, die Ankunft des Königs von Preußen in Prag, von Wien hieher gerufen, und dasselbe rückte mich plötzlich allen preußischen Verhältnissen näher, als es Briefe und Empfehlungen vermocht hätten. Mein Oberst erhielt den angenehmen Auftrag, den König bei Besichtigung der Stadt und Umgegend zu begleiten. Willisen, der vor kurzem von Wien angekommen war, und bei mir wohnte, war

hiebei mitthätig, und als das Schlachtfeld, wo Schwerin gefallen war, beritten wurde, zeigte er so klare Kenntniß und sichern Ueberblick, daß ihm die größten Lobeserhebungen zu Theil wurden. Ich vernahm für mich gnädige Aeußerungen, die meinen Wünschen die beste Hoffnung gewährten.

Nachdem der König zum Gebrauch des Bades nach Töplitz abgegangen war, gedachten Willisen und ich nun auch ernstlich unsrer Abreise nach Berlin. Dabei stieg indeß nunmehr manches Bedenken auf, an welches früher nicht gedacht worden war. Die Franzosen und ihre dienstbaren Helfer, deren es damals unter den Deutschen leider viele gab, waren endlich auf die Personen und Betreibungen, welche von Prag ausgingen, aufmerksam geworden, besonders beunruhigte sie der Kurfürst von Hessen-Kassel, der alles zu unterstützen bereit schien, was im nördlichen Deutschland gegen die Franzosen unternommen werden mochte. Die französische Heeresmacht verlor sich in immer größere Ferne, im Rücken lagen große Landstriche fast entblößt, der Einbruch einer kleinen feindlichen Schaar konnte die größte Verwirrung anrichten. Man hatte die kühnen Züge Schill's, des Herzogs von Braunschweig-Dels, den Streifzug des Lieutenants von Katt, den Aufruhrversuch des westphälischen Obersten von Dörnberg, noch in gutem Andenken. Unter diesen Umständen wurden die französischen Gesandtschaften, die Polizei- und Kriegsbeamten, zu größter Wachsamkeit und Strenge angewiesen; der Mittelpunkt aber aller polizeilichen Aufsicht für das ganze nördliche Deutschland war der Graf d'Aubignosc in Hamburg, mit welchem die Behörden

in Dresden und Berlin fleißige Verbindung unterhielten. Pfuel hatte sich zuerst aufgemacht und Prag verlassen. Sein Ziel war Rußland, aber der Weg, den Stein noch hatte nehmen können, war jetzt verschlossen, und ihm blieb nur der größere Umweg über Dänemark und Schweden. Ernst und schweigsam, hatte er sein Vorhaben nicht unnöthig mitgetheilt, und suchte dasselbe mit größter Klugheit auszuführen. Aber schon war er jenen Behörden verkundschaftet. Durch kluge List entkam er in Hamburg den Nachstellungen des Grafen d'Aubignosc, der ihn aber um so sicherer in Kopenhagen zu fangen meinte, und deßhalb einen Befehl dorthin ergehen ließ. Pfuel traf zwar früher als dieser dort ein, aber die Weiterreise war ohne neue Paßunterschrift unmöglich, und diese zu erlangen, bedurfte es der wenigen Stunden, die er als Vorsprung über seinen Verfolger gewonnen hatte. Die köstliche Zeit verstrich, und schon war er entschlossen, das Wagestück zu unternehmen, sich in den Sund zu werfen und so die schwedische Küste schwimmend zu erreichen, als sein Freund, der österreichische Gesandte von Buol, den er mitten in der Nacht aufstörte, noch im letzten Augenblick Mittel fand, ihm die Paßunterschrift vor Tagesanbruch zu verschaffen, worauf er sich bei Helsingör einschiffte, und schon mit gutem Winde die Wogen durchschnitt, als der nacheilende Verhaftbefehl ankam. Dieser Vorgang, welcher uns in der Hauptsache sogleich bekannt wurde, gab uns viel zu denken, besonders weil wir befürchten mußten, daß derselbe Verrath, der ihn betroffen, auch uns nicht verschonen werde. Dieser Verrath, falls eine spätere Vermuthung sich bestätigt fände, wäre, den

begleitenden Umständen nach, einer der schändlichsten, die je verübt worden, und ich unterlasse daher, einen so argen Verdacht näher anzudeuten. Jedoch reisten wir nach der Mitte des August endlich getrost ab.

In Töplitz, wo wir uns dem König von Preußen auf's neue vorstellten, und deßhalb ein paar Tage verweilten, widerfuhr mir eines der wunderbarsten und wichtigsten Begegnisse. Ich empfing eine bestimmte und ausführliche Warnung, meine Reise nicht fortzusetzen, der französische Gesandte Graf von Saint-Marsan in Berlin sei angewiesen, Pfuel's, meine und meines Reisegefährten Ankunft sogleich nach Hamburg an d'Aubignosc zu melden, uns auch in keinem Falle weiter reisen, sondern verhaften zu lassen; wir seien sämmtlich beschuldigt, Aufstände gegen die Franzosen anstiften zu wollen, Pfuel sei zwar glücklich entkommen, desto schärfer aber werde man nun mit uns verfahren. Dies alles hatte der Graf von Saint-Marsan selbst versichert! Aus welcher Quelle jedoch mir diese Mittheilung kam, ziemt mir noch zu verschweigen, obwohl die menschenfreundlichste Absicht, mit Gefahr eigner Bloßstellung ausgeführt, mich zur treuesten Dankbarkeit verpflichtet hat, für welche der lauteste Ausdruck eine Befriedigung wäre! — Wir kämpften eine Zeit lang, und überlegten Gefahr und Gewinn; da jedoch unsre nächsten Zwecke wirklich harmlos waren und nicht über Berlin hinausgingen, keinerlei Beweis gegen uns möglich sein konnte, und selbst unsre Eigenschaft als österreichische Offiziere uns schützen mußte — wir hatten klüglich nur Urlaub genommen, und gedachten den Abschied nach Umständen einzureichen, — so ließen

wir uns nicht abschrecken, sondern setzten unsre Reise fort, und gelangten auch ungehindert nach Berlin.

Die preußische Hauptstadt war von französischen Truppen besetzt, und wir meldeten uns herkömmlich bei dem Marschall Augereau und bei dem Kommandanten General Durutte, gleicherweise bei der preußischen Behörde. Ungeachtet des guten Anscheins, mit dem wir aufgenommen wurden, bemerkten wir bald, daß man uns beobachtete, welches wir uns indeß nicht besonders anfechten ließen. Nach einigen Wochen wollte Willisen seine Eltern bei Magdeburg besuchen, hatte aber kaum das westphälische Gebiet betreten als er verhaftet und auf das Kastell nach Kassel abgeführt wurde. Nur dies erfuhr man über ihn, und weiter nichts. Durch diesen Vorfall wurde natürlich auch meine Lage gespannter und bedenklicher, ich durfte nicht wagen, den Umkreis der Stadt zu überschreiten. Von den Kämpfen und Mißgeschicken, die ich hier zu bestehen hatte, den Hoffnungen und Aussichten, die sich abwechselnd erhellten und verdunkelten, werd' ich vielleicht künftig eine Schilderung versuchen, die durch das Eigne einer solchen Uebergangszeit wohl anziehend werden könnte. Ich erwähne hier nur, daß ich an dem Hause des österreichischen Gesandten Grafen Stephan von Zichy den sichersten Anhalt fand, bei dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg die günstigste Aufnahme genoß, ja sogar von dem Grafen von Saint-Marsan durch Einladungen ausgezeichnet wurde. Doch ungeachtet alles guten Anscheins blieb ich in der schwierigsten und bedenklichsten Lage, gehemmt bei jedem Schritt, in jeder Thätigkeit. Obgleich in glanzvoller

Geselligkeit, verlebte ich einen traurigen Winter. Mein Trost war Rahel, in deren Nähe zu sein mir alle Widrigkeiten überwog. Ein andrer Trost erschien, und bildete sich zu immer helleren Hoffnungen aus, da der Brand von Moskau kund wurde, die Siegesrufe der Franzosen verstummten, die Nachricht von ihrem Rückzug und Verderben erscholl, und dieses endlich vor Augen erschien in den jammervollen Trümmern des großen Heers. Die Russen rückten siegreich heran, überschritten die Oder und standen schnell vor Berlin, wo der Oberst von Tettenborn mit seinen Kosaken im ersten Anlaufe den Feind einige Stunden durch die Straßen jagte, nach wenigen Tagen aber die verstärkten russischen Truppen entschieden einrückten.

Aus peinlichem Zwang aufathmend, im vollen Gefühl der Freiheit und neuen Lebens eilte ich zu Tettenborn. Ich fand hier Pfuel als Major vom Generalstabe angestellt. Wir Alle freuten uns des Wiedersehens. Mein Verhältniß war schnell entschieden, Tettenborn nahm mich sogleich als Hauptmann für den russischen Dienst in Anspruch, und vertraute mir seine auf Hamburg gerichtete Unternehmung. Ich war zu allem bereit, aber ich war auch schon in preußischen Kriegsdienst berufen, und hatte zunächst Depeschen der preußischen Behörde als Kourier nach Breslau zu überbringen, wo der König, der Staatskanzler und die übrigen Häupter der Geschäftsführung sich schon seit einiger Zeit aufhielten. Da die Sache der Russen und Preußen hier schon für ein- und dieselbe erklärt war, so hatte mein Anliegen keine Schwierigkeit. Breslau war zum Kriegsheerd geworden, alles flammte von

Eifer, Waffen und Kampf war das allgemeine Verlangen. Auch von diesen Tagen wird künftig noch einiges Nähere zu berichten sein. Ich sah auch Stein hier wieder, zwar auf dem Krankenbette, aber auch krank noch in voller Kraft!

Ich eilte nach Berlin zurück und von da nach Hamburg, welches Tettenborn mittlerweile schon glücklich erreicht und besetzt hatte. Bevor ich nun zur Schilderung der Kriegsereignisse übergehe, denen ich in den Jahren 1813 und 1814 beigewohnt, möge mir erlaubt sein, von dem tapfern Anführer, dem ich das Glück gehabt als einer seiner Adjutanten anzugehören, etwas ausführlicher zu reden, und dessen frühere Lebensverhältnisse und Thaten kürzlich hier einzuschalten.

Tettenborn.

1812. 1813.

Das Leben der Kriegsmänner hat den eignen Reiz, daß neben dem Talente hier hauptsächlich der Karakter wirkt, der so frei und schnell nirgends hervortritt, als im Aufruf aller Kräfte des innern und äußern Menschen, im Kriege; nirgends erscheint entschiedener der Vorzug einer starkausgeprägten und schnellgültigen Persönlichkeit, von der zuletzt doch fast alles in den Ereignissen des Lebens abhängt, indem sogar das, was man Glück zu nennen pflegt, meist nur der Inbegriff der Wirkungen ist, die aus dem dunkleren Zusammenhange der Eigenschaften aufsteigen. Ein Beispiel solcher Betrachtung bietet auch der Lebenslauf des tapfren Generals, von dem wir jetzt und fernerhin zu reden haben, und der unter den Befehlführern in den denkwürdigen Kriegen der Jahre 1813 und 1814 als einer der eigenthümlichsten und bedeutendsten anzuerkennen ist.

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn wurde am 19. Februar 1778 geboren. Sein Vater war früher dem österreichischen Kriegsdienste gefolgt, wo der Name

Tettenborn schon aus älterer Zeit in gutem Andenken stand, hatte dann diese Laufbahn verlassen und als Markgräflich badischer Jägermeister in der Grafschaft Sponheim eine seinen Wünschen gemäße Anstellung erhalten. Als in der Folge Napoleon mit gewaltsamer Willkür die Forderung durchsetzte, alle in dem Umfange seiner Herrschaft auch vor derselben Gebornen dürften nur ihm dienen, wurde statt dieses Geburtsorts ein anderer vorgeschoben, nämlich das Stammgut Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein, und diese Angabe pflanzte sich irrthümlich fort, nachdem ihr Zweck längst aufgehört hatte. Nur bis in sein sechstes Jahr blieb der junge Tettenborn auf dem linken Rheinufer und kam dann nach Rastatt, wohin sein Vater als Oberjägermeister war befördert worden. Er empfing im väterlichen Hause sorgfältigen und nach damaliger Weise gründlichen Unterricht, der sogar zu gelehrter Bildung führen sollte, wiewohl bald sichtbar wurde, daß dies nicht die Richtung sei, zu welcher die unläugbar guten Anlagen sich neigten. Aber auch in der späteren, frei gewählten Bahn, unter ganz veränderten Lebensumständen, bewährte sich die Wirkung dieses ersten Unterrichts als guter Gewinn. Dasselbe gilt von dem Einflusse frommen Sinnes und Beispiels, welche durch die Mutter auf den Knaben wirkten; sie war eine geborne Gräfin von Arz, eigentlich Arzio, eines Geschlechts im südlichen Tyrol. Günstig war dem Jugendleben auch das Amt und Streben des Vaters, dem das badische Land die größten Anlagen und Pflanzungen dankt, wo denn die Gelegenheit und Aufforderung sich ununterbrochen darbot, in freier Natur zu verweilen und umherzustreifen.

In seinem dreizehnten Jahre, als er groß und wohlgebildet herangewachsen war, wurde der Knabe an den Kurfürstlichen Hof nach Mainz geschickt, und daselbst unter die Pagen des Kurfürsten aufgenommen. Noch lebt in mancher Erinnerung die Pracht, Festlichkeit und gesellschaftliche Bewegung, welche damals den Mainzer Hof auszeichneten und die Stadt erfüllten; in heitrer Sorglosigkeit lebte man den täglich wechselnden Vergnügungen, ungestört von dem Geiste der Prüfung und des Widerspruchs, der gegen die alten Zustände schon allgemein erweckt war, hier aber höchstens als ein neuer Reiz der Unterhaltung eingelassen wurde. Auch die drohende Nachbarschaft der weiter und weiter schreitenden französischen Revolution, und der schon ausgebrochene Krieg machten auf die leichtsinnige Ueppigkeit wenig Eindruck, als plötzlich um so furchtbarer im Herbste 1792 die unerwartete Annäherung der Franzosen alles aus dem Taumel aufschreckte. Bei dem Erscheinen des Generals Custine flüchtete der Kurfürst mit seiner Geliebten und seinen Günstlingen eilig nach Aschaffenburg, der übrige Hof stob auseinander, und hat sich größtentheils nie wieder zusammengefunden. Tettenborn sah noch die französischen Truppen in Mainz einziehen, und kehrte wenige Tage darauf in das väterliche Haus nach Rastatt zurück.

Die Wendung der Ereignisse schien auf weit hinaus die bisherigen Verhältnisse zu verwirren, auf deren Herstellung zu warten dem Vater thöricht schien; und um den Sohn seine Zeit gleich wieder zweckmäßig anwenden zu sehen, sandte er ihn schon im nächsten Jahre nach Waltershausen, um sich unter der Leitung des

berühmten Bergraths Bechstein den Forstwissenschaften zu widmen. Hier blieb er jedoch nicht lange, sondern bezog noch im nämlichen Jahre die Universität Göttingen, welche er in Folge einer jugendlichen Uebereilung bald wieder mit Jena vertauschen mußte. Von hier rief ihn unvermuthet die Nachricht nach Hause, daß sein Vater erkrankt sei, den er auch nicht mehr am Leben fand. Seine unbezwingliche Neigung zum Kriegsdienste, bisher nur mühsam unterdrückt aus Rücksicht für den Vater, der in seinem angesehenen und einträglichen Amte den Sohn zum Nachfolger zu haben wünschte, brach nun, da kein Einspruch mehr ihn hindern konnte, indem auch seine Mutter schon früher verstorben war, mit aller Heftigkeit aus; er verließ die angefangenen Studien, und trat gleich im Jahre 1794 als Kadet bei dem Joseph Kinsky'schen, späterhin Klenau'schen, Chevauxlegersregiment in das österreichische Heer.

Hier begann für den sechzehnjährigen Tettenborn eine Laufbahn, die seinen militairischen Eigenschaften alle Gelegenheit zur Entwicklung bot, und für ihn reich an persönlicher Auszeichnung wurde. Das österreichische Heer, welches den Karakter eines durch mehrere Jahrhunderte ohne Unterbrechung fortbestandenen Kriegswesens bis auf den heutigen Tag bewahrt, vereinigt mit den daraus fließenden, besonders nach innen höchst bezugreichen Vortheilen zugleich die einer stets frischen, durch neue, und nach der Lage der Gränzen sehr verschiedene Kriege, unaufhörlich geübten Erfahrung. Seine Zusammensetzung aus den mannigfachen Elementen, welche die österreichischen Erblande in glücklichem Verhältnisse dazu lieferten, empfing noch einen

erwünschten, und besonders geistig unschätzbaren Zusatz durch den Umstand, daß so geraume Zeit hindurch dieses Heer für alle Deutschen zugleich als das Heer ihres Kaisers, und sonach als ihre eigentlich vaterländische Kriegsmacht dastand, welcher die besten Kräfte des sogenannten Reichs in jeder Weise zuströmten. Der eigenthümliche Geist, der sich aus dieser Mischung erhoben, beurkundet sich in vielen Zeichen, die wohl unläugbar als deutsche anzuerkennen sind. Die unzerstörbare Selbstständigkeit innerer Ordnung, die große Kraft der Wiederherstellung, die Vernachlässigung des bloßen Scheins, die Sparsamkeit äußerer Belohnungen, und die daher in den untern Graden angehäufte Thatfülle und Verdienstlichkeit, dies alles bildet eine breite und feste Grundlage, auf welcher die dennoch durchgedrungene Auszeichnung nur um so glänzender sich erhebt.

Das Regiment, in welches Tettenborn getreten war, stand in den Niederlanden gegen die Franzosen, und nahm ruhmvollen Antheil an den Kriegsthaten, durch welche die Oesterreicher und Preußen damals für sich selbst wohl Ehre genug erfochten, für die Sache ihrer Herrscher aber, bei dem Mangel an gehörigem Zusammenwirken, keine bleibenden Erfolge gewinnen konnten. Einzelne Kompagnieen Fußvolk, eine Schwadron Reiter, ja bloße Patrouillen, kämpften sehr häufig einer zehnfachen Uebermacht entgegen, hielten sie auf, warfen sie zurück, oder wagten wohl selbst den Angriff; der Ruf, den manche Regimenter in solchen Vorfällen erwarben, und die Ansprüche, welche die eigne und die öffentliche Meinung an sie machten, gränzten oft an die romantischen Erzählungen früherer Zeit. Die Feld-

züge im Ganzen waren darum nicht weniger unglücklich, und die Hauptvortheile meist auf der Seite des Feindes; aber eine bessere Schule des Kriegs, eine an persönlichen Aufgaben und Erfahrungen reichere, als das österreichische Heer in jener Zeit darbot, konnte schwerlich nochmals zu finden sein.

Nach wenigen Monaten zum Lieutenant befördert, fand Tettenborn häufige Gelegenheit, seinen Muth zu bewähren und vielfache Kunde des Felddienstes einzusammeln. Die Reiter zogen gern mit ihm aus, der als Führer entschlossen und gewandt, und als Kämpfer jedem Gemeinen ein Muster war. Die Wagstücke und Erfolge des kleinen Kriegs, von denen die Geschichte nichts zu melden pflegt, haben für die betheiligten Truppen oft mehr Werth, als manches größere Ereigniß; in ihnen begründet sich am sichersten die persönliche Schätzung, der Ruf des Mannes und der Waffe.

Der Gang der damaligen Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein ist bekannt. Tettenborn folgte dem Wechsel derselben in den Bewegungen seines Regiments, dem wenig Ruhe gegönnt war, und das wir, nach manchen Begegnissen, im Jahre 1799 bei dem Heere des tapfern Erzherzogs Karl wiederfinden. Von den zahlreichen Vorfällen, welchen Tettenborn hier mit Auszeichnung beiwohnte, heben wir nachfolgende Züge aus, welche ihn insbesondere angehen.

In dem Treffen bei Frauenfeld hatte das Regiment Kinsky einen harten Stand, und bewies gegen den überlegenen Feind auf ungünstigem Boden die ausdauerndste Unerschrockenheit. Viele seiner trefflichsten Offiziere wurden getödtet oder verwundet. Die Fran-

zosen hatten das österreichische Fußvolk aus einem vorliegenden Walde verdrängt, und dadurch die auf der Straße vorgerückten Truppen in die Flanke genommen; der Augenblick war dringend, und forderte schleunigst Hülfe; da ließ Tettenborn eine halbe Schwadron absitzen, und stürmte zu Fuß mit dieser Mannschaft den Wald, aus welchem der Feind, bestürzt durch den unerwarteten raschen Angriff, eiligst hinausgetrieben wurde, so daß die kleinere Schaar den Raum wieder einnahm, den die größere nicht behaupten gekonnt! Drei Tage darauf, bei dem Gefechte von Winterthur, machte die Schwadron Tettenborn's den Vortrab, und wurde von den Franzosen, die vor der Stadt sechs Stücke Geschütz aufgepflanzt hatten, mit heftigem Kartätschenfeuer empfangen, das sogleich mehrere Leute niederstreckte; er aber besann sich keinen Augenblick, und sprengte an der Spitze seines Zuges geradezu auf die feindlichen Kanonen an; schon waren die Artilleristen, welche ihr Geschütz wacker vertheidigten, im Handgemenge größtentheils niedergemacht, als die Franzosen zur Unterstützung derselben mit zahlreicher Reiterei ungestüm hervorbrachen, und die österreichische wieder zurückwarfen; Tettenborn's Pferd, von einem Kanonier durch Säbelstiche verwundet, stürzte in diesem Augenblicke zwischen die Kanonenpferde nieder, er selbst lag zu Boden und schien verloren, umgeben von feindlichen Husaren, die nach ihm hieben und schossen, und ihn wenigstens gefangen nehmen wollten, als die Tapferkeit seines Rittmeisters, des nachherigen Generals von Meyer, ihn noch eben zu rechter Zeit aus dieser großen Gefahr wieder befreite. Nach Beendigung des Feldzuges in der Schweiz rückte

der Erzherzog Karl rasch an den Oberrhein, und nahm die damals noch wohlbefestigte Stadt Mannheim mit Sturm. Der Feind hatte sich mit einem Theile seiner Truppen noch außerhalb der Festung behaupten wollen, und mußte erst in diese zurückgetrieben werden; dies geschah durch eine Reihe hitziger Angriffe, in welcher die Reiterei die besten Dienste leistete, und besonders in einem scharfen Gefecht am Neckarauer Wald das französische Fußvolk völlig zersprengte und großentheils niedermachte, wobei Tettenborn sich so sehr hervorthat, daß er öffentlich dafür belobt wurde. Bei dem Sturme, der sodann auf die Stadt geschah, war er einer der Ersten, die durch die aufgehauenen Thore in die Stadt eindrangen, und machte in den Straßen noch eine Menge Gefangene, während die Hauptmasse der Franzosen fechtend die Rheinbrücke gewann, und sich aus der Stadt auf das jenseitige Ufer zog.

Als der General von Kray den Oberbefehl des österreichischen Heeres übernommen hatte, und dieses zum Rückzuge vom Rhein gegen Ulm genöthigt wurde, zeigte Tettenborn beim Nachtrab in häufigen Gefechten seinen Muth wie seine Geschicklichkeit. Bei Biberach hielt er so standhaft gegen den andringenden Feind, daß er in zwei Stunden drei Pferde unter dem Leibe verlor. Nicht minder zeichnete er sich in dem Gefechte bei Ried-Eschingen aus, am Tage der Schlacht von Engen. Nach dem Treffen von Neuburg aber empfing er von dem General Grafen von Giulay den besondern Auftrag, mit einer eigends hiezu ausgewählten Abtheilung Chevauxlegers und Husaren die Truppenschaar, welche gegen Landshut ging, seitwärts zu begleiten, und die

Brücken der Isar zu zerstören. Indem er diesen Auftrag bestens vollzog, hatte er Gelegenheit, noch einen andern wichtigen Dienst zu leisten, der den Bewegungen des Heeres wohl zu Statten kam; er hielt sich neun Tage zu Freisingen gegen den sehr überlegenen Feind, der seine Angriffe oft erneuerte, aber durch das muthige und geschickte Benehmen Tettenborn's getäuscht, ihn für stärker hielt als er war, und nicht das Aeußerste wagen wollte. Endlich, nach hartnäckiger Gegenwehr, dennoch gezwungen, Freisingen zu verlassen, nahm Tettenborn seine Richtung gegen München, wo gleich eine neue Ausführung seiner wartete; denn, kaum in dortiger Gegend angekommen, erblickte er jenseits der Isar eine beträchtliche Anzahl französischer Packpferde einherziehen, — es waren die des Generals Lecourbe, — sogleich suchte er fünf seiner entschlossensten Reiter aus, schwamm mit diesem kleinen Häuflein durch die reißende Isar, und stürzte mit solchem Ungestüm auf die stärkere Bedeckung, daß diese ihr Heil in der Flucht suchte, und ihm alles zur Beute ließ, mit welcher und mehreren Gefangenen er ungestört auf das andere Ufer zurückkehrte.

Bei großen Unglücksfällen, durch welche ein ganzes Heer zerrüttet oder vernichtet wird, und deren Ursache fast immer nur in den höchsten Anordnungen liegt, ist man nur wenig geneigt, auch bei den Besiegten tapfre Auszeichnung anzuerkennen, und die Vorgänge, in welchen diese sich zeigt, werden kaum beachtet. Aber gerade in solchen Unglücksfällen treten Muth und Tapferkeit einzelner Schaaren und Anführer meist am entschiedensten auf, und ohne dem Ganzen eine andere Wendung

geben zu können, setzen sie dem Unheil Schranken, und bringen im Kleinen zum Theil wieder ein, was im Großen verloren worden. Auch in dem unglücklichen Feldzuge, der zur Schlacht von Hohenlinden führte, traten solche Auszeichnungen und Leistungen zahlreich und mannigfach hervor, hauptsächlich durch die leichten Truppen, welche in kleinen Gefechten fast immer die Oberhand hatten. Tettenborn war in solchen Gelegenheiten besonders thätig und erfolgreich. Bei der genannten Schlacht, deren Ergebnisse die französischen Berichte noch immer mit den übertriebensten Zahlen ausschmücken, war Tettenborn einer der Letzten, die am späten Abend das Schlachtfeld verließen; er kämpfte in der tapfern Nachhut, welche den Rückzug des linken Flügels deckte; warf den andringenden Feind mehrmals zurück, und leistete überhaupt so gute Dienste, daß ihm darüber die besondere Zufriedenheit der höchsten Befehlshaber bezeigt wurde.

Er war inzwischen zum Rittmeister und Schwadronskommandanten vorgerückt, und kehrte aus dem Felde mit dem Ruf eines tapfern und kühnen Offiziers in die Friedensstation nach Böhmen zurück. Er hatte seinen Namen so vortheilhaft bekannt gemacht, daß man die größten Erwartungen von ihm hegte. Auch im Frieden wußten seine persönlichen Eigenschaften die günstige Aufmerksamkeit eines großen Kreises zu fesseln, während er in dem engeren des Regiments die Zuneigung und das Wohlwollen aller Kammeraden im höchsten Grade genoß. Der freie Jugendmuth, der überall das Beste anspricht, die rege Kraft, welche dem Genuß überlegen bleibt, die heitre Unbefangenheit, welche

ihr Vertrauen auf Glück und Gelingen selten betrogen sieht, und selbst dann jeder Sorge und Zagheit widersteht; dazu eine großmüthige Hingebung für Andre, ein erfreulicher, heitrer Umgang, eine bei starkem persönlichen Auftreten desto einnehmendere Leutseligkeit, eine glänzende Erscheinung, und eine Freigebigkeit ohne Gränze und Rücksicht: dieser Verein von wirksamen Eigenschaften konnte nicht ohne die größten Erfolge bleiben, für welche die glänzende Geselligkeit von Prag und Wien, das reiche Landleben der böhmischen Großen, dann auch Dresden, und selbst Berlin, den abwechselnden Schauplatz boten. Frauengunst, Spiel, jugendlicher Ehrgeiz, alles, was Ernst und Freude des Militairlebens gewähren, mußte hier vielfache Abentheuer wecken, welche, in der Weise französischer Denkwürdigkeiten behandelt, den Stoff der anziehendsten Erzählungen geben könnten! Auch an neuen Proben eines Muthes, den viele Kenner von dem Muthe auf dem Schlachtfelde für sehr verschieden halten, fehlte es in solchem Lebensgewirre nicht, und auch in diesem Betreff wurde Tettenborn's Namen mit größter Auszeichnung genannt. Unter den angesehenen Befreundungen, die ihm zu Theil wurden, war auch die mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der sich bei einem Besuche in Böhmen überall große Zuneigung erwarb, mit den österreichischen Offizieren als Kammerad lebte, und in Tettenborn eben so sehr den tüchtigen Krieger würdigte, als er in ihm den heitern Lebensgenossen liebte.

Diese Befreundung wurde noch inniger, als Tettenborn im Jahre 1804 mit einem Auftrag an den österreichischen Gesandten Grafen von Metternich nach

Berlin geschickt wurde, und hier mit dem Prinzen, den er auch schon auf dessen Landsitze besucht hatte, in täglichem vertrauten Umgang lebte, den die Zeitumstände durch die Kriegsgesinnung, welche sich in Preußen, wie Oesterreich regte, nur noch stärker beseelten. Von diesem Aufenthalte Tettenborn's in Berlin wird ein besondrer Zug erzählt, den wir unverbürgt wiedergeben, wie wir ihn gehört, indem er auch als Sage bezeichnet ist. Tettenborn hatte nämlich in Berlin die nicht unbeträchtliche Erbschaft eines im Preußischen verstorbenen Verwandten erhoben, und sollte, bevor er wieder abreiste, von dem außer Landes gehenden Vermögen das übliche Abzugsgeld bezahlen; er aber, verwundert über eine solche Forderung, fand dieselbe um so ungereimter, als er keinesweges mehr im Falle war, sie erfüllen zu können, er bewies, daß er von der ganzen Erbschaft nicht das geringste mitnehme, sondern während seines kurzen Aufenthalts den vollen Betrag, man sagte zwanzig tausend Thaler, sofort verbraucht und ausgegeben, und also das Geld im Lande gelassen habe!

Im Jahre 1805 erhob sich Oesterreich aufs neue zum Kriege gegen die Franzosen, und sah bekanntlich durch wiederholte Unfälle seine Hoffnungen abermals getäuscht. Tettenborn war mit einem Theile des vormals Kinsky'schen, jetzt Klenau'schen Regiments, bei welchem er stand, in Ulm geblieben, während der andre Theil unter dem Obersten sich nach Bregenz gezogen hatte. Mehrere Streifzüge und Rekognoszirungen, die ihm aufgetragen wurden, führte er zur größten Zufriedenheit aus. Als aber der Oberbefehlshaber des

Heeres, General von Mack, in unbegreiflicher Verblendung befangen, und dann plötzlicher Muthlosigkeit hingegeben, zuletzt in Ulm kein andres Heil mehr sah, als in der Uebergabe, da wußte sich ein Theil des Heeres dieser Schmach glücklich zu entziehen. Der Erzherzog Ferdinand faßte den kühnen Entschluß, mit dem Theile der Reiterei, der unter solchen Umständen noch in der Eile zusammenzuraffen war, durch den Feind durchzubrechen und nach Böhmen zu entkommen. Tettenborn genoß bereits eines solchen Vertrauens, daß zur Führung des Vortrabs niemand fähiger schien als er, und der entscheidende Schlag, der Durchbruch der französischen Umzingelung, wurde von ihm geführt. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit und heldenmüthiger Anstrengung gelang das ganze Unternehmen, welches im Rücken der französischen Heere von steter Gefahr begleitet war, bis endlich, nach mehreren Gewaltmärschen und hitzigen Nachtrabsgefechten, die böhmische Gränze erreicht wurde. Tettenborn hatte das Glück, auf diesem Zuge die vollkommene Zufriedenheit des Erzherzogs, sowie des die Reiterei befehligenden Fürsten Karl von Schwarzenberg zu erwerben. Ihm wurde sogleich ein neuer Auftrag ertheilt, die Deckung der Straße, die über Waldmünchen nach Böhmen führt. Mit der ihm anvertrauten Truppenschaar, größtentheils Reiterei, wußte er sich in der Oberpfalz durch geschickte Bewegungen und einzelne glückliche Gefechte mehrere Wochen zu behaupten, und zwischen Amberg und Waldmünchen die französischen Streifpartheien mehrmals zurückzuwerfen, bis der General Baraguay d'Hillers über 8000 Mann gegen ihn heranführte, ihn zum Rückzug nach Böhmen

nöthigte, und darauf selbst in Böhmen einzudringen suchte. Tettenborn verzweifelte nicht, im eignen Lande auch dieser Uebermacht die Spitze bieten zu können. Er rief zwischen Pilsen und Klentsch alles Landvolk zu den Waffen, ließ in allen Dörfern die Sturmglocke läuten, und wagte nun den ihm sechsmal überlegenen Feind anzugreifen, der, durch diese Kühnheit und den gutgeleiteten Aufstand geschreckt, sich zuerst nach Klattau zurückzog, und bald darauf Böhmen völlig verließ.

Nach erfolgtem Frieden wurde Tettenborn durch die Nachricht überrascht, daß die unter seinem Befehl gestandenen Offiziere der Regimenter Klenau und Rosenberg für ihn das Theresienkreuz verlangt hätten, eine Auszeichnung, welche in Oesterreich von den höchsten Personen als das köstlichste Kleinod militairischer Ehre erstrebt, und nur dem anerkanntesten Verdienst ertheilt zu werden pflegt, auch noch jetzt ebenso selten als werth gehalten. Besondere Bedingungen beschränken die Verleihung dieses Ordens, auf den nur derjenigen Tapferkeit Anspruch gestattet ist, welche vor dem Feinde sich durch Thaten ausgezeichnet, die weder durch ausdrücklichen Befehl noch durch unerläßliche Pflicht geboten waren. Das zur Prüfung der Ansprüche und Zeugnisse versammelte Ordenskapitel erkannte die Forderung der Offiziere für Tettenborn als völlig begründet an, und sprach ihm einstimmig den Orden zu.

Mit neuem Ruhm und neuen Vortheilen kehrte er wieder zu den Beschäftigungen des Friedensdienstes und in den Glanz der Hauptstädte Prag und Wien zurück, wo er in den angesehensten Kreisen nur immer günstiger bemerkt wurde. Im Jahre 1808 geschah

ihm der Antrag, den Fürsten von Schwarzenberg, der als österreichischer Botschafter nach St. Petersburg ging, als erster Adjutant und Botschaftskavalier zu begleiten. Tettenborn sah hier eine neue Laufbahn eröffnet, für die er schon vielfach vorbereitet war, und die ihn mächtig anziehen mußte; er willigte ein, empfing noch vor der Reise den kaiserlichen Kammerherrnschlüssel, holte den Fürsten, der schon voraus war, in Wilna ein, und kam mit ihm gegen Ende des Jahres in St. Petersburg an. Der dortige Aufenthalt war durch die politischen Verhältnisse mit sehr schwierigen Rücksichten verknüpft, und forderte große Kunst des Benehmens; wenn dem Fürsten von Schwarzenberg unbestritten der Ruhm gebührt, bloß durch sein persönliches Verdienst alles bewirkt zu haben, was damals am russischen Hofe für Oesterreich noch zu erlangen war, so darf seine in derselben Hinsicht für Tettenborn vielfach ausgesprochene Zufriedenheit ein um so bewährteres Zeugniß auch für diesen sein. Als im Mai 1809 die Nachricht von dem Ausbruche des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich in St. Petersburg eingetroffen war, wurde Tettenborn von dem Fürsten mit besondern Aufträgen als Kourier zu dem Hauptheere gesandt, welches unter dem Erzherzog Karl inzwischen den glorreichen Sieg bei Aspern erkämpft hatte, und einer neuen Schlacht auf dem Marchfelde entgegensah. Diese erfolgte nach mehreren Wochen, die Schlacht von Deutsch-Wagram. Wir haben schon anderwärts erwähnt, daß Tettenborn für seine Tapferkeit und Auszeichnung in dieser Schlacht durch den Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, sein Name in dem amtlichen Bericht

rühmlichst genannt, und ihm die Deckung des Rückzuges, den die Oesterreicher in bester Ordnung gegen Znaym nahmen, übertragen wurde. Nach wenigen Tagen wurde bei diesem Orte schon wieder eine zweitägige Schlacht geliefert, welche aber durch den inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Auch in dieser Schlacht ärntete Tettenborn die ausgezeichnetsten Lobsprüche sowohl des Erzherzogs Karl als auch des Generals Grafen von Bellegarde, welcher den ersten Heertheil der Oesterreicher befehligte, zu dem das Regiment Klenau gehörte. Bei der Unterhandlung des Waffenstillstandes wurde Tettenborn von dem Erzherzoge, der großes Vertrauen in seine persönlichen Gaben setzte, mehrmals an den Fürsten von Neuchatel und an Napoleon selbst gesendet, wodurch der Abschluß auf vortheilhafte Bedingungen sehr gefördert wurde.

Nach dem Wiener Frieden ging der Fürst von Schwarzenberg als österreichischer Botschafter nach Paris, und Tettenborn begleitete denselben in gleicher Eigenschaft wie früher nach St. Petersburg. In neueren Zeiten ist wohl selten eine Botschaft von solchem Glanze, solch reicher Zurüstung und bedeutendem Ansehn, und zugleich von so ruhiger Würde und großartiger Einfachheit gesehen worden. Alle Deutschen fanden in dem Schwarzenbergischen Hause ihren sichern Anhalt, ihr vertrautestes Zusammensein, während zugleich das ausgesuchteste Prachtleben hier den Preis vor allen französischen und fremden Häusern behauptete. Mit welcher Weltkunde, Klugheit und Anmuth sich Tettenborn in diesen Verhältnissen bewegte, kann schon aus dem bisher Mitgetheilten ermessen werden; er war in dem

tiefsten Vertrauen des Fürsten, und wurde zu den innersten Geschäften zugezogen, außerdem aber lag ihm ein großer Theil der äußern Darstellung und des mannigfachen persönlichen Hervortretens ob, zu welchem diese großen Verhältnisse unaufhörlich Anlaß gaben. Mit Gewandtheit löste er die schwierige Aufgabe des fortgesetzten Umgangs mit den Franzosen; er hatte äußerlich das beste Vernehmen mit den Großen des Hofes, den anspruchsvollen Frauen und eitlen Günstlingen, ohne daß er jemals zu Schmeicheleien seine Zuflucht genommen, oder die deutschen Gesinnungen, die ihn beseelten, durch Verläugnung beleidigt hätte. Diesen Leuten durch trotzige Festigkeit Achtung und Scheu einzuflößen, war die einzige Art mit ihnen fertig zu werden. Sie versuchten einigemal, die schroffe Selbstständigkeit zu beugen, doch da dies nicht gelingen wollte, wie manche zu ihrem Schaden erfahren mußten, so beeiferten sie sich nun um so mehr, dieselbe anzuerkennen. Napoleon selbst, der gegen Tettenborn immer Abneigung empfand, und dies wenig verhehlte, ließ ihn am Ende gelten.

In diese Zeit fällt das durch seinen Ausgang unglücklich berühmte Fest des Fürsten von Schwarzenberg, wo mehrere der angesehensten Personen verbrannten, und viele durch die Flammen schwer beschädigt wurden. In der ersten Bestürzung konnte manchem der Anwesenden wohl der Gedanke von Verrath aufsteigen; ein französischer General, von solchem Argwohn ergriffen, wandte sich heftig an Tettenborn mit einer unziemlichen Frage; doch dieser, empört durch den Verdacht und erfüllt vom Drange des Augenblicks, faßte statt aller

Antwort den dreisten Frager an beiden Schultern, und schleuderte mit zürnender Kraft ihn rücklings zu Boden. Napoleon, Zeuge des Ursprungs und der Ausbreitung des Feuers, war von jedem Mißtrauen entfernt, und glaubte vielmehr die Anstrengung und Beeiferung, welche mehrere Mitglieder der Botschaft bei dieser Gelegenheit auch für seine und der Kaiserin Sicherheit bewiesen hatten, besonders belohnen zu müssen. So empfing denn auch Tettenborn den Orden der Ehrenlegion.

Napoleon's persönliche Stimmung aber wurde damit nicht günstiger. Im Gegentheil ging er öfters darauf aus, auch an Tettenborn, wie an so viele Andere, die ihm nicht gefielen, unangenehme und verwirrende Fragen zu richten, die ihm aber auch öfters unangenehm erwiedert wurden, und dies im Augenblicke meist ungestraft, weil Napoleon wohl schreckende Worte, aber nicht den Witz zurückspielende führte. Als er den Befehl gegeben hatte, daß an seinem Hofe auch die Militairpersonen, welche bisher in ihrer dienstmäßigen Uniform erschienen waren, nur in französischer Hofkleidung erscheinen durften, und dies auch die fremden Gesandtschaften traf, wollte Tettenborn, der von dem Regimente Klenau zu den Husaren von Radetzky versetzt worden war, mit der Uniform doch nicht zugleich den unersetzbaren Schnurrbart aufopfern, und erschien mit diesem in der neu vorgeschriebenen Hofkleidung; Napoleon ärgerte sich darüber, und redete ihn höhnisch mit den Worten an: „Ein Schnurrbart ist doch recht lächerlich bei diesem Rock!" worauf Tettenborn rasch und trotzig versetzte: „Vielmehr dieser Rock bei einem Schnurrbart!"

Eine Antwort, die doch nicht jedem und nicht jedesmal so folgenlos hingegangen sein möchte!

Tettenborn reiste einigemal bei wichtigen Anläſſen von Paris nach Wien. Niemals aber wurde diese Reise schneller ausgeführt, als da er die Nachricht von der Niederkunft der Kaiserin Marie Louise zu überbringen hatte, und die hundert und zwanzig Stunden von Paris nach Straßburg reitend zurücklegte, und dann zu Wagen in solcher Eile weiter, daß er die ganze Reise binnen vier Tagen und zehn Stunden vollendete. Man sprach allgemein von diesem Reiterstück, und gedachte dabei ähnlicher, die dem Herzoge von Alba und Karl dem Zwölften von Schweden nachgerühmt werden.

Doch die Zeit nahte schon, in welcher solchen Kräften und Anstrengungen das ernstere Kriegsfeld sich wieder eröffnen sollte. Längst schon erkannte man, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich sei, und Tettenborn konnte früher als Andre voraussehen, daß Oesterreich diesmal nicht als Feind gegen Napoleon auftreten werde. Er aber wollte nicht in den Fall kommen, mit den Franzosen zu dienen, sondern gegen sie fechten. Er fand sich demnach im Frühjahr 1812 bewogen, ungeachtet seiner glänzenden Stellung und seiner versprechenden Aussichten, seinen Abschied einzureichen, und begab sich, nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er unter Kameraden und Höheren mehr Billigung und Zustimmung fand, als sich öffentlich zeigen durfte, über Ungarn nach Rußland, wo er schon rühmlichst bekannt war, und mit offnen Armen empfangen wurde.

Tettenborn trat in das russische Heer als Oberstlieutenant ein, und wurde zu dem General Freiherrn von Wintzingerode gesandt, der mit ansehnlicher Truppenstärke die Straße von Twer zu decken hatte. Bei diesem General, als einem ebenfalls im österreichischen Dienste gewesenen Waffenfreunde, durfte er die günstigsten Verhältnisse erwarten, allein unglücklicherweise war derselbe kurz vorher in französische Gefangenschaft gerathen, aus der erst später die Kosaken ihn wieder befreiten, und der General Kutusoff, Neffe des Feldmarschalls, hatte den Befehl über jene Truppen übernommen. Dieser General galt allgemein als ein starker Widersacher aller Fremden im russischen Dienst, aber sonst als ein rechtschaffner, wohldenkender Mann und als ein ausgezeichneter tapfrer Krieger. Seine Abneigung gegen die Fremden schien anfangs auch gegen Tettenborn zu walten, nach einiger Zeit aber, als mehrere Gefechte vorgefallen waren, nahm er schon eine günstigere Gesinnung an, und wurde zuletzt, im Verfolge des Feldzugs, der theilnehmendste und thätigste Anerkenner eines Verdienstes, daß sich unter seinen Augen so trefflich bewährte, und dem er Gerechtigkeit zu versagen nicht fähig war.

Nach dem Abzuge der Franzosen von Moskau rückte Tettenborn mit dem Vortrabe der Kutusoff'schen Truppen zuerst wieder daselbst ein, wo unter rauchenden Trümmern alle Gräuel der Verwüstung und Auflösung fortdauerten, denen nicht ohne Kampf Einhalt zu thun war. Unmittelbar darauf erhielt er die Befehlführung eines abgesonderten Truppentheils, und den allgemeinen

Auftrag, dem Feind auf seinem Rückzuge allen möglichen Abbruch zu thun. Er that dies mit solchem Erfolg, lieferte so glückliche Gefechte, und nahm dem Feinde so viele Gefangene, daß ihm der Oberbefehlshaber, um diese Vortheile zu vergrößern, die unterhabenden Truppen ansehnlich mehrte. Hiedurch war Tettenborn in den Stand gesetzt, die wichtigsten Dienste zu leisten, da die Umstände jenes ewig denkwürdigen Rückzugs dem entschlossenen Anführer einer fliegenden Truppe solche Unternehmungen möglich machten, deren Schwierigkeiten, in gewöhnlichen Kriegsverhältnissen, für ganze Heeresabtheilungen unübersteigbar sein konnten. Wir sahen Tettenborn früher durch abgesetzne Reiter einen Wald angreifen und einnehmen; bei dem Bach Plisse lieferte er das Gegenstück dazu, indem er den Uebergang, den ein französisches Bataillon hartnäckig vertheidigte und dadurch das Vorrücken der Russen hemmte, an der Spitze einer Schwadron Husaren mit dem Säbel in der Faust erzwang, und das feindliche Fußvolk sämmtlich gefangen nahm. Tag für Tag griff er den Feind auf dem weiteren Rückzuge bis zur Beresina unermüdlich an, drängte dessen Flucht, und nahm ihm Kanonen, Pulverwagen, Gepäck, und besonders viele Gefangne. Er wurde sodann nach Lepel entsandt, um die dort aufgestellten baierischen Truppen zu überfallen, die er aber schon abgezogen fand. Zu Kobilnicki und in der Umgegend, machte er alle noch zurückgebliebenen feindlichen Truppentheile gefangen, und setzte darauf mit angestrengter Eile seinen Marsch nach Wilna fort, wo er spät am Abend mit ermüdeten Reitern an-

langte, aber dennoch sogleich die Vorstadt wegnahm, und daselbst über 3000 Franzosen gefangen nahm.

Wilna war der Hauptort für die Franzosen geworden, wohin die ganze Rückzugsmasse des Heeres sich drängte, und daselbst, in Hoffnung vorhandener Hülfstruppen und großer Vertheidigungsanstalten, das ersehnte Ziel zu finden wähnte, wo dem schrecklichen, durch Kälte, Hunger und Schwert rastlos andringenden Verderben endlich Einhalt geschehen würde. Doch diese Hoffnung war eitel; auch hier war keine Rettung bereitet, und an dauernden Widerstand gegen die verfolgenden Russen nicht zu denken; der Rückzug mußte, unter fast ebenso verzweiflungsvollen Umständen wie bisher, immer fortgesetzt werden, und kaum, daß die Weichsel noch eine Schutzwehr scheinen konnte. Aber wenn auch auf keine Weise Wilna gegen russisches Fußvolk lange haltbar war, so fanden sich doch für den Augenblick so zahlreiche französische Truppen, wenn gleich in Unordnung, dort zusammen, so große Hülfsmittel und Vorräthe dort angehäuft, daß der Feind, bis das russische Fußvolk herankam, leicht Zeit gewinnen konnte, sich in bessern Stand zu setzen, die nicht zu rettenden Vorräthe zu zerstören, und besonders die Truppenmenge, jetzt fast nur aufgelöste Haufen, aber doch immer herstellbar in geordnete Kriegerschaaren, an die Weichsel zurückzuschaffen. Daher war es für den ganzen Feldzug von äußerster Wichtigkeit, hier dem Feinde keinen Augenblick zur Besinnung zu lassen. Tettenborn, nur die Nachtheile des Verzuges im Auge habend, ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken, sondern trotz des fast allgemeinen Zweifelns und Abrathens beschloß er ungesäumten Angriff, und

noch vor Anbruch des Tages stürmte eine Kompagnie Fußjäger, die er auf Schlitten hatte nachkommen lassen, die nächsten Thorposten, nach deren Bewältigung er von zweien Seiten mit 3 Kosakenregimentern und 4 Schwadronen Isum'scher Husaren in die Hauptstraßen eindrang, wo einige noch zusammenhaltende französische Bataillone anfangs ihm herzhaft entgegenrückten, bald aber, umgangen und von allen Seiten angegriffen, theils das Gewehr streckten, theils im Fliehen niedergemacht wurden. Der Angriff hatte den Feind dergestalt überrascht, daß die Gegenwehr ohne Plan und Umsicht nur nach Zufall geschah, und die ganze Stadt binnen kurzer Zeit in den Händen der Russen war. Zum Theil hatten die Juden, welche überall in Polen gegen die Franzosen heftig entbrannt waren, diese während des Gefechts im Rücken angegriffen und entwaffnet, so daß sie ganze Schaaren als ihre Gefangne ablieferten.

Der Verlust, den die Franzosen durch diesen unerwarteten Schlag erlitten, war ungeheuer. Sie verloren in Wilna 48 Kanonen, 7 Fahnen, 6000 Gefangne, ungerechnet 24,000 Kranke, die in den Spitälern lagen, ferner außerordentliche Vorräthe von Kriegsbedürfnissen aller Art. Der letzte Anhalt des zerrütteten Heeres auf dieser Seite war verloren. „Von diesem Zeitpunkte hauptsächlich, sagt Napoleon in seinen dem General Montholon diktirten Bemerkungen, begannen die großen Verluste dieses Feldzuges, und nichts konnte unvorhergesehener sein, als dieses Ereigniß von Wilna."

Tettenborn übergab die Stadt dem General Tschaplitz, der mit dem Vortrabe des Admirals Tschitschakoff herangeeilt war, und rückte gleich am folgenden Tage

gegen den Niemen vor, um die Verbindung des Marschalls Macdonald, der noch bei Mitau stand, mit dem Könige Murat, der in Königsberg die zerstreueten Truppen sammelte, zu unterbrechen. In dieser Gegend stieß Tettenborn auf preußische Truppen, mit welchen es aber, da man sich gegenseitig gute Gesinnung zutraute, zu keinem ernstlichen Gefechte kam; nach einigen Scharmützeln erhielten sie Befehl, sich über den Niemen zurückzuziehen, und Tettenborn ging ungehindert nach Tilsit vor, wo die Einwohner ihn mit begeistertem Jubel empfingen. Nach einigen weiteren leichten Gefechten zwischen Tilsit und Ragnit hob der inzwischen von dem General von York mit den russischen Befehlshabern eingegangne Waffenstillstand auch diesen Anschein von Feindseligkeit zwischen den Russen und Preußen auf, diese letztern trennten sich von den Franzosen, und Tettenborn konnte nun den Marschall Macdonald, der seinen Rückzug über Königsberg ohne Aufenthalt fortsetzte, mit größtem Nachdruck verfolgen.

In Königsberg aber wurde Tettenborn durch eine Rose am Fuß, die als Folge der überstandenen Beschwerden und der strengen Kälte dieses außerordentlichen Winterfeldzugs ihn befallen hatte, mehrere Tage im Bette gehalten. Zugleich waren auch wegen Weiterverfolgung der Franzosen allerlei Bedenken eingetreten. Schon am Niemen hatten die Russen Halt machen wollen, dann sollte die Weichsel das unüberschreitbare Ziel sein, indem die Besorgniß waltete, man möchte die Stärke und Ueberlegenheit, die sich gegen den eingedrungenen Feind gezeigt hatte, mit jeder zunehmenden Entfernung von den russischen Gränzen wieder einbüßen.

Allerdings waren die Truppen, welche unmittelbar hinter dem Feinde her waren, ihn drängten und jagten, nur gering an Zahl, und auch die übrigen, in weiten Abständen nachfolgenden, hatten durch Gefechte, Märsche, Entsendungen vielfache Schwächung erlitten. Die Franzosen hingegen waren nun ihren unermeßlichen Hülfsquellen wieder näher, geboten über ganz Deutschland, und der Besitz aller festen Plätze von der Weichsel bis zum Rhein gewährte ihnen überall Sicherheit, ihre geretteten Heerestrümmer zu sammeln und mit neuen Zuschüssen aus dem Innern Frankreichs und seiner Bundesländer zu verstärken. Alle diese Betrachtungen jedoch konnten gegen die Macht der Thatsachen nicht bestehen; das Verderben des Feindes offenbarte sich mit jedem Augenblicke vollständiger und verzweifelter, Furcht und Schrecken gaben willig auf, was die Waffen vielleicht nur schwer errungen hätten, an Widerstand im offnen Felde war nicht zu denken, die Flucht ging unaufhaltsam fort, die Verfolgung stürzte fast gezwungen in den leeren Raum. Unter solchen Umständen, zu welchen sich die lautwerdende Stimme des deutschen Volksgeistes und die guten Aussichten diplomatischer Thätigkeit gesellten, empfingen die russischen Truppen neuen Befehl vorzugehen, und den Ereignissen blieb überlassen, wie und wo sie ihr Ziel finden möchten.

In Folge dieser veränderten Ansicht erhielt nun Tettenborn, der inzwischen Oberst geworden war, von dem General Grafen von Wittgenstein den Befehl, mit den ihm anvertrauten Truppen über die Weichsel zu gehen, und so weit vorzudringen, als es die Umstände zuließen. Tettenborn empfand hierüber so große Freude,

und fühlte sich so glücklich, der erste zu sein, der seinen deutschen Landsleuten als Verkündiger der Befreiung von der Franzosenherrschaft erscheinen sollte, daß er ungeachtet seines Fußübels unverzüglich von Königsberg aufbrach, und seinen Marsch über Konitz und Soldin bis zur Oder fortsetzte. Noch hielten zwar ansehnliche französische Truppenschaaren sich auf dem rechten Ufer der Oder, die Festungen waren alle stark besetzt, und die Hauptstärke der Russen noch weit zurück; allein Tettenborn beschloß dennoch, auf das linke Ufer der Oder vorzurücken, um dem Feinde hier keine Zeit zu neuen Maßregeln zu lassen und die bereits angeordneten zu hintertreiben.

In Wriezen, wo der Uebergang geschah, traf der Oberstlieutenant Konstantin von Benkendorf, welcher den Vortrab Tettenborn's befehligte, ein westphälisches Bataillon, nahm dasselbe nach geringem Widerstande gefangen, und Tettenborn empfing gerade bei'm Uebergehen über den Fluß als gutes Vorzeichen zwei eroberte Fahnen. Er rückte nun rasch gegen Berlin vor, welches der Marschall Augereau noch mit 10,000 Franzosen und zahlreichem Geschütz besetzt hielt. Dieser sandte den General Poinsot mit etwa 2000 Mann bis Werneuchen, drei Meilen von Berlin, den Russen entgegen, um sie von der schon durch mancherlei Gährung bewegten Hauptstadt noch abzuhalten. Die Franzosen hatten keine Reiterei, die Russen kein Fußvolk, und so mußten beide Theile mit großen Schwierigkeiten kämpfen, indem jene das freie Feld nicht behaupten, diese hingegen den Angriff der Ortschaften und festen Stellungen nicht unternehmen konnten. Tettenborn wollte jedoch nicht vergeblich

so weit vorgedrungen sein; noch jenseits der Oder, doch schon in der Nähe, streifte mit einer fliegenden Schaar der General Tschernyscheff, diesen forderte Tettenborn auf, sich mit ihm zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung zu vereinigen, und fand bereitwilliges Gehör. Tschernyscheff ging mit seinen Kosaken und Husaren über die Oder, vereinigte sich mit Tettenborn bei Landsberg, indem dieser den General Poinsot bei Werneuchen durch einige zurückgelassene Posten über seinen Abmarsch noch einige Zeit getäuscht erhielt, und beide Anführer rückten nun vor Berlin.

Die beabsichtigte Ueberrumpelung dieser Stadt wurde jedoch durch ungünstige Umstände verzögert, und dann brachte der Zufall sie nur theilweise zur Ausführung. Die Russen waren nicht lange in Pankow angekommen, als eine starke französische Rekognoszirung vorrückte, welche zurückzutreiben Tettenborn sogleich einige Kosakenregimenter vorführte. Der Feind gerieth in Unordnung, und suchte schnell das Thor von Berlin wieder zu erreichen; Tettenborn aber drang in rascher Verfolgung dahin nach, überwältigte die Thorwache, und sprengte mit seinen Reitern rasch in die Stadt, die alsbald nach allen Richtungen von Kosaken umschwärmt und unerwartet der Schauplatz kriegerischer Auftritte war. Tettenborn selbst rückte bis auf den Alexanderplatz, wo sich einiges französische Fußvolk wieder gesammelt hatte, und einen geordneten Widerstand lebhaft unterhielt. Inzwischen hatten die Kosaken schon im ersten Augenblick gegen 500 Gefangene und viele Beutepferde fortgeführt, jagten zum Schrecken der überraschten Franzosen und zum Jubel der Einwohner durch die Straßen sogar

der Friedrichsstadt, und obgleich die Franzosen in Berlin noch gegen 8000 Mann stark waren, einzelne Truppenabtheilungen schon vorher unter dem Gewehr, und auf mehreren Plätzen und Brücken Kanonen aufgepflanzt standen, so war doch die Bestürzung des Feindes so groß, daß diese Anstalten nutzlos blieben; ganze Salven aus dem Kleingewehr gingen in die Luft und wenn das Geschütz losgebrannt wurde, war gewiß kein Kosak mehr in der Richtung desselben. Die Unruhe des Volks brach auf mehreren Punkten unverhohlen aus, und konnte jeden Augenblick den Franzosen verderblich werden; jedoch fehlte ein entschlossener Anführer, der die Gesinnung zur That gemacht hätte. Weil nun den eingedrungenen Kosaken von den russischen Truppen, die vor der Stadt geblieben waren, keine Unterstützung kam, so gewann der Marschall Augerau die nöthige Zeit, seine Truppen in der Wilhelmsstraße zusammenzuziehen, und rückte mit zahlreichem Fußvolk und Geschütz heran, wodurch Tettenborn, nachdem er drei Stunden sich in der Stadt behauptet hatte, endlich zum Weichen gezwungen wurde. Er zog fast ohne Verlust wieder auf das freie Feld, wohin der Feind, ungeachtet seiner Uebermacht, nicht zu folgen wagte.

Der kühne Handstreich war in der Hauptsache zwar nicht gelungen, machte aber für die russischen Waffen den vortheilhaftesten Eindruck, und zeigte, welchen Erfolg man hätte hoffen dürfen, wenn von allen Seiten mit gleicher Entschlossenheit, wie von der einen, wäre eingewirkt worden. Allgemein galt das Unternehmen für einen der glänzendsten Reiterzüge, wie denn auch der Kaiser Alexander zum Zeichen seiner Zufriedenheit

den St. Wladimirorden zweiter Klasse mit schmeichelhaften Ausdrücken an Tettenborn senden ließ. Der ganze Ueberfall kostete wenige Kosaken, die einzeln in den Straßen verirrt, sich zuletzt abgeschnitten fanden; ein tapferer und liebenswürdiger Offizier, Wilhelm von Blomberg, der auch schöne dichterische Gaben hatte, war gleich im ersten Anreiten durch eine Kugel getödtet worden. Die Franzosen verschwiegen ihren Verlust, allein die Gefangenen konnte man in Pankow angehäuft sehen, wohin die Berliner, trotz der französischen Wachsamkeit, in den nächsten Tagen schaarenweise strömten.

Nachdem der Marschall Augereau den General Poinsot von Werneuchen wieder an sich gezogen hatte, hielt er Berlin und das linke Ufer der Spree noch mehrere Tage besetzt, um die Trümmer aufzunehmen, welche der Vicekönig Eugen von der Oder zurückbrachte, wodurch die französische Macht in und um Berlin auf 16,000 Mann stieg. So verstärkt und wieder mit einiger Reiterei versehen, wagten die Franzosen nun öftere Ausfälle, und vor den Thoren fielen täglich blutige Gefechte vor, in welchen die letzten Ueberbleibsel französischer Gardereiterei von den Kosaken übel zugerichtet wurden. Dieser Zustand dauerte fort, bis das russische Fußvolk über die Oder gegangen war und gegen Berlin heranrückte, auf welche Nachricht die Franzosen theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg abzogen. Tettenborn rückte an der Spitze seiner Truppen in die Stadt, wo die Einwohner ihn mit größten Freudenbezeigungen empfingen; die Kosaken warfen sich sogleich auf den abziehenden Feind, dessen letzte Züge sie noch innerhalb der Stadt erreichten, und blieben in beständiger

Verfolgung hart auf seinen Fersen. Der General Graf von Wittgenstein langte mit russischem Fußvolk an, und traf die kräftigsten Anstalten zur weitern Kriegsführung.

In Berlin mußte Tettenborn abermals das Bette hüten, weil die Rose bei der schonungslosen Anstrengung wieder schlimmer geworden war. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit rastlosem Eifer neuen Unternehmungen nachzuhängen. Schon früh hatte sich das Augenmerk der Russen auf Hamburg gelenkt; außer den militairischen Gründen, die einen Zug dorthin anriethen, waren auch politische Absichten vorhanden, unter welchen die nahe Einwirkung auf Dänemark, die Eröffnung der unmittelbaren Verbindung mit England, und selbst der Eindruck, welchen die Befreiung der wichtigen Handelsstadt in St. Petersburg machen mußte, sehr in Betracht kamen. Die unzufriedene Stimmung der Hamburger war bekannt, so wie auch der schwache Zustand der französischen Macht in jenen Gegenden, wo man einen äußeren Angriff noch gar nicht erwartete. Jedoch würde dieser Zug nach Hamburg, so zweckmäßig und günstig er auch erschien, wohl nicht zur Ausführung gekommen sein, wäre nicht in Tettenborn zugleich der tüchtigste und bereitwilligste Führer vor Augen gewesen, der kein Bedenken trug, sich mit einer kleinen Schaar auf vierzig Meilen weit von der Hauptstärke zu entfernen, und sich in eine Verwicklung von Ereignissen einzulassen, deren Wendung niemand absehen konnte. Er legte seine Entwürfe vor, erörterte die Aufgaben, die sich darbieten konnten, zeigte die Maßregeln, die er auszuführen dachte, und alles wurde gutgeheißen und angenommen. Er empfing die nöthigen Befehle und Vorschriften, und an

der Spitze von 4 Kosakenregimentern, 2 Schwadronen Isum'scher Husaren, 2 Schwadronen Kasan'scher Dragoner, und 2 Stücken leichtes Geschütz, verließ er am 12. März Berlin, und rückte rasch gegen Mecklenburg vor. Ein schreckender Ruf, der die Zahl der Truppen ungeheuer vergrößerte, ging vor ihm her und erhöhte ebenso den Muth der Freunde, als er den des Feindes niederschlug.

Wir gehen jetzt zu der näheren Betrachtung derjenigen Ereignisse über, welche diesen Zug und seine Folgen darstellen, und bemerken nur noch, daß die Erzählung, sowohl der hamburgischen Sache als auch der ferneren Kriegszüge Tettenborn's nicht erst neuerlich aufgesetzt, sondern größtentheils noch im Laufe der Begebenheiten selbst niedergeschrieben, und schon in den Jahren 1813 und 1814 gedruckt worden ist. Im Wesentlichen diese frühere Auffassung beizubehalten, schien um so nöthiger, als eine vollständige Ueberarbeitung schwerlich Statt finden könnte, ohne zugleich die Ursprünglichkeit zu gefährden, welche vielleicht den ganzen Werth unserer Darstellung ausmacht.

Hamburg.

Frühjahr 1813.

Die Geschichte der Tage, in welche wir jetzt eintreten, schien anfangs in dem Aufstehen anderer Städte und Länder Deutschlands, wozu damals Hoffnung und Aussicht war, sich wiederholen zu müssen, und Hamburg keinen Anspruch zu haben, in der allgemeinen Erhebung mehr zu bedeuten, als ihm nach Verhältniß der Lage und Kräfte zukam. Nachdem aber das Beispiel dieser Stadt ohne Nachahmung geblieben, und ihr allein das Loos geworden, für ihre kühne Entschlossenheit die schweren Geschicke zu erdulden, welche wie ein großes Trauerspiel die Theilnahme der Zeitgenossen heftig aufregten, so steht auch ihre Geschichte während dieser Zeit als ein eignes, abgeschlossenes Ganzes da, und gewinnt einen höheren von den allgemeinen Ereignissen fast unabhängigen Werth.

Der Verfasser konnte nicht ohne die tiefste Bewegung des Geistes und Herzens diese Entwicklungen betrachten, die unter seinen Augen vorgingen, und ihm die wesentlichen Momente aller Volkserschütterungen vor-

führten; er faßte früh den Gedanken, sich einen Antheil an diesen Vorgängen, da zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigstens durch Ueberliefe=rung und Ausbreitung zu erwerben. Von diesem Vor=satz konnte der Schmerz über den unerwarteten Ausgang ihn eine kurze Zeit ablenken, die obige Betrachtung aber, wie viel wichtiger um diese Ereignisse geworden, und die verworrnen und falschen Ansichten, welche sich verbreite=ten, mußten ihn darauf zurückführen.

Denn das Urtheil der Menge wie der hervorragen=den Einzelnen schwankte in entgegengesetzten Irrthümern, und die Unwissenheit entstellte wie die Lüge mit ver=läumderischen Zügen das edle Bild dieser vaterländischen Thatsachen. Auch konnte nicht so leicht die Wahrheit inmitten so vieler Leidenschaften und Meinungen durch=brechen, denen insgesammt das Licht der klaren Einsicht fehlen mußte. Denn alles, was den Staat betrifft, ver=weilt bei uns Deutschen größtentheils in der Heimlichkeit stiller Verhandlungen, und ihrem Wesen nach können die Gründe und Triebfedern dessen, was sichtbar wird, nur wenigen Eingeweihten bekannt sein; die Vorgänge in und bei Hamburg machten hievon keine Ausnahme, sie erfuhren überdies einen Zusammenfluß der ungewöhn=lichsten Verwicklungen, wie in so kurzer Frist und so engem Raume sich selten vereinigt finden. Der Ver=fasser aber war so glücklich, einen Standpunkt zu haben, der ihm in das Innere und Aeußere einen gleich freien Blick gewährte, und die Erforschung des Einzelnen wie die Uebersicht des Ganzen erleichterte; und wenn er auch die wärmste Theilnahme bekannte, so durfte er sich doch von allen Vorurtheilen frei fühlen, welche grade hier den

Sinn so vielfältig befangen hielten. Wer selbst eingeweiht ist in den ganzen Zusammenhang, wird leicht erkennen, wiefern der Verfasser es ist; wer aber bloß Augenzeuge der Erscheinungen war, der möge von der Wahrheit ihrer Darstellung einen günstigen Schluß auf die Wahrheit der andern Angaben machen, welche der Prüfung minder offen stehen.

Die Spannung, in welcher der Anfang des Jahres 1813 die Gemüther durch das ganze nördliche Deutschland fand, hatte in rascher Stufenfolge sich auf's höchste gesteigert, aus der dumpfen Erwartung mußten heftige Bewegungen hervorbrechen. Der Haß gegen die französische Herrschaft war durch alle ersinnliche Maßregeln der Strenge, der Beschränkung, der Argliſt und Verführung, mehr genährt als zurückgedrängt worden, und zeigte sich offner und unruhiger, je näher die jammervollen Reste des in Rußland untergegangnen Heeres den Anblick einer Niederlage brachten, für welche weder Erfahrung noch Einbildungskraft einen Maßstab hatten; die Berichtigung, anstatt, wie sonst, auf geringere Angaben zurückzuführen, fand nur immer zu steigern und hinzuzuthun: ein weit größeres Verderben hatte Napoleon seinem eignen Heere gebracht, als jemals einem fremden. Jetzt fühlte jederman, daß auch für Deutschland der Augenblick der Freiheit gekommen sei; nur wie er zu ergreifen wäre, lag noch in dunkler Ungewißheit. Besonders hatten diejenigen Landschaften, welche in französische oder westphälische Departemens verwandelt waren, den größten Anreiz, ihre Bande abzuwerfen, doch, ihrer

Fürsten beraubt, ohne Zusammenhang und Vertrauen, fühlten sie zu sehr ihre Vereinzelung und Schwäche, um selbstständig die Waffen zu ergreifen. Desto sehnsüchtiger blickten sie auf die Annäherung der siegreichen Russen.

Gleichwohl eilte der ungeduldige Eifer der Unterdrückten diesem Zeitpunkt auch zuvor. Im französischen Gebiete selbst, in einer Stadt, welcher die russische Hülfe damals noch sehr entfernt war, in Hamburg, wo die französische Herrschaft recht im Gegensatze mit dem vorigen Freiheitsglück die unerträglichste Qual und Lebenshemmung geworden war, brach am 24. Februar, bei einem unbedeutenden Anlaß am Altona'er Thor, der langverhaltene Grimm furchtbar aus. Eine große Menschenmasse, die sich wegen aufreizender, von den französischen Douaniers mit barscher Strenge ausgeführter Durchsuchungen angehäuft hatte, drang endlich im Gefühl ihrer Kraft, auf diese verhaßten Diener der fremden Gewalt kühn und entschlossen ein, überwältigte und entwaffnete sie, zertrümmerte das Wachthaus, und riß eine lange Reihe starker Pallisaden, welche zur Absperrung dienten, in einem Augenblicke nieder. Der siegesfrohe Haufen tobte sodann wüthend durch die Straßen der Stadt, rief den Frenzosen Tod und Verderben, suchte die französischen Beamten auf, die schon größtentheils geflohen oder versteckt waren, stürmte deren Wohnungen, zerschlug besonders die Zeichen der Kaiserschaft, und rief Schmähungen und Flüche gegen Napoleon und seine Helfer aus. Weil jedoch in der bewegten Menge weder Einheit und Plan war, noch ein Anführer auftrat, der ihr beides hätte geben können, so verlor sich der Tumult nach und nach in dem Dunkel der Nacht.

Gleich am folgenden Tage gingen Gewerb und Handel, als wäre nichts vorgefallen, in gewohnter Ordnung ruhig wieder ihren Gang. Einige dänische Husaren, die auf dringendes Ansuchen der vom ersten Schrecken aufathmenden Franzosen in die Stadt gerückt waren, wirkten zur Beruhigung mit, indem sie den Behörden zum Schutz dienten, ohne sich dem Volke feindlich zu bezeigen. Dieses erkannte auch sogleich ihre Gesinnung, benahm sich friedlich gegen sie, und zeigte ausdrücklich, daß es sie von der Sache der Franzosen trenne. Die letztern durften sich nicht allzu dreist hervorwagen, oder liefen Gefahr, beleidigt und angefallen zu werden. Daß auch im untersten Volke bei dieser Feindseligkeit noch ein anderer Trieb walte, als rohe Widersetzlichkeit und Plünderungslust, mußten selbst die französischen Beamten zugestehn, und dies verdroß und beschämte sie am meisten, ein allgemeiner Haß machte sich Luft, dies war nicht zu verhehlen noch zu beschönigen. Keine Verletzung des Eigenthums, keine Mißhandlung, keine Ausschweifung hatte der Pöbel begangen, die nicht lediglich gegen die Franzosenherrschaft gerichtet gewesen wäre, ja beim Plündern einiger Kassen hatten Leute von zerlumptem Ansehn die vollen Beutel jubelnd auf die Straße unter die Menge ausgeworfen, und das Geld wurde in den folgenden Tagen größtentheils wieder eingeliefert.

Im Vortheil bestehender Einrichtung und geordneter Wirksamkeit, wußten sich die Franzosen mit kluger Vorsicht doch noch im Besitze der Macht zu erhalten, und bald wieder die Oberhand zu nehmen. Sie zogen die angesehensten Bürger zu Rath, übertrugen diesen manche Maßregeln und Anstalten, und vertrauten theil-

weise der Bürgerschaft sogar die Waffen wieder, die man ihr früher mit sorgsamer Strenge abgenommen hatte. Die Bürger fügten sich zwar ungern in soldatische Ordnung, zumal sie wohl fühlten, daß ihre Bewaffnung weniger ihre eigne Sicherheit, als die der französischen Gewalt bezwecke, doch nahmen sie die aufgedrungenen Waffen meist in der Hoffnung an, sie bald auch nach eignem Sinne und wider den nicht zweifelhaften wahren Feind zu gebrauchen. Einstweilen aber mußten sie dessen Macht und Ansehn verstärken helfen; dies geschah in solchem Maße, und Mißtrauen und Zweifel hatten so zugenommen, daß die Franzosen sogar wagen durften, eine Anzahl von Schlachtopfern, welche als Rädelsführer des Aufruhrs gelten mußten, aus der untersten Volksklasse herauszugreifen, und nach kurzem Verfahren sogleich erschießen zu lassen. Hiedurch aber wurde das Volk aus der Betäubung, in die es verfallen war, wieder aufgeschreckt, und einen Tag später hätte keine Hinrichtung wiederholt werden können. Eine furchtbare Gährung brauf'te nun immerfort, bald lauter, bald dumpfer; die Lage der Franzosen wurde täglich bedrängter und angstvoller, sie fühlten, daß sie weder auf die dänischen Hülfstruppen, noch auf die hamburgische Bürgerbewaffnung sonderlich rechnen durften; französische Truppen waren nirgends in der Nähe, und aus der Ferne nicht zu hoffen. Ueberzeugt, dem Kaiser diesen wichtigen Platz nicht erhalten zu können, und doch wieder voll Furcht, ihn zu früh aufzugeben, schwankten sie in wechselnden Eindrücken des Schreckens, des Grimms, der Hoffnung und des Zagens, und durften zuletzt nicht einmal Fortsendungen wagen, die dem Volke das Bild

eines nahen Abzugs zu sehr vergegenwärtigt hätten. Die Lösung dieses gespannten Zustandes rückte indeß von außen mit beschleunigten Schritten jeden Tag näher.

Schon am 14. Mai war Tettenborn an der Spitze einer vorausgeeilten Kosakenschaar in Ludwigslust eingetroffen, und hatte durch sein kluges, rücksichtsvolles, aber auch entschlossenes Betragen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin sogleich bestimmt, das französische Bundesverhältniß augenblicklich aufzugeben und sich für die Russen und Preußen zu erklären. Dies erste Beispiel eines deutschen Fürsten, der die aufgedrungene Fremdherrschaft abzuwerfen wagte, und für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes sich jeder Gefahr unterzog, zeigte dem ganzen nördlichen Deutschland, was zu thun sei, und wirkte besonders auch in Hamburg auf die Gemüther, welche den Tag nicht fern sahen, der auch ihre Entscheidung fordern würde.

Nach diesem erlangten Gewinne zog Tettenborn sogleich weiter, und war mit seinem Vortrab am 15. März eben in Lauenburg eingerückt, als ihn dort eine Meldung traf, welche für den Augenblick die ganze Bewegung stocken machte, ja sogar zweifeln ließ, ob nicht der ganze Zug auf Hamburg schon als gescheitert anzusehen sei.

Während nämlich Tettenborn durch Mecklenburg gegen Hamburg vordrang, war gleichzeitig der französische General Morand auf dem Marsche durch dieses Land gegen die Elbe hin, und beide Marschlinien mußten hier zusammentreffen. Morand kam mit 2500 Mann Fußvolk, einiger aus Douaniers bestehender Reiterei nebst 16 Stücken Geschütz, aus Schwedisch-Pommern, welches

er auf erhaltenen Befehl geräumt hatte, und seine Stärke war hinreichend, den Marsch der Russen völlig aufzuhalten. In Mölln angekommen, und durch den Anblick einiger hier nicht vermutheten Kosaken stutzig geworden, ließ er seine Truppen plötzlich Halt machen. Ihn im Rücken stehen zu lassen, durfte Tettenborn nicht wagen, ihn anzugreifen war der einzige Rath, doch die Ausführung jedenfalls mißlich, da nur Reiterei ihm zu Gebote stand. Morand indeß wartete dies nicht ab, sondern wandte sich, in der Ungewißheit über die Stärke und Absicht der Russen, noch während der Nacht mit allen seinen Truppen nach Bergedorf, wo sich die französischen Beamten aus Hamburg mit den Douaniers und sonstigem Anhang, welche in der gährenden Stadt den Eingebungen der Furcht nicht länger widerstanden hatten, mit ihm vereinigten. Die Franzosen standen demnach zwischen die Russen und Hamburg vortheilhaft eingeschoben. Ihnen aber wollten die Vortheile ihrer Stellung keineswegs einleuchten. Morand glaubte sich stark genug, die von jenen schon ganz aufgegebene Stadt noch als guten Zufluchtsort behaupten zu können, und wollte dorthin marschiren; allein die Dänen, besorgt, daß Holstein nicht der Schauplatz der Feindseligkeiten würde, hatten bereits mit 300 Mann und vielem Geschütz ihre Gränzen besetzt, und weigerten den Durchzug durch ihr Gebiet, über welches die Hauptstraße führte; die Nebenstraße hingegen durch die hamburgischen Niederungen des Billwärders schien den Franzosen unrathsam.

Unter diesen Umständen mußte Morand sich wenigstens in Bergedorf und den Vierlanden behaupten, und

da er inzwischen auch erkundet, daß die Russen nur Reiterei hätten, so sandte er am nächsten Morgen 500 Mann mit 8 Kanonen nach Escheburg, den von Lauenburg heranrückenden Russen entgegen. Tettenborn ließ durch den Oberstlieutenant Konstantin von Benkendorf sogleich den Feind angreifen und den ganzen Tag bis zur Nacht unaufhörlich beunruhigen. Die Gegend war den Russen sehr unvortheilhaft; von Escheburg bis Bergedorf ist ein einziger Engweg, den der Feind besetzt hielt, und dessen linke Seite nach dem Elbufer, des niedrigen und zerschnittenen Bodens wegen, für Reiterei unzugänglich, die rechte Seite aber nur in weitem Bogen zu umgehen war. Der Eifer und die Gewandtheit der Kosaken ersetzte bald den Nachtheil dieser Umstände. Tettenborn ließ eine Anzahl absitzen und zu Fuß mit Feinde plänkeln, sie schlichen durch das Gebüsch ganz nah zu den feindlichen Kanonen, deren Kartätschenschüsse sie geschickt vermieden, und dann mit Hurrahgeschrei verhöhnten, sie selbst aber nahmen die französischen Kanoniere zum Ziel und tödteten deren viele.

Während diese Kosaken den Feind in der Fronte beschäftigten, sandte Tettenborn eine andere Abtheilung auf Umwegen nach Bergedorf, wo Morand seine Haupttruppe beisammen hielt; die Feldwachen, keines Angriffs gewärtig, wurden überfallen, und flohen in Unordnung bis in die Stadt, wo sie alles mit Schrecken und Bestürzung erfüllten; die Franzosen mußten ihre nach Escheburg vorgerückte Mannschaft vernichtet glauben. Als nun gar noch Kosakenzüge sich in der rechten Flanke zeigten, welche den Weg nach der Elbe hin zu sperren drohten, meinte Morand dies nicht abwarten

zu dürfen; er hatte schon in der Nacht sein Gepäck beim Zollenspieker über die Elbe geschickt, am 17. März ganz in der Frühe brach er selbst mit allen Truppen in derselben Richtung auf, um sich auf das linke Elbufer zurückzuziehen. Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und drängte ihn dergestalt, daß eine Viertelstunde von Zollenspieker die Franzosen Halt machen mußten, und auf einem querlaufenden Deich eine Batterie von 6 Kanonen aufpflanzten, welche den einzigen Deich, auf welchem die Russen nachrücken konnten, durch lebhaftes Feuer bestrichen. Aber auch hier saßen viele Kosaken ab, nahmen die Büchse zur Hand, und unterhielten das Gefecht, bis Tettenborn seine beiden Kanonen auf dem Deiche trotz des feindlichen Feuers vorfahren ließ, von denen jedoch nur die eine zum Feuern kam, denn der Feind, nun gar Geschütz bei den Russen wahrnehmend, verlor die Lust weitern Widerstandes, suchte eiligst die Boote zu erreichen, die zur Ueberfahrt bereit standen, verlor aber durch die nun um so hitziger ansprengenden Kosaken noch viele Leute, und mußte ihnen auch die 6 Kanonen überlassen, welche schon eingeschifft waren, doch nicht mehr abfahren konnten.

Der Weg nach Hamburg war nun frei, und auf dem rechten Elbufer kein Franzose mehr. Die Einwohner dieser Stadt und der umliegenden Gegend hatten die zwei Tage fortdauernden Kampfes in freudig-banger Erwartung und ungeduldiger Hoffnung zugebracht. Einzelne Reiter aus der Stadt hatten schon in der Gegend von Escheburg sich bei den Russen eingefunden, waren Zeugen der glücklichen Gefechte gewesen, und hatten zurückkehrend durch ihre Erzählungen

die ganze Bevölkerung zu den Ausbrüchen der leidenschaftlichsten Freude aufgeregt, welche durch die kurze Anwesenheit einer schon am 17. in die Stadt gedrungenen Streifparthei Kosaken noch stärker entflammt wurde. Der Maire und seine Beistände aus der Bürgerschaft sandten nun dem russischen Befehlshaber Abgeordnete entgegen, ihn zur Besetzung der Stadt einzuladen und ihm deren Wohl zu empfehlen. Tettenborn empfing diese Abgeordneten Nachmittags in Bergedorf, als er eben nach Beendigung des Gefechts gegen Morand dahin vorgerückt war. Sie legten dringend ihre und ihrer Mitbürger Wünsche vor, durch ihn das Joch der französischen Herrschaft von ihnen genommen zu sehn. Hier war es, wo Tettenborn durch Einsicht und Karakter den für Hamburgs Freiheit und Selbstständigkeit entscheidendsten Ansprüchen die Bahn eröffnete, und für die deutsche Sache überhaupt das nachahmenswürdigste Beispiel hervorrief, indem er den Abgeordneten erklärte, die Russen könnten allerdings das Begehrte thun, sie könnten es aber auch unterlassen, und Hamburg als eine dem Feinde abgenommene Stadt behandeln; das Letztere sei vielleicht für die russischen Waffen vortheilhafter, allein dergleichen Erwägungen dürften hier nicht gelten, die russische Sache sei mit der deutschen verschwistert, und diese fordre, daß die Hamburger selbst ihre Freiheit herstellten; sie möchten daher unverzüglich die französischen Behörden abschaffen, ihre ehemaligen eignen wieder einsetzen; er werde die Stadt nicht eher als Freund betreten, bis dies geschehen wäre. Mit dieser Antwort sandte er die Abgesandten, unter denen einige vormalige Rathsherren waren, nach der Stadt zurück. Kaum

war hier Tettenborn's Erklärung kund geworden, als ihr auch schon genügt war. Die Mairie, und was noch sonst von französischen Formen bestand, wurde abgeschafft, die alte Verfassung wieder eingesetzt, Rath und Bürgerschaft zusammenberufen und die Freiheit der Stadt öffentlich verkündigt. Neue Abgeordnete wurden an Tettenborn gesandt, um ihn von dem Geschehenen zu benachrichtigen; diese erst erkannte er als wahre Hamburger an, und versprach ihnen seines Kaisers Schutz und Beistand.

Am Mittage des 18. März hielt Tettenborn seinen Einzug in die Stadt. Nie gab es ein größeres Fest; das ganze Dasein einer ungeheuern Bevölkerung verlor sich in das Eine Gefühl der wiederkehrenden Freiheit, und alles Gewicht der Erinnerung vieljährigen Unglücks und Leidens fiel an diesem Tage von den aufgerichteten Gemüthern ab. Aus allen Tiefen, wohin er sich hatte verbergen müssen, drang der Ausdruck der wahren, langverhaltenen Empfindungen mächtig hervor, und wurde zum lauten Ruf der Begeisterung. Solche Leidenschaft und Herzensgewalt, wie in diesem Volksjubel sich offenbarte, hatte keiner der Anwesenden je gesehn, noch den Deutschen als möglich zugetraut. Jeder auch minder bedeutende Umstand dieses Tages wurde durch die unaussprechliche Innigkeit und Liebe, welche alles durchdrang, rührend und groß. Bis zwei Meilen von Hamburg waren dreißig Bürger zu Pferde den russischen Truppen entgegengekommen, und zogen sodann mit lautem Jubel vor ihnen her, um sie in ihre Stadt einzuführen. Je näher man dieser kam, desto ansehnlicher wurde die Schaar dieser Begleiter, desto lauter

und begeisterter tönte ihr unaufhörlich erneuertes Hurrahrufen, das in der bei jedem Schritt zahlreicher versammelten Volksmenge wiederhallte. Eine Ehrengarde zu Pferde stand an dem sogenannten Letzten-Heller, wo der Nebenweg, den die russischen Truppen von Bergedorf herkamen, wieder in die durch das dänische Gebiet abgeschnittene Hauptstraße fällt, in Parade aufmarschirt, und setzte sich an die Spitze des voranreitenden Zuges, dem sich weiterhin die Schützengilde anschloß. Gärten, Landhäuser und Alleen, die sich weit vor die Stadt hinaus erstrecken, waren von einer ungeheuern Menge Menschen besetzt, ein unabsehbares Gewimmel breitete sich, wohin die Augen blickten, verwirrend aus. Immer neue Wogen von Hurrah und Lebehoch kamen dem annähernden Zuge entgegen, während zu beiden Seiten und weit im Rücken das Geschrei mit Heftigkeit fortdauerte. Zwischendurch vernahm man den Gesang der Kosaken, die ihre vaterländischen Lieder angestimmt hatten. Vor dem Thore empfing Tettenborn von den Abgeordneten des Raths und der Bürgerschaft die Schlüssel der Stadt. Im Thore selbst bekränzten ihn weißgekleidete Mädchen mit Blumen, indem sie ihn als Retter und Befreier willkommen hießen, unter lautem Beifallrufen des Volks. Jetzt stieg der Jubel und die Begeisterung auf den höchsten Gipfel. Das Gedränge in der Stadt nahm überhand. Die Fülle der Menschen war nur Eine große Fluth, die, wie ein langsamer Strom in seinen Ufern, durch die engen Straßen fortrückte, und jeden Augenblick schwellend stockte. Alle Glocken läuteten, Freudenschüsse aus Flinten und Pistolen dauerten ununterbrochen fort, alles

war trunken und außer sich vor Entzücken. „Vivat Kaiser Alexander, unser Erretter, unser Erlöser!“ und „Hurrah“ und „Vivat Tettenborn! Vivat Wittgenstein!“ und „Heil den Russen, den Kosaken“, und „Heil“ und „Lebehoch“ ohne Zahl schallte durch die Lüfte, daß alles davon erzitterte. Aus den Fenstern wehten Fahnen und Flaggen; Frauen und Mädchen schwangen weiße Tücher; Hüte mit grünen Zweigen sah man auf Degenspitzen und hohen Stangen getragen, oder jauchzend durch die Lüfte geschleudert. Man drängte sich, mit Gefahr zertreten zu werden, zwischen die Pferde, bekränzte sie mit grünen Zweigen und Blumen, die zum Theil aus den Lüften geflogen kamen, ja man küßte selbst die Pferde im Uebermaße des Glücks. Man sah weinen und lachen vor Freude, Alt und Jung die Hände zum Himmel erheben, Bekannte und Unbekannte einander umarmen und beglückwünschen, mit seinem Todfeinde wollte sich jeder versöhnen um dieses Tages willen, eine allgemeine Bruderliebe hatte die Menschen ergriffen. In mehreren Straßen waren Brustbilder des Kaisers Alexanders aufgestellt und mit Lorbeere bekränzt, vor jedem derselben hielt Tettenborn still, senkte den Degen, und brachte seinem Kaiser ein Hurrah, das jauchzend von dem Volke wiederholt wurde. Unter tausend verschiedenen Ausbrüchen berauschten Entzückens gelangte er bis zu seiner Wohnung, wo der Jubel ununterbrochen fortwährte. Ungemein erhöhte den Eindruck, daß keine große Kriegsmacht, sondern eine kleine Schaar, kein fremder Fürst oder Feldherr, sondern ein Deutscher, ein ritterlicher Anführer wunderbarlicher, niegesehener Reiter, die mehr seinem Heldenmuth als seinem Befehl anzugehören schienen, diesen

Strom des überwogenden, unerschöpflichen Willkommens empfing; es schien die Zeit wiedergekehrt, wo von Wenigen, wo von Einem die größten Dinge vollbracht wurden. Die Stadt war Abends erleuchtet; auch hier erfand der Eifer des begeisterten Volks alle nur ersinnlichen Mannigfaltigkeiten, um den Antheil an dem allgemeinen Entzücken, jeder auf besondere Art, darzuthun. Im Schauspiel wiederholte sich das rauschende Getümmel des Beifalls, sobald Tettenborn mit seinen Offizieren in der ihm bereiteten Loge erschien; alle Zuschauer, auch die Frauen, standen auf, und sangen feierlichst das Lied: „Auf Hamburgs Wohlergehn", worauf nun erst das Schauspiel beginnen konnte; es war ein Gelegenheitsstück, das unzähligemal bei jeder leisen Anspielung durch ungeheuern Beifall unterbrochen wurde. Die berühmte, und in Hamburg besonders beliebte Schauspielerin Sophie Schröder trat mit der russischen Kokarde auf und wurde stürmisch beklatscht. Als Tettenborn das Schauspiel verließ, spannten ihm die Bürger die Pferde aus, und zogen ihn mit Jubelgeschrei nach Hause, wo sie ihn auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen. Er hatte seinen schönsten Tag erlebt; er war der Held des Volks geworden, sein Name schallte weit im Land umher und über die See hinüber.

Am folgenden Tage erschienen sogleich zwei Bekanntmachungen, durch welche Tettenborn auf höhern Befehl den Hamburgern freie Schiffahrt und Handlung ankündigte, dagegen alles französische Eigenthum anzugeben und einzuziehen befahl. Die gefüllten Douanenspeicher, welche für mehr als 400,000 Thaler eingezogener Waaren enthielten, übergab er der Stadt, damit

das nachzuweisende Eigenthum den ehemaligen Besitzern unentgeltlich zurückgegeben würde. Die alte Regierung der Stadt, die nun als eine freie und selbstständige Macht angesehen wurde, erhielt den Auftrag, dieses Geschäft, so wie alle andern, ihr Inneres betreffenden Einrichtungen, zu übernehmen. Durch dieses uneigennützige Verfahren erwarb Tettenborn auf die Dankbarkeit der Hamburger neue Ansprüche, und überall wurde sein Name gepriesen und sein Ruhm verherrlicht. Daß es seine Nachtheile hat, dem Volke als ein zu großer Wohlthäter zu erscheinen, haben viele alte und neue Beispiele dargethan, allein wir rühmen doch immer die, deren edler Trieb solche Klugheit verachtete.

Unmittelbar nach diesen Anordnungen wandte Tettenborn sogleich die ganze Kraft seiner Thätigkeit auf die Werke des Krieges und die neuen Streitkräfte, die hier geschaffen werden sollten. Die Rücksicht auf den Feind durfte keinen Augenblick vernachlässigt werden, die Mittel, ihn zu bekämpfen und die Völker zum bewaffneten Aufstande gegen ihn zu bringen, blieben das Wichtigste und Erste, was vor allem andern nöthig war. In Hamburg konnte man, durch den Schein der Gegenwart verführt, sich leicht der Täuschung hingeben, daß von den Franzosen gar nicht mehr die Rede zu sein brauche, und ein großer Theil der Einwohner folgte nur allzusehr diesem Wahne, der überhaupt in Deutschland großen Raum gewonnen hatte, und an die Stelle des frühern Glaubens an die Unüberwindlichkeit der Franzosen getreten war. Worauf es aber in diesen Zeiten ankomme, und wohin zunächst die vereinigte Kraft aller Gutgesinnten sich zu wenden habe, eröffnete

Tettenborn gleich am 19. März durch folgenden Aufruf: „Hamburger! Ihr löstet die unter der französischen Regierung bestandenen Behörden auf, noch ehe die russischen Truppen euer Gebiet betraten, und setztet die alten herkömmlichen Behörden wieder ein. Diese männliche und würdige That, womit ihr das Werk eurer Rettung begonnen, und euch dem ganzen Deutschland als Beispiel aufgestellt habt, macht euch der Zufriedenheit meines erhabenen Kaisers und der Achtung der russischen Nation werth. Nicht in eine neufranzösische, sondern in eine altdeutsche Stadt führtet ihr uns ein, und so nur durften wir euch als Brüder begrüßen. Euer Jubel bei unserm Einzuge in eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch, ihr deutschen Männer und Brüder! eure Freude wird nur alsdann die wahre Bedeutung gewinnen, wenn ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutschlands. Zu den Waffen demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch ist das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollste Geschäft ist jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutschen Boden zu verjagen, die bereits dreihundert Meilen weit von den siegreichen russischen Heeren verfolgt werden. Schande und Schmach für jeden, der in dieser verhängnißvollen Zeit, wo um die höchsten Güter der Menschen gefochten wird, die Hände in den Schoß legt. Noch Einmal also: zu den Waffen! zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Kaisers werdet ihr euch unter eignen Panieren versammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos

beschieden, euch zuerst gegen den Feind zu führen, und Zeuge eurer Tapferkeit zu sein. Tettenborn."

Er kündigte hierauf dem Rath und der Bürgerschaft an, daß er, dem Auftrage seines Kaisers zufolge, eine hanseatische Legion aus freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferde errichten werde, die als Bundestruppen der Hansestädte für die Dauer des Krieges mit den Russen und Preußen vereinigt fechten sollten. Die Aufforderung, sich zu dieser Legion zu melden, erging unter dem 20. März, und zugleich wurde ein ähnlicher Aufruf an die Stadt Lübeck erlassen, wo unterdessen der Oberlieutenant von Benkendorf mit einigen russischen Truppen eingezogen, und mit gleicher Begeisterung und Freude, wie in Hamburg, aufgenommen worden war.

Der Zulauf, um sich unter die Freiwilligen einschreiben zu lassen, war außerordentlich. Nach wenigen Tagen schon betrug die Zahl der eingeschriebenen mehrere Tausend, doch mußten von diesen manche, weil Kräfte und Alter nicht immer dem Eifer entsprachen, abgewiesen werden. Viele angesehene junge Leute, die der sorgfältigsten Erziehung genossen hatten, und in üppiger Lebensweise aufgewachsen waren, sah man hier als Gemeine eintreten. Manche, die kurz vorher durch große Summen sich von der französischen Konskription losgemacht, und Stellvertreter gekauft hatten, eilten mit Freuden, sich jetzt selbst unter die Waffen zu stellen.

Tettenborn hatte gleich anfangs den Herren des Raths erklärt, daß er mit allen Geldverhältnissen, die bei Errichtung der Legion vorkommen würden, nichts zu thun haben wolle, sondern bloß anzeigen werde, was zur Ausrüstung der Truppen nöthig sei, die

Anschaffung selbst aber der Stadt überlasse. Es wurden daher durch Rath- und Bürgerschluß 200,000 Thaler als vorläufige Summe für die Kosten der Einrichtung bewilligt, und einer eigends dazu bestellten Kommission die Verwendung übertragen. Wer irgend von den Summen, welche Hamburg von jeher zu politischen Ausgaben verwendet hat, unterrichtet ist, und da weiß, mit welch äußerster Leichtigkeit Millionen aufgebracht, und in den schon unglücklichen Zeiten noch Hunderttausende hingegeben wurden, die man zu ersparen nicht einmal den Versuch machte, der wird über die Geringheit jener angewiesenen Summe erstaunen, zumal wenn man bedenkt, welchen Zweck und welchen Gewinn für Hamburg es hier galt. Es ist bemerkenswerth, daß der Rath sogar nur die Hälfte jener Summe anfänglich in Anregung brachte, und grade die Bürgerschaft, welche sie zahlen sollte, die vorgeschlagene Summe verdoppelte. Aber freilich zeigte sich schon hier, noch mehr aber in der Folge, ein Unterschied der Gesinnung, der die nachtheiligsten Wirkungen äußerte, und wohl eingesehn, aber nicht abgeändert werden konnte. Die Anordnungen aller Art wurden von den alten Behörden so unzulänglich und langsam betrieben, daß ganze Tage der kostbarsten Zeit verloren gingen, und nichts zu Stande kommen wollte. Hindernisse wurden angeführt, Schwierigkeiten erörtert, Besorgnisse gezeigt, Sicherungen verlangt und Anstöße genommen, wo, am rechten Ende gefaßt, und mit klarem Sinne angesehn, die Sache von selbst gehen mußte. Tettenborn hatte mit unsäglicher Mühe und Anstrengung überall selbst anzuordnen und zu befehlen, mußte in die kleinsten

Einzelnheiten der Ausrüstungen eingehn, und am Ende aller Arbeit doch durch das Ansehn der Gewalt bei jenen Behörden durchdringen. Die entschiedene Sprache, die bei diesen Gelegenheiten geführt wurde, half auf einige Zeit, und brachte regsamere Thätigkeit hervor. Die folgenden Worte über die inneren Verhältnisse Hamburgs werden darthun, wie sowohl jene Unannehmlichkeiten, als auch manches andere Uebel, das sich später entwickelte, tief in der Sache begründet waren.

Die Hamburger waren ein wirklich freies Volk, der Obrigkeit aus Wahl und mit Bewußtsein untergeben, und durch einen kräftigen Gesetzeszustand bei der glücklichsten Verfassung erhalten. Die Unabhängigkeit konnte jedem Einzelnen, sobald er es wollte, das Gefühl des persönlichen Geltens erhöhen, sie mußte ihn auf sich selbst, auf sein eignes Wirken und Wollen, vorzüglich anweisen, und dadurch seinen Karakter kräftigen. Die Hamburger sind daher auch von allen Zeiten her, vor andern Großstädtern, beherzt und kühn gewesen, zum Raufen aufgelegt, und auch der Geringste, weit entfernt, sich etwas bieten zu lassen oder ohne Noth zu dulden, ist zu dreisten Rückwirkungen stets bereit, wie denn im Auslande allgemein der Hamburger als grob verschrieen ist. Die starken Arbeiten, der Matrosenverkehr, und die Wohlhabenheit, trugen sämmtlich dazu bei, diesen Sinn zu nähren. Diese Unterlage bildete sich bei dem Mittelstande in eine große bürgerliche Tüchtigkeit aus, die sich auf mannigfache Art offenbarte, in gewöhnlichen Zeiten durch strenge Ehrbarkeit des Lebens, und durch musterhafte bis zum Eigensinn getriebene Rechtschaffenheit im Handel, in bedrängten Umständen durch große Aufopferung,

in diesen letzten Zeiten durch den außerordentlicheu Eifer, mit welchem man Hand anlegte, und die Sache des Vaterlandes führen half.

Ueberhaupt waren die Gedanken der Hamburger von jeher auf den Staat gerichtet, und zwar weniger auf die äußern Verhältnisse desselben, als vielmehr auf dessen innere, stille Einrichtungen, die nirgends so eigenthümlich, reichlich, zweckmäßig waren, als in dieser nur durch künstliche Vereinigung rastloser Thätigkeiten bestehenden, an sich landarmen, zum Theil auf morastigen Inseln unter vielem Ungemach zusammen gedrängten Stadt. England mit den anlockenden Bewegungen seines politischen Lebens lag hier den Blicken nah; Frankreichs Veränderungen fanden hier vorurtheilsfreiere Beurtheilung; die Kraft altdeutscher Staatseinrichtungen war hier länger lebendig geblieben, und mit Einem Worte, was unsre Zeit grade am meisten bedurfte, politischer Sinn, fand sich vielfach vorbereitet und angesammelt. So hatte auch Hamburg immer eine große Menge praktischer Männer und edler Patrioten, deren erfolgreiche Thätigkeit das Gemeinwesen herrlich förderte, und ein unendlich nützliches Wirken im stillen Leben des vaterstädtischen Kreises verbarg; das Andenken der Reimarus, Sieveking, Kirchhof, Büsch, und vieler Andern, die diesen ähnlich waren, lebte selbst in diesen Zeiten der Zerstörung und des Leichtsinnes noch fort. So viel Vortreffliches fand sich in Hamburg vor, so viel Großes war möglich durch die nun zum Ausbruch freier Thatkraft wieder berufene Gesinnung, ware nicht dies alles großentheils gelähmt, ja wohl gar zerstreut und vernichtet worden durch einen

Umstand, der nicht unglücklicher hätte sein können! Die Sache verhielt sich, wie folgt. Als noch vor dem Einzuge der russischen Truppen die freie Verfassung hergestellt wurde, war es wohl bei klugen und einsichtsvollen Männern zur Sprache gekommen, ob denn so unbedingt die alte Verfassung wieder anzunehmen, und die Leitung der Dinge grade denselben Händen, die sie ehemals geführt hatten, zu übergeben sei. Es galt hier die folgenreiche Entscheidung zwischen der Wahl eines ganz neuen Senats und der Wiedereinsetzung des alten, dessen Mitglieder zum Theil auch unter den Franzosen dieselben Aemter, wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß sie französische Formen hatten, verwalteten. Das Ansehn und Herkommen sprach für letzteres, die Erwägung dessen, was zu leisten sei, für jenes, die Furcht, im ersten Augenblick solcher lebhaften Bewegung das Gewicht frühern Ansehns und Gewohnheiten nicht entbehren, und die Hoffnung, nach und nach die gewünschten Aenderungen dennoch herbeiführen zu können, entschieden zuletzt für die unbedingte Einführung der alten Verfassung mit allen noch vorhandenen ehemaligen Mitgliedern derselben. Der größte Theil der Senatoren war alt und schwach, der Geschäfte entwöhnt, und ohne Neigung, sich aufs neue damit zu befassen. Die wenigen Bessern hatten nicht Kraft genug, die gesammte Last der Arbeiten zu tragen, und waren ohnedies auf ihre neue politische Rolle kaum vorbereitet; so kam es denn, daß alles, was die ausübende Gewalt betraf, wie aus einer andern Zeit herbeigeholt, ohne Sinn für die Bedürfnisse der Gegenwart, ohne Geist für ihre Leitung blieb. Ebendasselbe

galt von dem Kollegium der Oberalten, und den andern Ausschüssen der Stadt, so wie von den Anführern der Bürgerwachen; nirgends fand sich unter den wirklich in der alten Verfassung Angestellten ein Mann, der, kraft seiner Stelle und seines Amtes, mit überwiegendem Nachdruck gehandelt und gewirkt hätte. In der Bürgerschaft war Frische, Lebendigkeit und Eifer, in den Behörden Nichtigkeit, Besorgniß und Unfähigkeit. Alle Versuche, dies zu verbessern, mußten vergeblich sein, so lange nicht der Senat erneuert wurde, eine Maßregel, die niemand vorzuschlagen eilte, und deren Ausführung allerdings viel Mißliches haben mochte. Es war also eine Regierung vorhanden, die wenig von dem erfüllte, was man von ihr erwartete. Der russische Befehlshaber mußte sie anerkennen, sich an sie wenden, mit ihr verhandeln, mittlerweile selbst alles befehlen und einrichten, was von ihr hätte ausgehen sollen. Wenn bei manchen Dingen hinreichend ist, daß man sie geschehen mache, gleichviel, ob gern oder ungern, so giebt es dagegen unendlich viele, bei denen ohne den persönlichen guten Willen und Eifer des Ausübenden nichts erreicht wird. Es ist unmöglich, den Menschen das Innere zu befehlen, und grade das Innere nur konnte hier wirken, grade die freie Neigung und Kraft mußte die hier obliegenden Arbeiten verrichten helfen, um ihr Gelingen möglich zu machen. Statt dessen ergab sich, so oft mit den Behörden zu unterhandeln war, Beschwerde, Verdruß, Unordnung und Unzulänglichkeit, ja selbst hin und wieder, doch zur Ehre der Stadt sei es gesagt, selten, ausdrücklich und unverkennbar übler Wille. Diese Mühseligkeiten und Hindernisse erfuhren nicht

allein die fremden Militairpersonen, sondern auch die trefflichen Bürger, die mit lebhafterem Eifer sich das Wohl des Ganzen angelegen sein ließen, und hiebei nicht ohne Gesetzmäßigkeit wirken wollten. So geschah es, daß die ganze Stadt, ohne ihr Verschulden, oft unvortheilhafter erschien, als die Gesinnung und Bereitwilligkeit der Einwohner verdiente, und daß die Möglichkeit großer Kraftwirkungen in der Ungunst solcher Umstände fast erlöschen mußte. Statt im Bewußtsein ihrer wiedergekehrten, und von den Russen anerkannten Selbstständigkeit frei und kräftig zu handeln, wagte der Senat kaum, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß er das Befohlene ausgeführt hatte; statt mit Dänemark, mit England und Preußen unverzüglich eigne, zur Befestigung der vaterstädtischen Sache nothwendige Verbindungen anzuknüpfen, brachte er nach langem Zaudern kaum die Abgeordneten an den Kaiser Alexander auf den Weg. Man könnte noch vieles anführen, was eben so versäumt worden ist, wenn nicht an diesem schon genug wäre. Der Senat war und blieb in allen Stücken hinter den Forderungen zurück, welche der Drang der Zeit ihm auferlegte, und daher fanden die mannigfachen, schönen Kräfte nirgends Einheit und Zusammenhang. Eine Frist von sechs Monaten hätte in lebendiger Entwickelung das Zerstreute sammeln und ordnen, das Verwahrloste aufnehmen können, und nach und nach wäre die gewünschte Einheit entstanden; diese Zeit wurde den Hamburgern nicht gewährt. Hierin lag etwas Verhängnißvolles. Nach der großen Schuld, die hier auf die Umstände fällt, kann man nur die geringere Schuld noch den Menschen zurechnen.

Wir kehren zu den Arbeiten zurück, die jetzt in Hamburg alle Thätigkeit in Anspruch nahmen. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, ging die Errichtung der hanseatischen Legion rasch vorwärts. Die theils dem Feinde abgenommenen, theils als altes Eigenthum der Stadt vorgefundenen Kanonen gaben Veranlassung auch eine Abtheilung Artillerie zu errichten und der Legion einzuverleiben. Man verschrieb die fehlenden Waffen aus England, man erbaute Lavetten und Pulverwagen, errichtete ein Laboratorium, sorgte für die Bespannung, ließ Waffen aller Art verfertigen und ausbessern, schaffte die übrigen Rüstungsstücke so gut als möglich herbei. Die sonst an Hülfsmitteln so reiche Stadt bot deren für die militairischen Bedürfnisse unglaublich wenige dar; manche Gegenstände mußten unter großen Schwierigkeiten aus dem Dänischen herbeigeschafft werden; die Unbekanntschaft mit allen kriegerischen Anordnungen und Beziehungen setzte jedem Schritte unausweichliche Hindernisse entgegen, die nur durch unermüdete Aufsicht und unverdrossene Selbstbemühung endlich weggeräumt werden konnten. Es fehlte sehr an gedienten Offizieren, gänzlich an Unteroffizieren für die neuen Truppen, Vorschriften und Anleitungen zum Dienst und zur Uebung wurden daher um so nöthiger und man eilte dieselben abzufassen. Außer den Hanseaten bildete sich nach Tettenborn's Befehl und Anleitung ein Bataillon Lauenburger in Ratzeburg unter dem hannöverschen Major von Berger, auch diese waren aber größtentheils ohne Waffen. Ein anderes Bataillon aus den Herzogthümern Bremen und Verden wurde auf gleiche Weise in Stade zusammengebracht. Der Oberst Graf von Kielmannsegge warb

hannöversche Jäger. Der Graf August von Rantzau, dessen muthiger Eifer alles Vertrauen des Herzogs von Oldenburg rechtfertigte, stand an der Spitze der holstein-oldenburgischen Bewaffnungen.

Inzwischen hatte sich in Haarburg, Lüneburg, Stade, und in dem ganzen Striche Landes längs der Elbe bis Bremen, ein Aufstand gebildet, der Befehle, Waffen, Unterricht und Hülfe von Tettenborn forderte, und so viel möglich erhielt. Verlaufene französische Soldaten, Douaniers, ja sogar Gendarmen und Offiziere wurden von diesen Leuten täglich als Gefangene nach Hamburg eingebracht, wobei es jedesmal die größte Mühe kostete, die Wuth des erbitterten Pöbels zu bändigen, der besonders den Douaniers mit Koth und Steinen arg zusetzte. Von Zollenspieker, aus dem Billwärder, Ochsenwärder und den Vierlanden kamen wackre Männer, die sich erboten, den Landsturm in ihrer Gegend einzurichten und anzuführen; sie erhielten Befugniß und Unterweisung. Auch in diesen Landschaften gab es oft mit der Schwäche und Besorglichkeit der Behörden zu kämpfen, und Schwierigkeiten zu behandeln, die nicht immer ohne Strenge zu beseitigen waren. Ueberall traten die alten Beamten wieder in Wirksamkeit, die meisten hatten auch bei der französischen Regierung ihre Dienste fortgesetzt, und veränderten mit dem neuen Eintausch ihrer alten Titel nicht immer die inzwischen eingesogenen fremden Gesinnungen; in einem kleinen Umkreise waren die Behörden verschiedener Länder, die Rechte mannigfacher Oberherren zu berücksichtigen. Die Gegenstände der Schifffahrt und des Handels, obgleich übrigens ganz den Verfügungen der hamburgischen Re-

gierung anheimgestellt, mußten doch in vielem Betracht die Einwirkung des russischen Befehlshabers ansprechen, der die Ausrüstung zweier Kaper, und anderer, theils bewaffneter, theils zum Transport von Pferden eingerichteter Schiffe betreiben ließ.

Eine andre Beschäftigung gab die anbefohlene und mit aller Strenge ausgeführte Einziehung des französischen Eigenthums, und die sorgfältige Aufmerksamkeit, welche auf die zahlreichen Franzosen gewendet werden mußte, die sich, zum Theil von älterer Zeit her in Hamburg und der Umgegend aufhielten, und denen viel Gesindel aus allerlei Nationen beizurechnen war, das während der französischen Herrschaft und in ihrem Dienste sich hier eingenistet hatte. Dieses alles auszukehren, hätte eine längere Zeit erfordert, da besonders die Bevölkerung Hamburgs eben so gemischt, als die Oertlichkeit in und außer der Stadt überaus verworren und schwer zu beaufsichtigen ist. Hiezu kommt noch, daß die hamburgische Regierung, nach der großartigen Weise freier Staaten, die Fremdenpolizei von jeher lässig betrieben hatte, und die Russen dies Fach ganz allein versehen mußten, ohne Mitwirkung und Hülfleistung dazu bestimmter Beamten. Der nichtswürdigsten Verräther, die das öffentliche Urtheil einstimmig als solche bezeichnete, waren eine große Anzahl vorhanden, vornehme und geringe, arme und reiche; gefährlicher noch mußten die versteckten sein, deren Treiben weniger bekannt geworden war. Die Untersuchung der auf mancherlei Angebungen verhafteten Personen nahm viele Zeit weg, war mühsam und blieb doch meistentheils ungenügend. Die entschiednen Schelme, Kundschafter und Knechte

der Franzosen, die schändlichen Werkzeuge ihrer Erpressungen, wurden, höherem Befehl gemäß, auf dessen strenge Ausführung besonders der Minister vom Stein im Hauptquartier des russischen Kaisers unerbittlich bestand, zur Aussetzung an der französischen Küste bestimmt. Manche gaben zwar vor, dort ihren gewissen Tod zu finden, weil auch die französische Regierung sie als Feinde verfolge; andre wollten ihren Haß gegen Napoleon jetzt durch die größten Schmähungen darthun; französische Emigranten, die sich den Gewalthabern Napoleon's zu den niedrigsten Diensten verkauft hatten, meinten eiligst ihre adliche Geburt und royalistische Gesinnung wieder geltend zu machen; Stein aber wollte von keinen Rücksichten hören, keine Unterschiede, ja kaum eine genaue Prüfung gestatten. Ungefähr dreißig Personen wurden wirklich eingeschifft und an der holländischen Küste gelandet. Allein schon die zweite Sendung unterblieb, und nach dem ersten Schrecken regte sich der französische Anhang nur um so thätiger, wie denn bald der Feind von allem, was vorging, die schnellste Kundschaft empfing. Die größte Strenge, der furchtbarste Schrecken wäre hier vonnöthen gewesen, um das Uebel auszurotten, und selbst blutige Schauspiele hätte man nicht tadeln können. Aber man fing schon an, eine mögliche Umkehr der Dinge zu berücksichtigen; man wollte nicht künftige Rache herausfordern, berief sich auf Menschlichkeit und Großmuth, und erlangte von dem Kaiser Alexander die Zurücknahme der anbefohlnen Strenge. Nicht zu berechnen ist, wieviel die Gelindigkeit, welche darauf in allen Maßregeln eintrat, der hamburgischen Sache geschadet hat. Nachdrückliches Ver-

fahren versichert die Gemüther und beruhigt den Geist; und um der Guten willen mehr, als wegen der Schlechten, ist in Staatssachen beharrliche Strenge nützlich. Die Sache Hamburgs aber erforderte unnachlassende Kraft, geschlossene, unerdringliche Festigkeit; jede Lücke, jede Weichheit öffnete dem Feinde den Eintritt. So geschah es auch hier. Der Eifer der Untergeordneten ward irr und erschlaffte, sobald er von obenher geringern Ernst zu sehen meinte. Viele sonst wohlgesinnte Männer, den Zustand des Kriegs und der Empörung, in dem sie sich befanden, verkennend, wollten schon überall den Maßstab ruhigen Friedens anlegen, und mußten aus ihrem Wahn bisweilen hart aufgerüttelt werden.

Inzwischen hatte der englische Major von Kenzinger von Helgoland aus mit einigen hundert Mann Kurhaven besetzt, und den Aufstand der Bauern bei Bremerlehe, so viel in seinen Kräften stand, unterstützt. Tettenborn setzte sich sogleich mit ihm in Verbindung, und erfuhr zu seinem Leidwesen, daß von Helgoland vor einiger Zeit alle vorräthig gewesenen Gewehre wieder nach England abgeführt worden, ein beklagenswerther Zufall, dessen Nachtheil durch nichts ersetzt werden konnte. Jedoch eilte Tettenborn, die mit England aufgeschlossene Verbindung möglichst zu benutzen, und schickte einen russischen Offizier, den Rittmeister von Bock, dem er einen donischen Kosaken zur Begleitung gab, mit Briefen an den Prinzen-Regenten und an den russischen Botschafter nach London, wo die Erscheinung eines Kosaken, des ersten, den man je dort gesehen, die außerordentlichste Aufregung machte.

Der nahen Nachbarschaft wegen mußten die Dänen

die ganz besondere Aufmerksamkeit der Hamburger sowohl als der Russen auf sich ziehen. Das Verhältniß zu Dänemark behielt, ungeachtet der bezeigten Annäherung des Kabinets zu der russisch-preußischen Sache, zwei schwierige Seiten, die so viel als möglich umgangen werden mußten. Die Russen nämlich waren Verbündeten der Engländer und der Schweden, von denen die ersteren wegen der alten Beleidigungen, die letztern wegen der Absichten auf Norwegen, den Dänen gleich verhaßt waren. Die Schifffahrt auf der Elbe konnte ohne die Einwilligung der Dänen nicht stattfinden, die Verbindung mit den englischen Schiffen mußten sie wenigstens nicht zu hindern versprechen. Die verschlungenen Gränzen zwischen dem hamburgischen und dänischen Gebiete trennten beide längst nur dem Namen nach, der mächtige Lebensverkehr ging darüber hin, und diesen zu erhalten waren Vergünstigungen und stillschweigende Uebereinkünfte unentbehrlich. Der Kommandant von Altona, Oberstlieutenant von Haffner, bot hiezu bereitwillig die Hand. Nur im Betreff der verlangten Entfernung vieler von Hamburg nach Altona gezogenen Franzosen, die dort frei das Geschäft des Ausspähens trieben, waren alle Vorstellungen und Beschwerden lange fruchtlos, und das nachtheilige Treiben dauerte, ungeachtet des von dänischer Seite endlich ertheilten und oft wiederholten Versprechens, bis zu Ende fort. Die überwiesenen Kundschafter, die in Hamburg seitdem noch oft ergriffen wurden, waren sämmtlich von Altona hereingekommen.

Die thätige Mitwirkung der Schweden zu dem Kriege gegen Napoleon war längst erwartet; sie schien

nun bald erfolgen zu müssen, und es war wichtig, von allem, was in diesem Betreff vorging, frühzeitig unterrichtet zu sein, um davon zum Besten der hamburgischen Angelegenheiten jeden Vortheil schnell wahrzunehmen. Tettenborn knüpfte deshalb die nöthigen Verbindungen an und widmete diesen Verhältnissen die größte Aufmerksamkeit.

Eine dringende Verhandlung wurde gleichzeitig mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin gepflogen. Tettenborn stellte dem Herzog lebhaft vor, wie wichtig es für ihn sei, daß Hamburg gehörig behauptet würde, und weil der fast gänzliche Mangel an Fußvolk hiebei sehr bedenklich war, so ersuchte er ihn, das Bataillon Grenadiere, welche in Ludwigslust ihm zur Leibwache dienten, nach Hamburg rücken zu lassen. Der Herzog willfahrte, und stellte das 500 Mann starke Bataillon, die einzige Truppe, die ihm seit den Verlusten im russischen Feldzuge noch geblieben war, unter der Anführung des Obersten von Both zu Tettenborn's Verfügung.

Alle diese zahlreichen und mannigfachen Geschäfte, die in unendliche Verwickelungen und Einzelnheiten übergingen, lasteten mit vielen andern ganz auf Tettenborn, der seine militairischen, unmittelbar den Feind betreffenden Aufgaben mit diplomatischen Maßregeln, mit den Geschäften so verschiedener Errichtungen, mit den Rücksichten für mannigfache Regierungen und Völker, mit der Entscheidung politischer und sogar kaufmännischer Fälle, mit dem bald schonenden, bald strafenden Anregen lässiger Behörden, mit Verhören, Verabredungen und Berichten, in unaufhörlichem Wechsel und Drang der Arbeit verbinden mußte. In seinem Hauptquartier ar-

beitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die rastloseste Thätigkeit, und er selbst war stets das Vorbild unermüdlichen Eifers und angestrengter Hingebung. Er entzog sich den Huldigungen, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, den begeisterten Ehrenbezeigungen des dankbaren Volkes, das auf den Wegen, wo man ihn zu sehen hoffte, ungeduldig und meist vegebens harrte; ihn beschäftigten ausschließlich die ernsten Aufgaben, welche sich hier überreich zusammendrängten. Mit treffender Urtheilskraft und schneller Findung wußte er das Nothwendige einzusehen und herbeizuführen, die Umstände zu benutzen, Hindernisse zu entfernen, das Unerwartete zu verarbeiten. Die reifste Ueberlegung konnte selten Treffenderes liefern, als die erste Eingebung des Augenblicks gewöhnlich schon dargeboten hatte.

Eine große Anzahl ausgezeichneter Offiziere hatten sich bei Tettenborn eingefunden, theils durch seine Persönlichkeit und den Ruf seines Namens angezogen, theils durch die Sache selbst, welche er unternommen hatte, ihm zugeführt. Sein Kriegsgefolge vergegenwärtigte die ältesten deutschen Zeiten, wo freiwillige Anschließung mehr als verpflichteter Dienst die Truppen ihrem Anführer verband. Außer den russischen Offizieren, welche seiner Truppenschaar und seinem Stabe unmittelbar angehörten, dem Rittmeister von Lachmann, den Majors von Gunderstrup, von Laschkareff, und Andern, gab es deren viele, welche von ihren Vorgesetzten die Erlaubniß erhalten hatten, den Krieg in seinem Gefolge mitzumachen, junge Russen aus den angesehensten Familien, ein Graf von Gurieff, ein Fürst Gagarin, ein Graf von Pahlen, der Graf Friedrich von Nessel-

rode, zwei Freiherrn von Schilling, der Marquis de la Maisonfort, ein Graf Drurk, ein Freiherr von Berg; aus Oesterreich kamen die ehemaligen Regimentskameraden Tettenborn's, Freiherr von Droste-Vischering und Freiherr von Herbert, beide seinethalben in russische Dienste tretend; aus Oldenburg der Graf von Münnich, aus Hannover ein Graf von Hardenberg, Rittmeister von Wenckstern aus Hoya, aus Hessen der Graf Karl von Hessenstein, aus Mecklenburg der Graf Christian von Bothmer, ein Herr von Blücher, und viele Andre noch aus den benachbarten Ländern. Besonders zahlreich waren die Preußen, unter ihnen stand obenan der Freiherr von Canitz, Adjutant des Generals von Yorck, ein ausgezeichnet kriegskundiger und tapfrer Offizier, der in höherem Auftrage diesen Kriegszug begleitete; der Rittmeister von Bismark aus Schönhausen; ein Rittmeister von Hobe; Herr von Arnim aus Kriwen in der Ukermark; ein Herr von Klitzing aus der Priegnitz; Herr von Hochwächter aus Pommern; und noch Viele, deren Namen zum Theil später zu nennen sein werden. Der schwedische Husarenlieutenant Albert von Stael, Sohn der berühmten Schriftstellerin, von seinem General mit einem Auftrage nach Hamburg gesandt, erlangte die Erlaubniß, einstweilen bei Tettenborn bleiben zu können. Manche dieser Offiziere fanden Anstellung bei den neuen Truppen; der Graf Joseph von Westphalen, schon längere Zeit in diesen Gegenden auf solche Gelegenheit harrend, half die hanseatische Reiterei errichten, zu deren Anführer er bestimmt wurde; sein Bruder Rudolph, der als Domherr seine Aussichten zu katholischen Kirchenwürden aufgab, trat ebenfalls bei dieser Truppe als

Offizier ein. Die Hanseaten mußten doch immer noch den größten Theil ihrer Offiziere aus ihrer eignen Mitte nehmen, und es fehlte nicht an wackren jungen Männern, die sich hiezu eigneten. Mehrere derselben traten in den Stab und das Gefolge Tettenborn's; Eduard Sieveking, ein trefflicher junger Mann, so gebildet als tapfer; Noodt, aus einem Kandidaten der evangelischen Kirche zum thätigen Kriegsmann umgewandelt; Adolph von Philippsborn, schon mit dem Geschützdienste vertraut, und ausgezeichnet durch Muth und scharfen Blick; Behrens aus Lübeck, mit kriegstechnischen Kenntnissen ausgerüstet; Redlich und Böhm, junge wackre Reiter voll Eifer und Thätigkeit. Diese zahlreiche und glänzende Gesellschaft vermehrte sich ab und zu durch den Besuch von Offizieren, welche, andern Truppenschaaren angehörend, hier zeitenweise sich aufhielten, und an den Unternehmungen und Gefechten Theil nahmen; der russische Major von Grabbe, ein heldenmüthiger hoher Kriegsgeist; die Hauptleute von Kiel und Alexander von Rennenkampff, beide ausgezeichnet im Kriege, wie in Litteratur und Kunst; dann der aus österreichischem in russischen Dienst herübergekommene Major Karl von Nostitz, welcher auch hier den schon erworbenen Ruhm bewährte; der Prinz Adolph von Mecklenburg-Schwerin; ferner Alexander von der Marwitz; der Graf von der Gröben, und noch Andre, welche theils aus dem Wallmoden'schen, theils aus dem Dörnberg'schen Hauptquartier sich einfanden.

Für die Mannigfaltigkeit und den Drang der Fürsorgen und Geschäfte, welche hier zusammenkamen, waren jedoch der Gehülfen immer noch zu wenige,

besonders da die Mehrheit derselben auf persönliche Leistung vor dem Feinde angewiesen war; hierin aber ließen die Kosaken wenig zu thun übrig, und die neuen Truppen mußten erst ausgebildet werden. Für die schwierigeren Aufgaben des Anordnens, Einrichtens, der Verwaltung, der stets erneuerten Unterhandlungen und Rücksprachen, der Ermittlung von Hülfsquellen, des Wahrnehmens der Vortheile und Rücksichten, welche sich aus den täglich wechselnden Umständen ergaben, für alle diese Geschäfte und Arbeiten blieb nur eine geringe Anzahl von Personen übrig; Canitz und Droste hatten in dieser Hinsicht großes Verdienst; hauptsächlich aber stand der Major Ernst von Pfuel in aller Kraft und Tüchtigkeit an Tettenborn's Seite, und griff mit den ihm eignen großen Fähigkeiten in das Ganze dieses bewegten Treibens fördernd ein. Ihm lag besonders die Errichtung des hanseatischen Fußvolks ob, für welches er auch eine gedrängte Exerzier- und Dienstvorschrift zu entwerfen unternahm. Leider mußten manche Geschäfte, welche höherer Leitung und Aufsicht bedurft hätten, dem guten Willen der damit Beauftragten überlassen bleiben, und wo dieser nicht ausreichte oder gar fehlte, traten Uebelstände ein, welche nicht sogleich sichtbar und auch dann nicht immer abzustellen waren. Tettenborn hatte in diesem Betreff, wie jeder Leitende in solchen Umständen, die schlimmsten Erfahrungen zu machen, und manche Nachlässigkeit und Ungebühr kam erst dann zu seiner Kenntniß, wenn es zur Abhülfe zu spät war. Dies war besonders der Fall hinsichtlich der freiwilligen Beiträge für die hanseatische Legion, deren Kasse einem ehemaligen preußischen Kriegsrath Oswald sehr zweckmäßig

anvertraut schien, aber von diesem auf die frechste Weise veruntreut wurde. Aller Vorsicht und aller Strenge konnte es nicht gelingen, in einem solchen Gewirr von Menschen immer die Guten auszuwählen und die Schlechten zu entfernen.

Ermuthigend für Tettenborn und allem Begonnenen förderlich war die aus dem großen Hauptquartier eingehende Nachricht, daß der Kaiser Alexander ihn mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen zum Generalmajor ernannt habe, und alles bisher Angeordnete und Eingeleitete unbedingt gut heiße. Die bei den neuerrichteten Truppen angestellten Offiziere wurden unbedingt in dem ihnen verliehenen Range bestätigt, und den russischen Offizieren, deren Ehren- und Feldzeichen ihnen zu tragen erlaubt wurde, völlig gleichgestellt.

In der hamburgischen Bürgerschaft zeichneten sich Ludwig von Heß und Friedrich Perthes durch ihren Vaterlandseifer aus. Ersterer, als patriotischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt, war früher in schwedischen Diensten Offizier gewesen, lebte aber seit vielen Jahren in Hamburg eingebürgert. Früheren, schon in Berlin empfangenen Anregungen gemäß, trug ihm Tettenborn die Errichtung und Führung einer Bürgergarde auf, die, durch Rath- und Bürgerschluß bestätigt, endlich nicht ohne Widerstand der ehemaligen Bürgerwachen, wobei die gänzliche Spaltung nur durch nachdrückliche Maßregeln verhindert wurde, zu Stande kam. Sie wurde in 6 Bataillons, jedes zu 1200 Mann, abgetheilt; eine Anzahl wohlhabender Bürger dienten zu Pferde; späterhin wurde, außer dem hanseatischen, auch städtisches Geschütz errichtet, dessen Dienst von Bürgern,

welche sich demselben freiwillig widmeten, versehen wurde. Jeder Bürger vom achtzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre sollte zu dieser Garde gehören, die von Offizieren aus ihrer Mitte befehligt, und zunächst zur Vertheidigung der Stadt bestimmt wurde. Als ein eigenthümlicher Kopf wußte Heß die Gemüther, auch ohne äußerliche Beredsamkeit, durch glückliche Gedanken kräftig zu fassen, und füllte eine geraume Zeit die Lücken, welche die Neuheit der Sache überall übrig ließ, durch geistigen Antrieb aus, bis späterhin leider das Sinken seiner persönlichen Kraft dem allgemeinen Sinken der Meinung weniger nachfolgte als voranging. Ihm kräftig zur Seite stand Friedrich Perthes, ein edler deutscher Mann, voll beweglichen Geistes, der in einem lautern und empfindungsreichen Gemüth wurzelt. Seine unermüdliche Thätigkeit im Anregen, Berathen, Ausgleichen und Zurechtsprechen wirkten mehr, als äußerlich in die Augen fiel. Die anerkannte, untadliche Rechtschaffenheit des Mannes, und die ihm eigne Mäßigung im Handeln, hatte schon früher seinem stillen Thun großen Einfluß bei den Mitbürgern, seiner Person Zuneigung und Vertrauen bei den Wohlgesinnten und Edlen verschafft. Als einen wackern Förderer der deutschen Sache müssen wir auch hier den geschäfts- und staatskundigen Bankier Dehn aus Altona nennen, dessen vielfache Kenntnisse und einflußreiche Verbindungen großen Vortheil brachten. Nicht vergessen dürfen wir hier des Eifers, womit fast alle hamburgischen Prediger in ihren Kanzelreden die Sache des Vaterlandes zu fördern suchten; ihr Wirken konnte in Hamburg um so kräftiger anregen, als hier die Religion und ihre Diener von jeher in großem Ansehn

standen. Auch einige andre öffentliche Bemühungen sind dankbar anzuerkennen. Ein Rechtsgelehrter, Doktor Beneke, gab eine kleine Schrift unter dem guten Titel „Heergeräthe für die hanseatische Legion" heraus, geschichtliche, äußerst zweckmäßige Nachrichten, verbunden mit edlen Ermahnungen; die Grundsätze und Abfassung sind gleich musterhaft, und wir tragen kein Bedenken, diese Schrift für eine der besten zu erklären, welche diese Zeitbegebenheiten hervorgerufen haben. Der Verfasser einer andern Schrift, „Patriotische Beherzigungen" betitelt, ist nicht bekannt geworden; auch sie enthält viel Vorzügliches. Ein Liederbuch für die hanseatische Legion, aus alter und neuer Zeit gesammelt, lieferte Runge, der Bruder des gleichnamigen Künstlers, durch dessen frühen Tod die Kunst wie seine Freunde einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der unzähligen Flugschriften, Tageblätter und Lieder von unterm Range erwähnen wir nicht. Alte Zeitungen lebten wieder auf; den „Unpartheiischen Korrespondenten" mit dem hergestellten hamburgischen Wappen begrüßte der Dichter Leopold Graf zu Stolberg durch eine feurige Ode. Neue Blätter traten hervor. Unter diesen war der „Deutsche Beobachter" besonders heftig, und hatte unter allen deutschen Blättern wohl die meiste Kühnheit. Pfuel und Canitz gaben Beiträge. Man hielt sich schadlos für den erlittenen Zwang, und las eifrig die dargebotenen Schriften.

In Lübeck wiederholte sich beinahe jedes, was in Hamburg geschah; die geringere und weniger zusammengesetzte Volksmenge gestattete dort ruhigere Uebersicht, und der Ordnungsgeist und die Tüchtigkeit der

Einwohner zeigte ihre vortheilhafte Wirkung auch in den jungen Kriegesschaaren, welche die Stadt zur hanseatischen Legion beitrug, und welche sich an Haltung und Auswahl sogar vor den Hamburgern auszeichneten. Den dortigen Zustand im Allgemeinen giebt folgendes Schreiben des Oberstlieutenants Konstantin von Benkendorf an Tettenborn zu erkennen: „Mein Heer General! Indem ich die Ehre habe, Ihnen die noch offenen Listen über den Fortgang der hiesigen Rüstungen einzusenden, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen auch im allgemeinen die erfreulichsten Berichte über die Stimmung und den Eifer der hiesigen Einwohner mitzutheilen. Die Zahl derjenigen, welche sich freiwillig zu den Waffen gestellt haben, und die hoffentlich in kurzem über tausend begreifen wird, könnte zwar schon allein den guten Geist beweisen, der in Lübeck herrscht, und so kräftige Anstrengungen hervorbringt; allein auch auf jede andre Art, öffentlich und im Stillen, hat sich die Vaterlandsliebe und der Sinn für edle Hingebung bewährt, welche man von einem braven und der Freiheit noch nicht allzu lange entwöhnten Volke erwarten konnte. Die schöne Begeisterung für die gute Sache hat sich nicht minder wirksam in der Summe sowohl, als in der Art der freiwilligen Gaben bezeigt, die noch täglich für die neuen Bewaffnungen zuströmen, und zu welchem besonders die Frauen mit ausgezeichnetem Eifer beigetragen haben, indem sie ihren letzten Schmuck darbrachten, dessen äußerliche Zierde sie freilich nie so schmücken konnte, wie die edle Gesinnung, die sie demselben entsagen hieß. Ich bekenne mit Freuden, daß ich alle Ursache habe, mit dem, was gegenwärtig geschieht, zufrieden

zu sein, und daß ich das feste Vertrauen hege, die genommenen Maßregeln und die eifrige Thätigkeit der Bürger immer wirksamer werden zu sehen. Ich sage Ihnen, mein Herr General, den lebhaftesten Dank für den glücklichen Auftrag, den Sie mir ertheilt haben, die ersten Schritte dieser frohen Bewegungen einzuleiten. Ich habe die Ehre u. s. w. Benkendorf."

Mittlerweile hatte Tettenborn die Hälfte seiner Reiterei über die Elbe auf der Straße nach Bremen vorgesandt. Der französische General Morand, der ohne Noth sich mit seinen Truppen bis zur Weser zurückgezogen hatte, schien seinen Fehler wieder gut machen zu sollen, und rückte, vermuthlich auf ausdrücklichen höheren Befehl, wieder gegen die Elbe vor, indem er sogar die Absicht äußerte, auch Hamburg wieder zu besetzen. Die Kosaken schwärmten um das geschlossene Fußvolk herum, und neckten und beunruhigten dasselbe, ohne jedoch seinen Marsch hindern zu können. Sie zogen sich nach Maßgabe des feindlichen Anmarsches zurück, und der Feind kam wieder in die Gegender, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Die Nachricht von der Annäherung der Franzosen erregte in Hamburg Bestürzung und Sorgen, Geflüchtete vom linken Elbufer verbreiteten Angst und Schrecken; man hatte sich zu sehr dem Taumel des Glücks überlassen, um nicht auf solche Wechsel, wie jetzt plötzlich als möglich erschienen, gänzlich unvorbereitet zu sein. Diese niederschlagenden Eindrücke wirkten zu heftig und zu allgemein, als daß man nicht hätte versuchen sollen, ihnen den Trost, den man mit Wahrheit geben konnte, in wenigen beruhigenden Worten zu sagen. Tetten-

born ließ am 27. März folgenden Aufruf anschlagen: „Hamburger! Einige unter euch scheinen beunruhigt über das Anrücken der Franzosen von Bremen her, ich finde daher nöthig, mit euch zu reden, damit ihr wißt, um was es sich handelt. Der Feind, der sich ohne Grund vom linken Elbufer bis Bremen zurückgezogen hatte, rückt wieder, wie vorauszusehen war, auf der Straße von Bremen vor, um die Bewegungen auf dem platten Lande zu dämpfen. Doch er wird die Bewegungen auf dem platten Lande nicht dämpfen, sondern nur noch mehr zu seinem Verderben aufregen! Die Sturmglocke geht im ganzen Lande; von allen Seiten ziehen die Bauern, von Offizieren geleitet und von 600 Kosaken unterstützt, heran gegen den Feind. Es ist dieselbe Abtheilung, die ich vor zehn Tagen über die Elbe geworfen habe, und auch jetzt bin ich allein hinreichend, um allen ihren Unternehmungen die Spitze zu bieten. Hamburger! ihr werdet 20,000 Feinde nicht zu fürchten haben, wenn ihr muthvoll seid, und bereit, das Eurige zu thun. Die wenigen Hunderte, ohne Reiterei, und bald von allen Seiten umringt und geängstigt, dürfen euch nicht beunruhigen. Der Feind ist nicht im Stande, etwas zu unternehmen. Um so weniger, da die Generale Tschernyscheff, Benkendorf und Dörnberg bereits am 25. dieses Monats über die Elbe gegangen sind, alle diesseits gestandenen feindlichen Vorposten aufgehoben, und ihre Vorposten bereits bis Salzwedel vorgeschoben haben."

Niemals hat sich eine Versicherung dieser Art glänzender bewährt. Man vertraute zwar den gegebenen Hoffnungen gern, niemand aber konnte eine solche Er-

füllung erwarten, wie die war, welche alsbald erfolgte! Da man erfuhr, daß bei den Truppen des Generals Morand viele Sachsen befindlich, so erließ Tettenborn einen Aufruf an sie, der sie zum Uebergehn aufforderte, und also lautete: „Sachsen! Hört, was ich euch sagen werde: ihr seid betrogen und verrathen! Die Franzosen schleppen euch im Lande herum, hierhin, dorthin, um das Landvolk zu schrecken, das in gerechter Wuth über die von den Franzosen erlittenen Mißhandlungen überall die Waffen ergreift; sie schleppen euch herum, um unter euerm Schutze sich selbst vom Untergange zu retten. Ihr seid von tausend Kosaken und Jägern umringt, und schon läutet die Sturmglocke im ganzen Lande. Alles, was deutsch ist, steht auf; und ihr nur wollt noch fechten für eure Unterdrücker, und gegen die, welche euch befreien wollen? Ihr wißt nicht, was vorgeht; die russischen und preußischen Heere rücken bereits unaufhaltsam in eurem Vaterlande vor; in Dresden sprengte Davoust eure schöne Brücke aus Muthwillen, um sich an den Einwohnern zu rächen, die dem General Reynier die Fenster eingeworfen und einige drohende Reden gegen übermüthige Franzosen ausgestoßen hatten. Ueberall flieht der Feind aus eurem Vaterlande, alle Gegenden verheerend, durch welche er zieht. Jetzt bedenkt und erwägt! Wollt ihr noch fechten gegen uns, so ist Untergang, schmählicher Untergang euer Loos; denn jeder Deutsche, so hat der Kaiser, mein Herr, befohlen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wird, soll nach Sibirien geschickt werden. Wollt ihr dagegen nicht fechten für eure Feinde, so werdet ihr an uns eure Brüder finden."

Der Zeitpunkt schien günstig, um die zwar schon eingeleitete, aber noch auf Schwierigkeiten stoßende Errichtung der Bürgergarde rasch durchzusetzen, und in dieser Absicht erschien am 29. März abermals eine Bekanntmachung an die Einwohner Hamburgs, deren unruhige Besorgniß schon wieder einigermaßen in thätigen Eifer erloschen war und nur durch wenige Uebelgesinnte noch genährt wurde; sie lautete: „Gerüchte, wie die, welche gestern in Umlauf waren, liefern einen untrüglichen Probestein des Muthes und der Festigkeit des Volks. Hamburger! ich habe den eurigen bewährt gefunden, und ich lobe das Vertrauen, welches ihr in die Maßregeln setztet, die von mir zur Sicherheit der Stadt genommen waren. Eure Selbstvertheidigung darf sich jedoch nicht auf ein augenblickliches Aufgebot, das nur im Momente der Gefahr stattfindet, gründen, sondern muß gehörig vorbereitet und geordnet sein. Damit ihr Vertrauen zu euch selbst gewinnt, soll die Bürgergarde unverzüglich organisirt werden. Eilet, euch einschreiben zu lassen, eilet, ein mächtiges Bollwerk gegen jeden vorrückenden Feind aufzustellen! Heß ist euch zum Anführer gesetzt, vertraut ihm, wie er euch vertraut. Das große Ziel der Befreiung im Auge, muß jeder mit seiner ganzen Kraft es zu erreichen beitragen, und Hamburg müsse unter allen Städten des sich befreienden Deutschlands groß, würdig und kraftvoll gerüstet dastehn."

Bevor jedoch der Erfolg dieser Anordnungen gegen den Feind wirksam werden konnte, übereilte diesen, unter welchem leider die Sachsen mitbegriffen blieben, ein rasches Verderben. Der englisch-hannöversche General

von Dörnberg, eine aus Russen und Preußen gemischte Schaar von etwa 2000 Mann befehligend, war schon am 14. März bei Werben über die Elbe gegangen, hatte sich aber vor der feindlichen Uebermacht, die sich von Magdeburg aus gegen ihn wandte, wieder auf das rechte Elbufer zurückziehen müssen. Inzwischen war General Morand mit 3000 Mann und 11 Kanonen über Tostädt nach Lüneburg vorgerückt, wo die Einwohner kurz vorher unter dem Beistand von 50 Kosaken eine französische Schwadron, welche die Stadt besetzen wollte, mit den Waffen in der Hand zurückgetrieben hatten. Ein hartes Schicksal schien deßhalb die unglückliche Stadt zu erwarten, und keine Hülfe sie retten zu können. Die Franzosen waren kaum eingerückt, als sie auch schon die Schlachtopfer aussuchten, die ihrer Rache fallen und am 2. April Vormittags erschossen werden sollten. General von Dörnberg hatte sich aber mit Tschernyscheff und Alexander von Benkendorf vereinigt, war auf's neue über die Elbe gegangen, und gegen Lüneburg stracks im Anzuge. Sie trafen eben zu rechter Zeit ein, um die Sache des Feindes zu hindern, und griffen ihn mit Ungestüm an. Die Franzosen wehrten sich tapfer, doch als General Morand tödtlich verwundet worden, und nirgends ein Ausweg zu ersehen war, streckten die übrigen das Gewehr. Tettenborn hatte dem Feinde 600 Kosaken in den Rücken geschickt, und ihm dadurch jedes Entkommen unmöglich gemacht. Ein vollständigerer Sieg und ein glänzenderes Gefecht können wohl schwerlich gefunden werden. Die Truppen hatten die größte Tapferkeit bewiesen, und den durch Zahl und Stellung stärkern Feind nicht nur geschlagen, sondern

vernichtet. Die Einwohner selbst hatten abermals an dem Gefechte Theil genommen, und mehrere Franzosen niedergemacht. Man rühmte auch die Unerschrockenheit eines Lüneburger Mädchens, Johanna Stegen genannt, die im heftigsten Feuer den preußischen Jägern Pulver und Blei zugetragen hatte.

Der Sieg Dörnberg's bei Lüneburg verbreitete in Hamburg die außerordentlichste Freude, die zaghaftesten Gemüther wurden wieder beruhigt, man faßte wieder Vertrauen und neuen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Dieser Ausgang brachte alles schnell wieder in Bewegung, was in der Erwartung und Ungewißheit desselben gestockt hatte. Jetzt erst glaubten sich endlich auch die an den Kaiser abgeordneten beiden Rathsherren mit Sicherheit auf die Reise begeben zu können.

Indeß mußte der diesmal gescheiterte Versuch der Franzosen, sich wieder an der Niederelbe festzusetzen, die Besorgniß begründen, daß ein solcher sich günstiger wiederholen könnte; überhaupt aber gewährte der Gang der Kriegsereignisse in Sachsen nicht mehr die glänzenden Hoffnungen, welche man vor einiger Zeit gehegt hatte, Deutschland baldigst bis an den Rhein befreit zu sehen. Unter solchen Umständen konnte auch Hamburg noch große Gefahr zu bestehen haben, und wurde es nöthig, die rasche Eroberung der Kosaken durch gediegene Vertheidigungsmittel zu behaupten. Da die Hauptstärke der Russen und Preußen in Sachsen keine Truppen mehr abgeben konnte, so blieb Tettenborn auf die Mittel angewiesen, die er selber noch erst hervorrufen sollte. Außer den 500 mecklenburgischen Grenadieren, die sein persönliches Uebergewicht ihm geschafft

hatte, erlangte er noch mit Mühe, daß ihm der preußische Hauptmann von Lucadou mit 200 Mann zugeschickt wurde. Die hannöverschen Truppen, die sich unter Tettenborn's Schutz und Beistand eiligst zu bilden angefangen hatten, waren entweder noch nicht fertig, oder die schon fertigen die Elbe weiter hinauf gezogen, wo sich unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Wallmoden ein besonderer Heertheil des künftigen Nordheeres bilden sollte. Unter diesen Umständen verdoppelte Tettenborn seinen Eifer, die hanseatischen Truppen baldigst ins Feld zu stellen. Hamburg lieferte 2 Bataillons und 6 Schwadronen, Lübeck 2 Schwadronen und 600 Mann zu Fuß. Das erste Bataillon wurde dem Hauptmann von Stelling anvertraut, das zweite dem Hauptmann von Glöden, die 600 Lübecker bildeten mit den 200 Preußen des Hauptmanns von Lucadou unter dessen Anführung das dritte hanseatische Bataillon. Die Reiterei der Hanseaten betrug gegen 1000 Pferde; die erste Schwadron, von ihrem Rittmeister Godefroy befehligt, übte der Rittmeister von Herbert ein, und führte sie auch zuerst gegen den Feind in einem glücklichen Streifzug jenseits der Elbe. Ein Bürger von Hamburg, Namens Hanfft, hatte auf eigne Kosten eine ganze Schwadron ausgerüstet, meistens Schlächtergesellen, weil er selbst ehemals Schlächtermeister gewesen war; weil er jedoch zur Befehlführung nicht taugte, so wurde er nur als Stabsrittmeister angestellt, und dadurch sein Ehrgeiz mehr gekränkt als befriedigt. Auch an Geschütz wurde gedacht, und es gelang, zwei Batterien zu errichten, eine von 6 Stücken zu Fuß, welche dem Hauptmann Wertheim, und eine reitende von gleicher Anzahl, welche

dem Hauptmann Spooreman übertragen wurde; außer diesen beiden Offizieren, die sich willig angeboten, wäre kein dritter dieses Fachs zu finden gewesen! Eben so hielt es schwer, die nöthigen Artilleristen zur Bedienung der Kanonen zusammenzubringen, da hier unmöglich, wie bei andern Waffen, bloße Neulinge eintreten durften. Beinahe alle Gegenstände der Bewaffnung und Ausrüstung fehlten, und waren nur mit unsäglicher Mühe und großen Kosten zusammenzubringen. Nicht allein, daß es an Gewehren mangelte, auch sogar Pistolen und Säbel waren nicht in hinreichender Anzahl aufzutreiben; in der Eile wurden fürerst Piken für das Fußvolk ausgetheilt; auch einige Schwadronen empfingen statt der Säbel nur Lanzen, welche sie nachher aus Wahl beibehielten.

Die Bürgergarde, gleichfalls fürerst nur mit wenigen Gewehren, und größtentheils nur mit Piken versehen, wurde fleißig geübt, und fing nach und nach an, sich in das ungewohnte Neue zu finden, und der Ernst der Sache drängte schnell alle die Spielereien und Lächerlichkeiten zurück, welche bei solchen erst im Entstehen begriffenen Anstalten kaum zu vermeiden sind. Herr von Heß griff die Sachen entschieden und tüchtig an, und leistete Außerordentliches. Wären unter allen diesen Bewaffneten nur 1000 Mann Preußen oder andre deutsche Soldaten von einiger Dienstkenntniß und Kriegserfahrung gewesen, so hätte sich das Neue, dem es nur an Unterricht und Muster fehlte, bald an dem Alten erziehen und ihm gleichartig werden können. Allein die Mannschaft, welche den Hanseaten und der Bürgergarde zum Vorbild und Anhalt dienen konnte, war der

Zahl nach zu gering, und überdies auch selber schon größtentheils anderweitig gebraucht.

Die Bewegung des General Morand, die mit der Niederlage bei Lüneburg geendigt hatte, war in der That nicht so ganz planlos gewesen, als sie beim ersten Anblick scheinen mochte. Es zeigte sich gleich darauf, daß sein Vorrücken gemeinschaftlich mit andern Truppen, welche von der Elbe kamen, angeordnet und Lüneburg zum Vereinigungspunkte bestimmt gewesen war. General Montbrun rückte mit 4000 Mann, denen der Marschall Davoust an der Spitze der Haupttruppe folgen sollte, am 4. April in Lüneburg ein, wo er aber statt des Generals Morand nur die Spuren seiner Niederlage fand. Dörnberg hatte sich nämlich nach Boitzenburg zurückgezogen, um den dortigen Uebergang über die Elbe, den der Feind wohl hätte mit seiner Macht versuchen können, zu vertheidigen. Hamburg sah sich auf's neue bedroht, die Stadt war offen, zwar mit Wällen umgeben, aber die Brustwehren und Thore waren abgetragen, und die Brücken überall untergrammt; es fehlte an Geschütz, die Besatzung bestand fast nur aus Reiterei. Die Einwohner kamen in große Bewegung; man hatte durch die frühere Unruhe schon gelernt, daß Hamburg der Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden könne, und daß man auf ernsthafte Prüfung gefaßt sein müsse. Der Muth und Eifer der Bessern war mit diesem Gedanken vertraut, und zweifelte nicht, sich gegen den verhaßten Feind durch eigne Kraft zu behaupten. Tettenborn versäumte keinen Augenblick, die Maßregeln zu treffen, welche die Umstände erforderten und zuließen. Die Truppen wurden in Be-

reitschaft gesetzt, die gefahrvollsten Punkte bewacht, und wo Ueberschwemmungen möglich waren, diese so weit vorbereitet, daß sie auf den ersten Wink eintreten konnten. Glücklicherweise waren in diesen Tagen einige tausend Gewehre aus England angekommen, und konnten sogleich vertheilt werden. Die drei hanseatischen Bataillone wurden nun völlig bewaffnet; auch 3000 Mann der Bürgergarde empfingen Flinten, die übrigen mußten sich noch ferner mit Piken behelfen. Der Major von Berger, der mit seinem Bataillon in Ratzeburg nur auf Waffen gewartet hatte, setzte sich sogleich nach deren Empfang in Marsch gegen die Elbe. Das erste hanseatische Bataillon marschirte nach Bergedorf, das dritte nach dem Zollenspieker, während das zweite noch in Hamburg blieb. Auch einige hanseatische Reiterei rückte schon aus; die erste Schwadron unter der Leitung des Rittmeisters von Herbert. Beim Zollenspieker kamen am 6. April die ersten hanseatischen Truppen mit den Franzosen in's Gefecht. Eine Abtheilung von 20 lübeckischen Schützen nebst 10 Dragonern zu Fuß war über die Elbe gegangen, um Nachricht von dem Feinde einzuziehen. Sie stießen beim ersten Dorfe auf etwa 80 Mann französischen Fußvolks, mit welchen sie ein lebhaftes Geplänkel anfingen, worin die Franzosen einige Leute verloren und zwei Lübecker verwundet wurden. Der Feind wagte sich trotz seiner Ueberlegenheit fast gar nicht hervor, und die Hanseaten gingen unverfolgt und ohne weitern Verlust über die Elbe zurück. Die Kosaken hatten ebenfalls fortdauernd glückliche Scharmützel, und täglich sah man in Hamburg Gefangene und Ueberläufer, bald in größerer, bald in geringerer Zahl, ein-

bringen. Der Feind fand nicht rathsam, an der Elbe zu verweilen, wo zahlreiche Streifparteien in seinem Rücken jeden Angenblick seine Verbindungen unterbrachen, und ihm bei jedem unerwarteten Angriff das Beispiel des Generals Morand schreckend vorschweben mußte. Er zog sich von dem Ufer zurück. General Montbrun räumte am 9. April Lüneburg, und der Marschall Davoust ging mit allen seinen Truppen hinter die Aller zurück, deren Brücken er sorgfältig hinter sich abbrach. Den größten Theil der russischen Reiterei nebst 2 hanseatischen Schwadronen und 2 russischen Kanonen sandte hierauf Tettenborn unter Anführung des Oberstlieutenants von Benkendorf gegen die Weser und bis vor die Thore von Bremen. Viele einzelne Unternehmungen und Plänkeleien, die immer glücklich ausfielen, übten die neuen Truppen, die mit den Kosaken vereint den Dienst versahen, und hielten den Feind in Unruhe.

Man hatte jedoch bei dieser Gelegenheit eingesehen, wie nothwendig es sei, Hamburg vor einem ersten Anfall zu schützen, und war bedacht, die Stadt in ordentlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Diese Aufgabe war nicht klein. Tettenborn ließ durch den Major von Pfuel die Oertlichkeit genau in Augenschein nehmen, und die Punkte bestimmen, wo Schanzen angelegt werden sollten. Die erste Vertheidigungslinie war die Elbe selbst, mit ihren vielen Inseln, vom Zollenspieker bis Haarburg, allein bei einer Ausdehnung von vier Meilen blieb es schwer, jeden Punkt derselben mit so wenigen Truppen zu besetzen, und es war zu vermuthen, daß es dem Feinde bei wiederholten Angriffen gelingen müsse, irgendwo durchzubrechen. Die ganze

Gegend besteht aus Niederungen, die durch Deiche gegen Ueberschwemmungen geschützt, und mit unzähligen Gräben durchschnitten sind. Der ganze Billwärder konnte unter Wasser gesetzt werden, und die zweite Vertheidigungslinie bilden, in welcher die Stellung am Eichbaum von besonderer Wichtigkeit war. Die Hauptsache blieb aber immer die nächste Vertheidigung der Stadt durch ihre Wälle und durch einige vorliegende Werke, die theils aus alter Zeit übrig waren, theils erst errichtet wurden. Der Hammer Brook, der ganz überschwemmt wurde, machte von dieser Seite Hamburg unangreifbar, so lange die Brücken über die Bille vertheidigt wurden, und hier waren die besten Vorkehrungen getroffen. Ueberall an den bedrohten Stellen wurden Schanzen aufgeworfen und einiges Geschütz aufgestellt, das, so unzulänglich es auch war, doch der Vertheidigung ein gutes Aussehn gab; der Hauptwall erhielt seine Brustwehr wieder, so wie auch die Außenwerke an dem Steinthore; die Eingänge wurden durch Schanzen gedeckt, die unterdammten Thorbrücken wieder in ihren ehemaligen Zustand gebracht, indem man die Erde in tiefen Einschnitten wegnahm, und so den Graben herstellte. Auch auf der sogenannten Feddel, einer Insel jenseit des Grasbrooks, stiegen Schanzen empor.

Alle diese Arbeiten wurden mit Eifer betrieben und bis zu Ende thätig fortgesetzt, so daß man über das, was in der kurzen Zeit fertig oder doch der Vollendung nahe war, nicht genug erstaunen konnte. Die Franzosen selbst, so gern sie die Anstalten der Russen verkleinert und geschimpft hätten, konnten nicht umhin,

das Geleistete öffentlich zu loben. Außer dem Major von Pfuel hatte der Hauptmann Schäffer, ein vorzüglicher Genieoffizier, das größte Verdienst um diese Sache; in dem weiten Bereich dieser Befestigungen ordnete er alles selbst an, führte die beständige Aufsicht, und leitetete alles mit eben so großem Eifer, als bewährter Geschicklichkeit; ohne sich seiner Leistungen zu überheben, wirkte er im Stillen mit unermüdeter Anstrengung fort, und war nicht allein geschäftig, die Schanzen gegen den Feind anzulegen, sondern auch sie gegen ihn zu vertheidigen, wie er denn auf der Insel Wilhelmsburg., auch außer seinem Beruf, freiwillig unter die vordersten Plänkler in's heftigste Feuer ging.

Zu gleicher Zeit war auch die Unzulänglichkeit der Bürgergarde vielfach zur Sprache gekommen, und die wohlgesinnteren Bürger selbst wünschten nichts eifriger, als sie geregelt und in strengerem Dienst unterrichtet zu sehen, um sie aus dem ungewissen Schwanken zu reißen, in welches die Unwissenheit über das, was zu thun sei, und wie man sich in eintretenden Fällen zu benehmen habe, sie immer auf's neue versetzen mußte. Friedrich Perthes war hiezu besonders thätig, und indem er kräftig zur Einigkeit rieth und wirkte, und seinen Freund Heß auf alle Weise unterstützte, war er zugleich bedacht, von einer andern Seite zu ersetzen, was diesem fehlte. Man bedurfte eines einsichtsvollen, kriegserfahrenen und dienstkundigen Offiziers, der mit Heß gemeinschaftlich an der Spitze stehen, und die Formen, die zu militairischer Brauchbarkeit unentbehrlich sind, nach und nach einführen sollte. Tettenborn konnte keinen seiner Offiziere diesem Geschäft ganz hin-

geben, dem nur wenige im Stande waren vorzustehen, und das auch niemanden anlocken konnte, der schon an seinem militairischen Platze stand. Um so glücklicher war es, daß grade derjenige, welcher durch Herz und Geist und Kenntniß dazu am meisten erwünscht sein mußte, wenigstens zum Theil diesen Auftrag erhielt. Der Hauptmann von Canitz wurde bestimmt, Heß mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dies geschah mit dem besten Erfolg, und es wurde geleistet, was nur immer in der kurzen Zeit und unter diesen Umständen möglich war. Freilich wäre zu wünschen gewesen, daß er ganz und gar den Oberbefehl über diese Bürgergarde übernommen hätte, allein eben so sehr schien der Geist dieser Anstalt einen Hamburger, und einen Bürger, zum Anführer zu erheischen, als das Verhältniß eines preußischen Offiziers nicht wohl auffordern konnte, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen. Canitz verfaßte jedoch, außer dem wohlthätigen Einfluß, den er im allgemeinen ausübte, für die Bürgergarde eine schriftliche Anweisung, wie sie sowohl vor dem Feinde als auch in jedem andern Dienste sich zu verhalten habe, und legte so den Grund zu einer Anordnung und Brauchbarkeit, die leider nicht Zeit behielt, sich völlig zu entwickeln.

War in diesem Zweige der hamburgischen Angelegenheiten vieles, was den treuen Freund der vaterländischen Sache bekümmerte, und nach Mitteln aussehen ließ, das Gehemmte zu fördern, das in falscher Richtung Schreitende zu berathen, so mußte in andern Zweigen, die nicht so unmittelbar mit der russischen Behörde zusammenhingen, und durch deren Antrieb

gekräftigt werden konnten, der Mangel an lebhafter Regsamkeit und geordnetem Eingreifen zu wahrer Verwirrung werden, für welche man vergebens sich nach Hülfe umsah. Es wurde bei dieser Gelegenheit zum Erstaunen offenbar, wie karg unter die Menschen die Gabe staatsordnender Einrichtungen und die Fähigkeit zu gesetzgeberischer Wirksamkeit vertheilt sind. Jeder weiß, was noth thut, jeder erkennt den Fehler, wo es gebricht, jeder fühlt sich willig, zum Guten zu helfen; aber öffentliches Auftreten, entschlossenes Anfangen und Fortreißen der Genossen wird durch tausend Umstände des bürgerlichen und geselligen Lebens gehindert, so daß es dann immer an dem Ersten fehlt, ohne welchen die zahlreichen Zweiten und Dritten sich in ungenutzter Anlage verlieren. Der Mangel an sittlichem Halt in den Begriffen und die Abwesenheit fester Grundzüge in den Gemüthern des Volks hindern jede durchgreifende Maßregel Einzelner, die nicht von Gewalt, ja von Schrecken begleitet ist.

Eine Hoffnung jedoch, diesem Uebel in der Folge abgeholfen zu sehen, zeigte sich auch für Hamburg in der gemeinsamen Verwaltungsbehörde, welche der Kaiser von Rußland und der König von Preußen für das nördliche Deutschland einsetzten, und der Leitung des Ministers Freiherrn vom Stein übertrugen. Die Lage der Dinge forderte laut einen solchen Mann, in dessen starker Seele der Eifer für die vaterländische Sache zu heftiger Leidenschaft geworden war. Sein untadlicher Wandel und die Reinheit seiner Gesinnung gaben ihm das Recht furchtloser Strenge und Wahrheit gegen jedermann. Als seine Gehülfen nannte man die treff-

lichsten Männer. In Hamburg hegten mehrere angesehene Einwohner den Wuusch, es möchte der preußische Geheime Staatsrath Niebuhr als Beauftragter der Mächte dort erscheinen; in seiner frühern Stellung als Bankdirektor zu Kopenhagen hatte er den Ruf großer Geschäftskenntniß und strenger Rechtschaffenheit erworben, und wiewohl er seitdem in Preußen aus aller Staatsthätigkeit zurückgetreten war, um sich ganz seinen gelehrten Arbeiten zu widmen, so hatte er doch diese bei dem ersten Schimmer der bessern Hoffnungen wieder verlassen, in Berlin ein neues Tageblatt, den preußischen Korrespondenten, gegründet, und suchte kräftigst im vaterländischen Sinn einzuwirken. Mit Perthes, Heß, mit Dehn in Altona, und vielen Andern, stand er in freundschaftlichen Beziehungen; es war die Rede davon, aus eignem Antrieb ihn zu berufen, da er denn, an der Spitze solchen Zutrauens, leicht die Bestätigung abseiten der Mächte würde empfangen haben. Das Gerücht nannte bald auch andre preußische Staatsbeamte, denen die Verwaltung der Hanseстädte abseiten Stein's zugedacht sein sollte, und mit Wohlgefallen wurde der Name Stägemann vernommen; allein die Ernennung verzögerte sich, und fiel endlich auf keinen der Genannten, sondern auf den russischen Geheimen Rath von Alopeus, den ältern der beiden Brüder, einen Mann von starkem Karakter und von großem Rufe in der Diplomatik, der aber selbst bekannte, sich in seiner neuen Bestimmung noch ziemlich fremd zu fühlen. Er war zum Kommissarius für die deutschen Länder nördlich der Elbe bestellt, traf aber in einer Zeit ein, wo Hamburg schon täglich in Gefahr schwebte, und er blieb

daher in Mecklenburg, wo er späterhin sich der hamburgischen Sachen zwar annehmen wollte, jedoch ohne Frucht und fast schon ohne Gegenstand. Für Hamburg fiel also diese wichtige Hülfe, welche sich aus der Stein'schen Verwaltungsbehörde hätte ergeben können, durch die anfängliche Säumniß und die nachherigen Umstände gänzlich aus.

Inzwischen hatte Tettenborn von Seiten der Dänen immer größere Annäherung erfahren, sie bewarben sich fortdauernd um die Freundschaft der Russen, und suchten dieselbe durch zuvorkommende Gefälligkeit zu verdienen. Nicht nur die Russen und Hamburger, sondern auch die Engländer selbst, fanden die Elbschifffahrt vollkommen frei, sogar von Altona segelten Schiffe nach England ab, das Kriegsverhältniß zwischen Dänemark und England schien vergessen; auch späterhin, als die Elbe wegen der französischen bewaffneten Fahrzeuge nicht mehr sicher war, ging der Postenlauf nach England durch Holstein bis zum Ausfluß der Elbe ohne irgend ein Hinderniß. So war auch an die dänischen Behörden in Holstein der Befehl von Kopenhagen ergangen, die von den Russen wieder eingesetzten hanseatischen Obrigkeiten anzuerkennen, und mit ihnen als solchen in Verkehr zu treten. Noch entschiedener bezeigte sich die freundschaftliche Gesinnung der Dänen durch die vertrauliche Eröffnung, welche Tettenborn abseiten der dänischen Befehlshaber empfing, daß sie angewiesen seien, alle ihre dortigen Truppen, sobald der General es verlange, ihm zur Besetzung von Hamburg und Lübeck anzubieten.

Was mit dieser letztern Zuvorkommenheit gemeint

sei, erklärte sich bald durch ein Schreiben des Fürsten Sergius Dolgorukii, der am 23. März mit besondern Aufträgen des Kaisers Alexander in Kopenhagen angekommen, und mit dem dänischen Kabinet in rasche Verhandlung getreten war. Der Kaiser, wohlgesinnt für Dänemark, hatte wie überall so auch hier den Weg der Güte und Ausgleichung versuchen wollen, und seinen Abgesandten beauftragt, dem dänischen Hofe für den Verlust von Norwegen, der durch die früheren mit Schweden geschlossenen Verträge wider Dänemark ausgesprochen war, reichliche Entschädigung zu verheißen, im Falle Dänemark gleich auf der Stelle dem französischen Bund entsagen und seine Waffen mit denen der Russen und Preußen vereinigen wollte. Der dänische Hof war auf diese Eröffnung eingegangen, und wünschte sich in der Aussicht auf jene Entschädigung zunächst der Hansestädte zu versichern. Der Fürst Dolgorukii, erfreut über das schnelle Gelingen seiner Unterhandlung, und voll Eifer, der Sache der Verbündeten einen im Augenblicke so bedeutenden Zuwachs von Streitkräften zuzuwenden, sagte den Dänen die einstweilige Besetzung von Hamburg und Lübeck zu, und forderte demgemäß Tettenborn auf, ungesäumt die beiden Städte den dänischen Truppen zu überlassen, und dagegen deren unmittelbare Mitwirkung gegen die Franzosen zu gewärtigen. Tettenborn, höchst betroffen über eine Zumuthung, welche den Fortgang des so glücklich begonnenen Werkes der Befreiung plötzlich zu hemmen, das Beispiel des Aufstandes gegen den Feind für das übrige Deutschland zu vernichten, und alle Hülfsquellen dieser Gegenden für den Augenblick in fremde Hände zu

liefern drohte, war weit entfernt, hierauf so schnell einzugehen. Er wußte, daß des Kaisers Absicht nicht sei, die kaum hergestellte Freiheit und Selbstständigkeit der Hansestädte gefährden zu lassen, er durchschaute die Sache in allen ihren Beziehungen, sowohl politischen als militairischen, und versagte einen Schritt, welchen auszuführen er sich nicht einmal für befugt halten durfte. Er antwortete dem Fürsten Dolgorukii, daß er eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht ohne unmittelbaren Befehl seiner Kriegsobern entscheiden könne, und überdies das Geforderte dem Vortheile des Kaisers und seiner Verbündeten keineswegs gemäß halte. Er beförderte sogleich einen Eilboten in das große Hauptquartier, um über diesen Vorgang zu berichten, und die wahre Lage der Dinge dort würdigen zu lassen. Was er vorausgesehen hatte, geschah; der Kaiser Alexander belobte Tettenborn's richtige Ansicht und kluge Zurückhaltung, und empfahl ihm die fernere Behauptung der beiden Städte; der Fürst Dolgorukii, so wurde hinzugefügt, sei in seinem Eifer, wenn auch in bester Absicht, zu weit gegangen, und seine mit dem dänischen Kabinet genommene Abrede wurde als ein Ueberschreiten seiner Vollmachten für ungültig erklärt. Den dänischen Befehlshabern, welche nach den von Kopenhagen empfangenen Weisungen nun immer zudringlicher ihren Beistand anboten, und sich bereit erklärten, Hamburg und Lübeck mit ihren Truppen zu besetzen, dankte Tettenborn mit großer Höflichkeit für ihr Anerbieten, von welchem er sich vorbehielt Gebrauch zu machen, sobald die Umstände, die jedoch in diesem Augenblicke noch nicht dringend wären, es erheischen würden. So sahen sich

die Dänen, welche gemeint hatten ihre Bereitwilligkeit nur zeigen zu dürfen, um eiligst in den Besitz der beiden wichtigen Städte zu gelangen, jetzt nur auf weiteres Abwarten verwiesen, und durch ihr eignes Wort sich zu denjenigen Leistungen verpflichtet, die abgesondert von dem vorausgesetzten Gewinn ihnen nur eine bedenkliche Last seyn konnten!

Das dänische Kabinet verfolgte indeß, ungeachtet das Ausweichen Tettenborn's einige Verstimmung verursachte, seine neue Richtung mit thätigem Eifer. Dänemark schien in der That, den Verbündeten angeschlossen, nach eigenem Willen eine große Rolle übernehmen zu können, sich gewissermaßen die Stelle und das Verdienst, welche für Schweden offen standen, noch vor diesem aneignen, und bei günstiger Wendung des Krieges die größten Vortheile hoffen zu dürfen. In diesem Sinne wurden ungesäumt die nöthigen Schritte gethan. Der Graf Karl von Moltke wurde an den russischen Kaiser, der Graf Joachim von Bernstorff mit umfassenden Vollmachten nach London abgefertigt, um Dänemarks Beitritt zu dem Bunde gegen Frankreich anzubieten, und auf möglichst vortheilhafte Bedingungen abzuschließen. Tettenborn empfing von beiden Unterhändlern auf ihrer Durchreise durch Hamburg die besten Zusicherungen über die Entschiedenheit jenes Beitritts, und über den Nachdruck, mit welchem derselbe ausgeführt werden würde; sie wiederholten eifrigst das Anerbieten dänischer Hülfstruppen, und in gleichem Sinne lauteten die fernern Briefe des Fürsten Dolgorukii aus Kopenhagen, so wie die Erklärungen des Generals von Wegener und des Oberstlieutenants von

Haffner, welche wiederholt versicherten, sie hätten Befehl, ihre Truppen auf das Verlangen Tettenborn's vorrücken zu lassen. Einen unangenehmen Eindruck machten neben diesen Versicherungen einige freilich aus untergeordnetem Betrieb hervorgegangene Versuche, unter den Einwohnern von Hamburg den Wunsch anzuregen, daß die Stadt sich in den Schutz und die Obhut Dänemarks begeben möchte, wobei denn die Gesinnungen und Absichten der Russen mehrfach verdächtigt, und auch die Verhandlungen des Fürsten Dolgorukii in mancherlei Entstellungen absichtlich verbreitet wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn allerdings manche Hamburger unter solcherlei Gerüchten und Vorstellungen einiges Bedenkliche aufgriffen, und mit der Zuversicht auch den Eifer sinken ließen. Doch von andrer Seite wurde derselbe wieder um so stärker angefacht.

Während alles dieses vorging, begann es nämlich an der obern Elbe, nach einem langen, damals unbegreiflich dünkenden, und gewiß höchst nachtheiligen Stocken der Kriegsbewegungen, nach und nach lebhaft zu werden, und alles deutete auf ein nachdrückliches Vorrücken der Heere. Die Schweden, die noch zögerten, die Dänen, die bereit standen, beide schienen kaum noch einigen Theil an dem Feldzuge gewinnen zu können. Das, was geschehn war, schien über das, was bevorstand, zu täuschen. Die nordischen Hülfstruppen konnten der, wie man meinte, anderweitig genugsam verbürgten Sicherheit Hamburgs ein überflüssiger Zuwachs erscheinen, die Aufstände in den Ländern jenseits der Elbe versprachen einen ungeheuren Stoff zur Bil-

dung neuer Kriegsvölker, wie damit auch im Mecklenburgischen, in Hamburg und Lübeck thätig fortgeschritten wurde. Diese und ähnliche Betrachtungen mögen wohl Ursache gewesen sein, daß man nicht für nöthig hielt, neue Truppen nach der untern Elbe abzusenden, indem nur etwa 150 Mann preußischer Dragoner unter dem Major von Schill, einem Bruder des bei Stralsund gebliebenen, als einziger Nachschub ankamen. Dagegen traf am 17. April der Generallieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der den österreichischen Kriegsdienst mit dem großbritannischen vertauscht hatte, aber auch dem russischen angehörte, und die Bestimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheers zu befehligen, der aus verschiedenen Bundestruppen zusammengesetzt werden sollte. Der Ruf seiner Auszeichnung in frühern Feldzügen, seines hellen Blicks in die Staatsverhältnisse, seiner tapfern Enschlossenheit vor dem Feind, und der edlen Eigenschaften seines Gemüths, war ihm vorausgegangen, und vielmals wurde sein Name in Deutschland mit großen Erwartungen genannt. Er fand keine andern Truppen vor, als die wenig zahlreichen Abtheilungen Tettenborn's, Dörnberg's und Benkendorf's, und die neuerrichteten, kaum völlig ausgerüsteten und jedenfalls ungeprüften Schaaren, welche wenigstens einer Beimischung alter Truppen bedurft hätten, um an diesen einen festen Anhalt zu finden. Da jede jener Abtheilungen in ihrer Weise thätig war, und schon ihre durch den Augenblick gebotene Aufgabe hatte, so war an Zusammenziehen dieser Kräfte nicht zu denken, und eben so wenig an eine strenge Einheit des Oberbefehls, da auf allen Punkten

die Umstände schnell wechselten, und rasche Maßregeln forderten. Wallmoden erkannte diese Lage der Dinge und wollte nicht störend in sie eingreifen; er ließ Tettenborn die hamburgische Sache in der angefangenen Art fortführen, und begab sich nach Lauenburg und weiter hinauf an der Elbe, von wo er später einige glückliche Züge gegen den General Sebastiani und den Marschall Davoust unternahm.

Tettenborn, der häufig den Uebungen der Fußvölker beiwohnte, und sowohl die Hanseaten und Bürgergarden, als auch die Arbeiten an den Festungswerken fast täglich in Augenschein nahm, hatte auch den Feind nicht aus den Augen verloren, sondern eine starke Schaar Reiterei nebst zwei russischen Kanonen unter Anführung des Oberstlieutenants Konstantin von Benkendorf gegen die Weser vorgeschickt. In Bremen war seit dem 27. März mit Napoleon's besondern Aufträgen der General Vandamme angekommen, und sollte in die vom General Carra-Saint-Cyr nur lässig betriebene Kriegsanstalten größere Thätigkeit bringen. Das Erscheinen der Russen und Hanseaten so nah vor den Thoren setzte ihn in Wuth, allein da ihm wenig Reiterei zu Gebote stand, so konnte er nichts ausrichten. Die kleinen Gefechte fielen stets zum Vortheil der Russen aus. Fast täglich wurden aus dortiger Gegend Gefangene nach Hamburg eingebracht. Mit Ungeduld sah Tettenborn dem Tage entgegen, an welchem er an der Spitze der neuen Fußvölker ausmarschiren könnte, um das dem Feind so lang überlassen gebliebene und unter seinen Mißhandlungen seufzende Bremen ebenfalls zu befreien und als Hansestadt wiederherzustellen.

Man hatte unabläſſig und mit unſäglicher Anſtrengung an der Ausbildung dieſer Truppen gearbeitet; in der Erwartung, ſie in kurzem ſo weit gefördert zu ſehn, daß ſie dem Feind entgegengeführt werden könnten, wurde am 21. April in der großen St. Michaelis-Kirche die feierliche Weihe der Fahnen angeordnet, die von edlen Hamburgerinnen kunſtreich und prächtig geſtickt worden waren. Der ehrwürdige Senior der hamburgiſchen Prediger, Doktor Rambach, verrichtete die Feierlichkeit in Gegenwart Wallmoden's und Tettenborn's, des Senats, und einer großen auserleſenen Verſammlung, unter Paradirung aller in Hamburg anweſenden Truppen. Die allgemeine Stimmung machte den Tag zu einem rührenden und begeiſternden Feſte, und die vaterländiſche Geſinnung wurde hier durch die frommen Eindrücke kirchlicher Gebräuche geſteigert und befeſtigt. Auch das für die Einwohner der Hanſeſtädte eingeführte Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde wurde nun immer häufiger am Hut getragen, und bald ohne irgend ein Geſetz ſo allgemein, daß ſich niemand ohne daſſelbe zeigen durfte. Als eines beſondern Ausdrucks der Geſinnungen der Hamburger für Tettenborn müſſen wir hier noch gedenken, daß demſelben durch einſtimmigen Beſchluß des Senats und der Bürgerſchaft das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde, eine Auszeichnung, welche ſeit dem tauſendjährigen Beſtehen der Stadt auf dieſe Weiſe vor ihm niemandem widerfahren war. Der Senator Bartels, deſſen Muth und Thätigkeit in dieſen drangvollen Tagen vielfach voranſtehen mußten, erließ an Tettenborn bei Ueberſendung des Bürgerbriefs ein Schreiben, welches ihm ſpäter den Grimm

der Franzosen und die Aechtung von Seiten des Marschalls Davoust zuzog.

Vandamme indessen, da er die russischen Truppen keinen ihrer häufigen Vortheile mit Nachdruck verfolgen sah, urtheilte bald, daß es ihnen noch ganz an Fußvolk mangeln müsse, und wollte daher den Schimpf, von einigen Kosaken und Hanseaten auf Bremen beschränkt zu sein, nicht länger ertragen. Er rückte mit etwa 3000 Mann zu Fuß und 6 Kanonen am 22. April gegen Ottersberg vor, und drängte die ausgestellten Posten bis Rothenburg auf den Haupttrupp zurück, indem die plänkelnden Kosaken wohl wie früher die dichten Massen des Fußvolks umschwärmen, aber nicht durchbrechen, und also deren Marsch nicht aufhalten konnten. Allein kaum hatte Benkendorf bei Rothenburg die Zurückgedrängten aufgenommen, als er sogleich mit seiner ganzen Reiterei, unterstützt von zwei Kanonen, die vorgedrungenen Franzosen ungestüm anfiel, sie in die Flucht warf, und unausgesetzt bis vor die Thore von Bremen verfolgte, unter beständigem Kartätschenfeuer, das rasch vorrückend die flüchtigen Reihen lichtete und dem Feinde gegen 300 Mann tödtete und verwundete, während die Reiterei ihm über 100 Gefangene und alles Gepäck wegnahm, das derselbe mit sich geführt hatte. Die hanseatische Reiterei hatte an diesem Gefecht rühmlich Theil genommen, und die gute Vorbedeutung, die man daraus für das Betragen des hanseatischen Fußvolks nehmen konnte, wurde eine Aufforderung mehr, dasselbe bald auf die Probe zu stellen, und etwas Ernstliches damit gegen den Feind zu unternehmen. Den Tag darauf ging eine sächsische Ab-

theilung, 50 Mann stark, mit ihrem Offizier an der Spitze, von den Franzosen zu den Russen über, indem sie erklärten, für die deutsche Sache fechten zu wollen. Die Mannschaft rückte mit Waffen und Zeug unter Anführung ihres Offiziers in Hamburg ein, wo sie alsdann dem zweiten Bataillon der Hanseaten einverleibt wurde. Der früher erlassene Aufruf an die Sachsen war also doch nicht ganz fruchtlos geblieben, wie sehr auch befestigtes Vorurtheil dem Offizier, und vielfache Hindernisse anderer Art dem Soldaten diesen kühnen Schritt des Uebergehens erschweren mochten. Die vielen Deutschen, welche Vandamme unter seinen Truppen hatte, waren eben so gestimmt wie diese Sachsen, und man mußte nur eilen, ihnen die günstige Gelegenheit zu bieten, durch welche die Gesinnung zur That werden konnte. Die kleinen Gefechte dauerten inzwischen fort; ohne Unterlaß wurden Gefangene eingebracht, und eben so oft solche, die von den Landstürmern und bewaffneten Bürgern ergriffen waren, als solche, die sich den Kosaken hatten ergeben müssen. Unter den erstern befanden sich häufig Offiziere, und unter andern ein Adjutant des Marschall Davoust, Namens Lachelle.

Doch konnten diese Vorgänge nicht hindern, daß der Feind, im Bewußtsein des großen Uebergewichts an Fußvolk und Geschütz, eine entscheidende Bewegung unternahm, welche die Russen zwang, das linke Elbufer für jetzt aufzugeben. Glücklicherweise wurden diese frühzeitig von dem feindlichen Vorhaben unterrichtet. Der hannöversche Postmeister zu Soltau hatte einen französischen Kourier, der sich als Ueberbringer wichtiger Befehle ankündigte, todtgeschlagen und die Papiere desselben nach

Hamburg an Tettenborn abgeliefert. Aus diesen ergab sich, daß der Feind gesonnen sei, die bei Lüneburg durch Morand's Niederlage vereitelte Bewegung zweier von verschiedenen Seiten auf einen und denselben Punkt vorrückenden Truppenabtheilungen in größerem Maßstabe zu wiederholen. Der Marschall Davoust rückte mit 12,000 Mann von der Weser gegen Lüneburg vor, während der General Sebastiani mit 8000 Mann von der mittlern Elbe her gegen Giffhorn marschirte. Die sämmtlichen verbündeten Truppen in diesen Gegenden waren nicht einer einzelnen dieser feindlichen Abtheilungen gewachsen, um so weniger also den vereinigten, und die vorgerückte Reiterei mußte daher, um nicht abgeschnitten zu werden, ungesäumt von der Weser zurück auf das rechte Elbufer gezogen werden. Der Rittmeister von Herbert war mit 100 hanseatischen Reitern und 250 Kosaken am 27. April noch in Ottersberg, und zog sich, von 4000 Mann und 4 Kanonen angegriffen, auf den Oberstlieutenant von Benkendorf nach Rothenburg zurück, wo abermals ein sehr glänzendes Gefecht Statt hatte, in welchem der Feind mit großem Verlust zurückgetrieben und verfolgt wurde. Allein da die Franzosen indessen schon Lüneburg besetzt hatten, so mußten die Russen von Rothenburg ihren Rückzug gegen die Elbe nehmen. Dieser geschah ohne Verlust, in größter Ordnung; nur eine kleine Anzahl zerstreut gewesener Kosaken konnte Haarburg nicht mehr gewinnen, sondern mußte sich zu Stade einschiffen, und gelangte auf diese Art am 30. April nach Hamburg. Damit der Feind nicht versuchte nachzufolgen, wurden die vorhandenen Fahrzeuge so viel als möglich auf das rechte Elbufer herüber-

gezogen oder zerstört, die Inseln und Uebergangspunkte aber durch ausgestellte Posten bewacht, hin und wieder sogar durch aufgefahrnes Geschütz gesichert.

Der Marschall Davoust hatte sich nun wirklich mit dem General Sebastiani vereinigt, und beide blieben einige Zeit in der Gegend von Haarburg und Lüneburg unschlüssig stehen; da sie aber den schwierigen Elbübergang nicht zu unternehmen wagten, und ihre wohlersonnene aber vereitelte Bewegung keinen weitern Zweck haben konnte, so kehrte der General Sebastiani mit seinen Truppen wieder nach der Gegend von Magdeburg zurück, der Marschall Davoust hingegen behielt mit seiner Hauptmacht Lüneburg und Winsen besetzt, von hieraus die wichtigsten Elbübergänge bewachend und bedrohend, und sandte zugleich abwärts nach Stade und Kurhaven starke Schaaren, um sich dieser Orte zu versichern. Der englische Major von Kenzinger begab sich mit seiner Mannschaft von Kurhaven an Bord der daselbst liegenden Kriegsschiffe.

Von jetzt an trat für Hamburg die verhängnißvolle Zeit ein, da von Tag zu Tag in unaufhaltsamer Entwicklung sein Untergang näher kam, der nun durch den stets mit neuen Mitteln erneuerten Widerstand noch eine Zeit lang aufgehalten wurde, bis die Erschöpfung dieser Mittel mit der Vermehrung derer des Feindes in größtem Mißverhältnisse stand, und längere Gegenwehr zuletzt unmöglich machte! Bei der großen Uebermacht der Franzosen konnte man nicht hoffen, durch Angriffe die Vertheidigung kräftig zu führen, man sah sich auf die trostlose Vertheidigung der bloßen Abwehr beschränkt, und für lange Zeit darauf angewiesen, alle

Bewegungen und Anstalten nur nach denen des Feindes abzumessen.

Die Franzosen näherten sich der Elbe mit großer Vorsicht; es vergingen einige Tage, ehe Davoust sein Hauptquartier über Winsen hinaus nach Haarburg zu verlegen wagte. Tettenborn hatte, wie schon erwähnt, mit aller Sorgfalt Schiffe, Kähne und Boote von dem jenseitigen Ufer auf das diesseitige schaffen lassen, um dem Feinde den Uebergang wenigstens zu erschweren, aber freilich konnte die weite Strecke des Ufers von Kuxhaven bis Haarburg, mit allen Inseln, Flüssen und Kanälen, nicht so beaufsichtigt werden, daß nicht Schiffe versteckt geblieben, oder von der dänischen Seite wieder hinübergegangen wären; in einer auf den Verkehr zu Wasser seit Jahrhunderten eingerichteten Gegend, wo fast jeder Anwohner des Stroms ein Schiffer ist, und selbst die täglichen Bedürfnisse des Lebens von den Bauern zu Schiffe nach den Märkten geführt werden, ließ sich um so weniger in der kurzen Zeit eine genügende Maßregel verfügen, als man an die meisten Orte nur den Befehl, nicht aber Leute ihn auszuführen, schicken konnte, und ein großer Theil des Ufers, das dänische der ganzen Länge Holsteins nach, der russischen Anordnung nicht Folge zu leisten brauchte. Dessenungeachtet hatten die Franzosen in der ersten Zeit große Mühe, auch nur einige Kähne zu finden, und als sie deren eine geringe Zahl versammelt hatten, sahen sie dieselben gleich darauf durch eine von Tettenborn zu diesem Handstreich ausgesandte Abtheilung Mecklenburger abgeholt. Sie ließen jedoch nicht nach, sich deren neue zu verschaffen, und an dem Eifer, womit sie die-

selben zum Theil auf Wagen aus den innern Flüssen herbeiführten, konnte man entnehmen, auf wie ernstliche Unternehmungen es abgesehen war. So hatten sie unter andern auch aus der Este eine Anzahl Schiffe geführt, und Leute aus der umliegenden Gegend gepreßt, um dieselben nach Haarburg zu bringen. In der Nacht des 5. Mai's schifften abermals etwa 100 Mecklenburger unter der Anführung ihres Obersten von Both dahin, stiegen unter dem feindlichen Feuer an's Land und stürzten auf die Franzosen los, die mit Hinterlassung einiger Todten und Verwundeten die Flucht ergriffen. Man setzte die gepreßten Leute in Freiheit, und sie entliefen sogleich voller Freuden in ihre Heimath, die Schiffe aber, einige 20 an der Zahl, wurden weggeführt. Ein Schiffer, der einen Franzosen zur Aufsicht hatte, damit er nach Haarburg schiffte, sperrte ihn, als er seekrank wurde, in die Kajüte ein, und meinte, da doch die Franzosen sagten, sie wollten nach Hamburg gehen, so wäre es wohl am besten, diesen gleich dorthin zu bringen. Unter solchem wiederholten Verdruß und vielfacher Mühe brachte der Feind doch einige Fahrzeuge endlich zusammen, baute aber, da sie nicht hinreichten, zu gleicher Zeit Flöße, die zum Uebersetzen von Truppen dienen sollten. Der Marschall Davoust war inzwischen nach Bremen zurückgekehrt und hatte dem General Vandamme die Leitung der Sachen überlassen.

Tettenborn's Aufgabe war, Hamburg auf das äusserste zu vertheidigen, und er hatte von Anfang laut erklärt, daß er hiezu fest entschlossen sei. Sein Entschluß wurde zwar von manchen Seiten getadelt, auch von sonst Kriegskundigen, die nur das Unmilitairische

der Stellung in's Auge faßten. Allein die Wichtigkeit des Platzes, die Verpflichtung gegen die Einwohner, und die aus dem großen Hauptquartier empfangenen Weisungen durften kein Zurückweichen erlauben, so lange nur noch die Möglichkeit des Behauptens fortdauerte. Demnach ordnete Tettenborn folgende Maßregeln an. Der größte Theil der Reiterei wurde aus der Stadt, wo sie nur hindern konnte, und im Fall eines Unglücks verloren war, hinausgezogen und auf das Land verlegt. Das Fußvolk, in allem etwa 3300 Mann stark, wurde folgendermaßen vertheilt. Das erste hanseatische Bataillon besetzte die Insel Wilhelmsburg, das zweite die Stellung beim Eichbaum und dem Ochsenwärder, das dritte den Zollenspieker und die Hooper Schanze; jedes dieser drei Bataillone zählte ungefähr 600 Mann. Das Lauenburger Bataillon von 700 Mann war in Bergedorf und beim Zollenspieker vertheilt; ein Bataillon aus Bremen und Verden, nur etwa 300 Mann, rückte ebenfalls nach Bergedorf, welches der einzige Verbindungspunkt war, der mit Wallmoden offen blieb, und für den Fall eines Unglücks gesichert sein mußte. Die hannöverschen Jäger, kaum 100 Mann, verstärkten das Bataillon Hanseaten auf der Insel Wilhelmsburg. Zur Besetzung der Stadt Hamburg selbst blieb nur das Bataillon Mecklenburger, 700 Mann stark, von denen jedoch zwei Compagnieen gleichfalls nach Wilhelmsburg beordert waren, und dann noch ungefähr 3000 Bürgergarden übrig, denn nur so viele hatte man von 7200 eingeschriebenen gehörig bewaffnen können. Von dem schweren Geschütz, das sich auf der hamburgischen Admiralität noch vorräthig gefunden, waren zwei Vierundzwanzigpfünder auf

Lavetten gebracht, und einer beim Zollenspieker, der andere auf der Spitze von Wilhelmsburg gegenüber Haarburg, so wie an jedem dieser Punkte noch zwei leichtere Kanonen und eine Haubitze aufgepflanzt worden. Auch Schiffe hatte man eiligst ausgerüstet und bemannt; ein Kutter von 6 kleinen Kanonen lag bei Haarburg, ein anderes Schiff von eben so vielen Kanonen beim Zollenspieker, die haarburgische Jacht von 8 Kanonen dicht vor dem Hafen. Die Seeleute, welche sich auf diesen Schiffen befanden, waren eben so wenig, wie ihre Anführer, mit dem Kriegsdienste vertraut, und dieser Umstand verminderte sehr den Gebrauch einer Waffe, bei der, mehr als bei jeder andern, Kenntniß und Urtheil den tapfern Muth unterstützen müssen. Die Ueberschwemmungen wurden bereit gehalten, die Schanzarbeiten unabläßig fortgesetzt. Tettenborn säumte nicht, die plötzlich bedrängt gewordene Lage von Hamburg sowohl an Wallmoden und in das Kaiserliche Hauptquartier, als auch nach London und Stralsund zu berichten, an welchem letzteren Orte stündlich der Kronprinz von Schweden erwartet wurde, dessen Truppen schon größtentheils in Mecklenburg standen, und den Franzosen der Zahl nach wohl die Spitze bieten konnten. Aus England erwartete man eine Anzahl Kanonierschaluppen, die zur Beherrschung der Elbe und ihrer Inseln unentbehrlich und von Tettenborn dringend gefordert worden waren; zwar konnte ihre Ankunft durch die Dänen bei deren noch zweifelhaftem Verhältnisse zu England erschwert, aber selbst durch die Kanonen der Festung Glückstadt nicht ganz gehindert werden, und man durfte hoffen, daß die dänischen Befehlshaber in Holstein, welche von der Sendung des

Grafen von Bernstorf nach London unterrichtet waren, den Engländern nicht allzu große Schwierigkeiten machen würden.

Von der Höhe des St. Michaelisthurms ließ Tettenborn jede Bewegung der Franzosen genau beobachten; man sah ihren Uebungen und Anstalten zu, und zählte im voraus jedes Stück Geschütz, das sie in ihre Batterien aufführen wollten. Noch glaubte er sie durch Scheinangriffe hinhalten zu können, und ließ bald ihre Uebungen durch Kanonenschüsse stören, bald mitten in der Nacht vierundzwanzigpfündige Kugeln in ihr Lager senden, und sogar kleine Abtheilungen wieder über die Elbe setzen, und die Gegend beunruhigen. Am 6. Mai früh ging ein Theil des zweiten hanseatischen Bataillons, von dem Ochsenwärder aus, auf das jenseitige Ufer; noch ehe dies völlig erreicht war, sprangen die jungen Leute ungeduldig aus den Kähnen in's Wasser, und wateten dem Deiche zu, den der Feind sehr gut besetzt hatte; der ungestüme Angriff warf ihn aber auf seine Unterstützungsposten zurück, wo das Gefecht anderthalb Stunden lang mit hartnäckiger Tapferkeit von den Hanseaten fortgesetzt ward, die sich vor dem überlegenen Feind erst dann zurückzogen, als sie sich verschossen hatten. Ihr Verlust war gering, er bestand in 2 Todten und 10 Verwundeten, während der Feind durch die Ueberraschung und anfängliche Flucht viele Leute verloren hatte.

Der Wechsel des Krieges wog aber diese kleinen Vortheile bald wieder durch eben solche Nachtheile auf, welche durch keine Achtsamkeit und Sorgfalt völlig zu vermeiden sind. Durch einen unglücklichen Zufall ging

so der bei Haarburg aufgestellte Kutter verloren, indem während der Ebbe, da er auf dem Grund lag, einige Franzosen herangeschlichen und hinaufgeklettert waren, wo sie die schlafende Wache niedermachten und die Besatzung gefangen nahmen. Damit dieses Schiff den Franzosen, welche dasselbe sogleich stark besetzten und flott zu machen suchten, nicht gewonnen bliebe, so schoß man es durch den auf der Wilhelmsburg aufgepflanzten Vierundzwanzigpfünder völlig zusammen, und tödtete oder verwundete zu gleicher Zeit einen großen Theil der Besatzung, deren Klagegeschrei man vernehmen konnte. Auch das Schloß Haarburg wurde mehrmals beschossen und mit Granaten beworfen, weil man das französische Hauptquartier darin vermuthete; der Versuch, es in Brand zu setzen, wollte jedoch nicht gelingen.

Es fand kein Zweifel darüber Statt, daß Hamburg sich in einer höchst bedroheten Lage befände; die französischen Truppen sah man mit jedem Tage sich vermehren, und nach Maßgabe dieser Vermehrung sich zu ernstlicherern Unternehmungen bereiten. Sie waren meistens ungeübte neue Soldaten; doch dieser Umstand traf leider die Truppen, denen die Vertheidigung Hamburgs oblag, in größerem Maße, und war bei den Franzosen, die wegen ihrer Zahl und Stellung die Angreifenden sein mußten, durch die Kräftigung, welche der Angriff gewährt, einigermaßen aufgewogen. Der Fürst Dolgorukii, der in diesen Tagen aus Kopenhagen in Hamburg eintraf, versicherte zwar, die Dänen würden niemals zugeben, daß die Franzosen wieder nach Hamburg kämen; allein es war Tettenborn nicht verborgen geblieben, daß die Dänen, verdrießlich über die vereitelte

Hoffnung, die Hanseſtädte an ſich zu bringen, noch immer in Ungewißheit ſchwankten, und manche zweideutige Schritte thaten, indem ſie mit den Franzoſen neue Verbindungen ſuchten. Die Einwohner Hamburgs, welche von den Freuden und den Genüſſen der Freiheit ſtärker und ſtärker auf die Arbeiten und Drangſalen derſelben hingewieſen wurden, bezeigten noch immer Eifer genug, doch war es natürlich, daß viele derſelben, hellſehend oder mißtrauiſch, an dem Ausgange dieſer ſchwierigen Verhältniſſe zweifelten, andere ſogar jede Rettung für unmöglich hielten; die ſpäterhin immer zahlreicheren Auswanderungen, beſonders der Frauen und Kinder, fingen ſchon in dieſer Zeit an; ſie konnten jedoch nicht auffallend ſein, weil um Hamburg her das nächſte holſteiniſche Gebiet mit Landhäuſern beſäet iſt, die das Eigenthum von Hamburgern ſind, und jetzt eben auch, wie gewöhnlich für den Sommer bezogen wurden. Viele Schiffe, befrachtete und leere, ſegelten aus dem Hafen, wenn auch nur bis Altona, um dort ſicherer zu ſein. Der Handel ſtockte völlig, die meiſten Gewerbe ruhten, und alles dachte nur an Waffen und Krieg, vorzüglich in der unterſten Volksklaſſe, die ſich beſonders thätig und muthvoll zeigte, und keine andere Meinung, als die der hartnäckigſten Gegenwehr, aufkommen ließ. Die Gewalt, womit der Donner des Geſchützes unwillkürlich das Gemüth in furchtbare Einbildungen verſetzt, übte jedoch auch hier ihre zauberhafte Wirkung häufig aus, und ein hallender Kanonenſchuß brachte anfangs die ganze Stadt in Unruhe und Bedenklichkeit; die Behörden dachten wenigſtens das Geld zu retten, und ſtellten jede Auszahlung, oft der dringendſten Bedürfniſſe, vorſichtig

ein, bis man nach und nach einigermaßen erkannte, wie unwirksam und nichtsbedeutend oft die heftigsten Kanonaden sind.

Das Vertrauen der Einsichtigern sank noch mehr, als die Nachrichten aus Sachsen nur ein langsames Vorrücken der verbündeten Heere, und bald eine blutige Schlacht meldeten, die zwar als ein Sieg verkündet wurde, aber doch das Zurückgehen der Sieger zur Folge hatte. Verbunden mit diesen Nachrichten wirkte die Thatsache, daß der schon bis Bremen zurückgedrängt gewesene Feind wieder im Angesichte von Hamburg stand, verwirrend und niederschlagend. Man wußte, daß Rußland und Preußen thätig mit Oesterreich unterhandelten, und alle Hoffnung hatten, das Bündniß gegen Napoleon durch diese Macht verstärkt zu sehen. Allein bis zur Ungeduld ermüdete das Zögern, welches inzwischen alle Urternehmungen traf; man begriff die Nachsicht und Schonung nicht, welche hinsichtlich des Beitritts von Sachsen Statt fand, und man klagte laut, daß selbst die Aufrufe und Anreden an Volk und Truppen, früher so reichlich ausgetheilt, jetzt verstummten. Die Unterhandlungen schienen sich verderblich zu durchkreuzen; die Führung der Heere glaubte man, wenn sie auch in guten Händen sei, doch wieder in allen den Hindernissen befangen, durch welche so oft die gemeinsamen Unternehmungen vereitelt worden. Auch glaubte man keine Bürgschaft der Ausdauer zu erblicken, und fragte sich, was bei einem Frieden, der etwa jetzt geschlossen würde, irgend Günstiges für Hamburg zu erwarten sei? Uebelgesinnte suchten selbst die Absichten der Verbündeten zu verdächtigen, die Unterhandlungen

des Fürsten Dolgorukii in Kopenhagen wurden zur Sprache gebracht, und es fehlte nicht an Leuten, welche geradezu behaupteten, Hamburg und Lübeck seien schon Eigenthum der Dänen, und man scheute sich nicht, angesehene Namen zu nennen, um dergleichen zu erhärten. Diese Zweifel und Unsicherheiten wirkten in Hamburg und in der ganzen Umgegend höchst verderblich; an die Stelle des früheren Eifers trat ängstliches Zurückhalten, ja Manche suchten im Stillen mit dem Feinde sich abzufinden, während die Meisten doch zu weit vorgeschritten waren, um solchen Ausweg auch nur versuchen zu können. Die englischen Behörden hielten für nöthig, um bei den hannöverschen Unterthanen nicht alle Lust zur Theilnahme am Kriege ersterben zu sehen, in die Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken zu lassen, die aus höherem Auftrag die Zusicherung ertheilte, daß England niemals in die Abtretung Hannovers willigen würde.

Durch diese allgemeinen Bezüge mußte natürlich auch Tettenborn sich mehr oder minder gehemmt fühlen. Wirklich hatten die verbündeten Mächte, von ernsten Erwägungen geleitet, und besonders auch durch die mit Oesterreich angeknüpften Verhandlungen bewogen, unter sich den Grundsatz festgestellt, daß in Deutschland fernerhin keine Aufstände und Volksbewegungen angestiftet, sondern der Eifer und die Kraft der Völker nur nach Maßgabe des Vorrückens der Heere unter der Obhut geregelter Verwaltung benutzt werden sollten, weßhalb denn auch in den Ländern, welche im Rücken der französischen Heere oft ganz von Truppen entblößt nur eines Anstoßes zum Ergreifen der Waffen bedurften, ein

solcher nicht versucht, sondern im Gegentheil die schon entzündeten Flammen eher gedämpft wurden. Aber dieses öffentlich auszusprechen, wäre kaum thunlich gewesen, besonders da für die Franzosen die Volksaufstände das größte Schreckbild blieben, und Hamburg großentheils durch dies nur sich noch erhielt. Nur selten im Falle, den Hamburgern sichre und tröstliche Nachrichten mitzutheilen, nicht befugt, ihren Eifer noch heftiger anzufachen, und nicht willens ihn zu täuschen, sah auch Tettenborn sich genöthigt, in dieser Zeit, wo man Aufrufe und Bekanntmachungen am meisten erwartete, mit solchen keineswegs freigebig zu sein. Wir weisen auf diese Umstände hin, weil Unkundige ihm jene Unterlassung zum Vorwurf gemacht haben.

In dieser Lage der Dinge wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht erschreckt, daß der Feind auf Wilhelmsburg gelandet sei, und indem er die flüchtigen Schaaren vor sich hertreibe, mit Macht gegen Hamburg vorrücke. Die Insel Wilhelmsburg hat einen flachen Marschboden, der überall von Wassergräben durchschnitten ist, so daß man sich mit Truppen und Geschütz nur auf den Deichen bewegen kann, welche rings in mancherlei Bogen die Insel vor der Fluth schützen, und selbst diese sind bei schlechtem Wetter kaum zu befahren. In Betracht dieses Umstandes hatte Tettenborn die südliche Spitze der Insel, wegen ihrer Entlegenheit von aller Unterstützung, als durchaus unhaltbar gegen einen ernsthaften Angriff im voraus preisgegeben, und weil man doch einmal, um die Elbe und Haarburg zu bestreichen, das Geschütz dorthin hatte bringen müssen, wo es weder zu retten noch zu vertheidigen war, die Vorkehrung ge-

troffen, daß die Kanonen, im Fall sie zurückzulassen wären, auf der Stelle unbrauchbar gemacht werden könnten. Als der günstigste Ort für den Widerstand war der nördliche Theil der Insel und die sogenannte Feddel auserseh̃n, wo auch an Verschanzungen thätig gearbeitet wurde. Als daher in der Nacht vom 8. zum 9. Mai der General Vandamme, unter Begünstigung der Dunkelheit, mittelst zusammengebrachter Flöße eine starke Truppenmacht, deren 5500 Mann bei Haarburg versammelt standen, übersetzen und auf Wilhelmsburg landen ließ, mußte der Oberst Graf von Kielmannsegge, welcher auf der Insel den Befehl führte, seine vordern Posten auf die Feddel zurückziehen, und seinen eigentlichen Widerstand dort erst anheben. Allein der Feind hatte unglücklicherweise die äußersten Feldwachen in sträflicher Ruhe überrascht, und war deßhalb schneller herangekommen, als man von seiner Landung benachrichtigt war. Die Unordnung und Verwirrung, welche dadurch unter den jungen und unerfahrnen Truppen entstand, und bald, nach einigem vergeblichen Schießen, in übereilte Flucht überging, konnte den Verlust der ganzen Insel nach sich ziehen, da eine geraume Zeit das Bemühen der wenigen Offiziere, die für solche Fälle Erfahrung und Kenntniß hatten, vergeblich blieb, und in dem wirren Getümmel hätte selbst die Feddel von dem Feinde genommen werden können. Doch wagten die Franzosen nicht, so rasch vorzugehen. Tettenborn, der sein Hauptquartier auf dem Grasbrook hatte, sandte nach Wilhelmsburg 2 Kompagnieen Mecklenburger zur Unterstützung, und den Rittmeister von Canitz, der die Leitung der Sachen übernahm; dieser sammelte die zer-

streute Mannschaft, stellte ihre Reihen her, und flößte ihnen durch seine eigne Festigkeit neues Vertrauen und neuen Muth ein; dann setzte er sich an die Spitze der Mecklenburger, ermahnte sie mit kurzen, scharfen Worten, und führte sie voran zum Angriff, die Hanseaten folgten. Alles rückte im Sturmschritt vor, und ehe man zum Handgemenge kam, warf sich der Feind eiligst in die Flucht, die er durch Anzünden einiger Häuser und einer Mühle zu decken suchte. Während des Verfolgens traf Canitz unerwartet den dänischen Oberstlieutenant von Haffner, der als Parlementair zu den Franzosen gegangen war, angeblich um sie zu benachrichtigen, daß die Dänen ihnen nicht gestatten würden, sich wieder in den Besitz von Hamburg zu setzen. Er war von ungefähr 20 Franzosen umgeben, mit denen er in die Hände der Russen fiel, und dies Zwischenereigniß veranlaßte einen kurzen Waffenstillstand, während dessen man sich wechselseitig erklärte. Der Oberstlieutenant von Haffner wurde sogleich freigegeben, die ihn begleitenden Franzosen aber gefangen genommen, weil auch auf deren Seite einige Hanseaten, die dem Stillstande vertraut hatten, hinterlistig waren festgehalten worden. Der Feind wurde darauf wieder unter das Feuer seiner jenseitigen Kanonen verfolgt, und in weniger Zeit die ganze Insel gereinigt, bis auf die südliche Spitze, die von dem feindlichen Geschütz bestrichen wurde. Dies Gefecht hatte dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 300 Mann gekostet. Die Hanseaten und Mecklenburger hatten 150 Mann verloren, worunter 13 Offiziere. Die Kanonen, altes hamburgisches Geschütz, waren vernagelt zurückgelassen worden.

Die Franzosen hatten gleichzeitig einen Angriff auf den Ochsenwärder gemacht, und fingen an, hier sich allmählig auszubreiten, indem sie die 600 Hanseaten, welche dort aufgestellt waren, zurückdrängten. Tettenborn beorderte auf diese Meldung das Lauenburgische und das dritte hanseatische Bataillon von Bergedorf und dem Zollenspieker her dem auf Ochsenwärder gelandeten Feind in die rechte Flanke; diese Truppen griffen lebhaft an, und die Franzosen, welche abgeschnitten zu werden fürchteten, widerstanden nicht lange, sondern schifften sich mit einem Verlust von 200 Mann wieder ein, indem ihre Batterieen auf dem jenseitigen Ufer ein heftiges Feuer machten, um den Rückzug zu decken. Die Hanseaten hatten hier etwa 150 Mann verloren, worunter 7 Offiziere.

Diese beiden Gefechte waren glücklich geendigt worden, allein der gute Erfolg konnte nicht die Einsicht täuschen, die sich aus den beiden Vorgängen für die Hamburger ebensowohl, als für Tettenborn und seine Offiziere in der Schwäche und Mißlichkeit der ganzen Lage eröffnet hatte. Dem Feinde konnte diese Lage wenigstens nicht ganz verborgen geblieben sein, er durfte ohne bedeutenden Nachtheil denselben Versuch hundertmal wiederholen, der ihm nur Leute, woran er Ueberfluß hatte, kostete, während auf der russischen Seite auch der Sieg die schon so geringe Truppenzahl vermindern, und ein einziger Unfall beim Zollenspieker, Ochsenwärder, oder auf Wilhelmsburg, die Stadt auf's Spiel setzen mußte. Tettenborn meldete seine Lage durch Kouriere auf's neue, an allen Orten, wo er glaubte Hülfe und Unterstützung zu erlangen, während

er zugleich eifrig daran dachte, die vorhandenen Mittel in sich selbst zu verstärken. So abgeneigt von jeher alle Kriegsleute sind, den Befehl von Landstürmen, Aufgeboten und andern, mehr durch Willen und Eifer, als Zucht und Uebung, bestehenden Bewaffnungen zu übernehmen, so gab doch Tettenborn sich der Nothwendigkeit des Augenblicks willig hin, und versuchte, sich auf die Bürgergarden zu stützen, die seinem Wunsche allerdings begierig entgegenkamen, und laut begehrten, an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, ja gegen den Feind auszumarschiren. Heß hatte in der kurzen Zeit dennoch eine gewisse Ordnung und Haltung eingeführt; der Ernst und das Gewicht der Ueberlegung ihres Zustandes entfernten jeden Uebermuth, und machten Gesetzmäßigkeit und Eintracht wünschen und fördern. Sie mußten dem Feinde furchtbar sein, da dem einzelnen Soldaten der Volksaufstand schrecklicher und verderblicher ist, als geregelte Truppen, und da jedem bekannt war, daß diese Bürger genug gegen ihren ehemaligen Herrscher verbrochen hatten, um wohl zu fühlen, welche Strafen sie abzuwehren hätten.

Die neuen Vorkehrungen fanden schnell Gelegenheit sich zu bewähren. Nachdem es nämlich den Vormittag des 10. Mai's ruhig geblieben war, entstand plötzlich gegen Mittag ein großer Allarm, es hieß, die Franzosen wären 7000 Mann stark in Billwärder eingedrungen, und rückten gegen das Steinthor. Die Trommeln gingen in allen Straßen, die Sturmglocken wurden geläutet, Reiter sprengten hin und her, alles eilte zu den Waffen, Schaaren von Flüchtlingen, mit Weibern, Kindern und Gepäck zogen zu den Thoren hinaus, und schlugen

größtentheils den Weg nach Altona ein, wo man sich einstweilen am sichersten glaubte. Die Bürgergarden eilten auf ihre Waffenplätze, und fanden sich jetzt zum Ernste zahlreicher ein, als jemals zuvor zu den Uebungen. Es war ein herzerhebender Anblick, diese wackern Bürger mit Muth im Blick, das Gewehr oder die Pike in der Hand, aus ihren Häusern hervorstürzen, durch die Straßen eilen, und bei ihren Bataillons eintreten zu sehen. Das friedliche, gewerbfleißige, üppige Hamburg schien statt des Goldes jetzt nur Eisen zu haben! Wie alles bereit stand, und gegen den Feind zu marschiren dachte, ergab sich, daß der Lärm bloß durch einen unbedeutenden Scharmützel, bei dem einige Schüsse gefallen, veranlaßt worden, und kein Franzose mehr diesseits der Elbe sei. Tettenborn war unterdessen nach dem sogenannten Letzten Heller hinausgeritten, wo der bedrohte Punkt zu sein schien, und hatte persönlich alle Maßregeln angeordnet, um der etwanigen Gefahr zu begegnen. Ein Bataillon Bürgergarden wurde nach dem Grasbrook, ein anderes bis zur blauen Brücke beordert, wo sie gleich alten Truppen unter freiem Himmel biwakirten. Jedoch blieb alles ganz ruhig. Die Dänen, ungeachtet sie bei diesen Ereignissen lauer geworden waren, und eine Veränderung in den Absichten ihres Hofes voraussehen konnten, hatten gleichwohl noch keinen Gegenbefehl erhalten, und sollten ihrem Versprechen gemäß zur Vertheidigung Hamburgs beitragen; Tettenborn, durchdrungen von der Einsicht in die Unzulänglichkeit seiner eignen Mittel, und ohne Hoffnung deren größere noch zu rechter Zeit von andrer Seite zu bekommen, nahm von dem entstandenen Tumult Anlaß, die Dänen

zur Hülfleistung aufzufordern, die er freilich nur in der äußersten Noth begehren wollte, weil zu befürchten stand, daß die hereingezogenen Truppen nicht wieder hinauszubringen sein würden; aus gleichem Grunde, um nicht ganz in ihre Hände zu gerathen, wurde auch nur eine mäßige Truppenzahl gefordert, da schon der Eindruck dänischer Uniform gut auf die Bürger und unangenehm auf die Franzosen wirken mußte. Tettenborn hatte die Unterhandlungen darüber mit dem Oberstlieutenant von Haffner in Altona, und mit dem General von Wegener, der in der Gegend von Schiffbeck etwa 3900 Mann befehligte, angefangen, und trotz dem, daß nicht wenige Schwierigkeiten gemacht wurden, so weit geführt, daß der General von Wegener endlich Abends auf dem Letzten Heller persönlich erschien, und alles Verlangte zu leisten versprach.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, blieb alles ruhig. Es kam ein französischer Parlementair, der Oberstlieutenant Revest, vom Generalstabe des Generals Vandamme, auf der Elbe am Eingange des Hafens an, und wurde von dort unter Begleitung zweier Offiziere nach dem Baumhause gebracht. Sein Verlangen, den General Tettenborn zu sprechen, wurde ihm rund abgeschlagen, daher er sich bequemen mußte, ein Schreiben vom General Vandamme abzugeben, und seinen mündlichen Auftrag den beiden Offizieren zu sagen. Er begann mit der prahlerischen Erwähnung des Siegs, welchen Napoleon bei Lützen erfochten habe, und schloß mit der Aufforderung, daß die Russen Hamburg, um diese wichtige Stadt nicht der Verwüstung auszusetzen, durch Vertrag übergeben sollten. Einige

zurechtweisende Antworten brachten ihn bald außer Fassung, und er wußte nun in seinem Aerger bloß über die lange Zeit zu klagen, die er auf Antwort warten mußte, da man sein Schreiben nach dem Letzten Heller hatte schicken müssen, wo Tettenborn dasselbe erst bei seiner Wiederkehr von einer Besichtigung vorfand, und dann sogleich beantwortete. Gegen Abend fuhr der Parlementair ab, nicht ohne Schauder über den Anblick des zahllos am Hafen wimmelnden Volkes, das in seiner Wuth kaum zu zügeln war. Als es dunkel geworden, kam er unvermuthet zurück, unter Betheurungen, daß die Franzosen ihn jetzt nicht mehr erkennen, und vom Ufer aus das Boot in Grund schießen würden, worauf man ihm denn bewilligte, auf dem Blockhause zu bleiben, von wo er am andern Tage nach vielem ungebärdigen Betragen über Wilhelmsburg nach Haarburg zurückkehrte. Das Volk bezeigte ein großes Vergnügen darüber, daß ihn Tettenborn nicht hatte sprechen wollen, und obgleich über seine Sendung nichts bekannt gemacht wurde, so war es doch bald ruchtbar, daß seine Aufforderung schnöd' abgewiesen worden.

Den 11. Abends rückten nun wirklich die Dänen in Hamburg ein, zur unbeschreiblichen Freude der Einwohner, die sich nun schon für ganz gerettet und für immer gesichert glaubten; ein Bataillon nebst 10 Kanonen zog auf den Grasbrook, ein anderes wurde auf dem Hamburgerberg aufgestellt, ebenfalls von einer Batterie unterstützt, während andere Truppen sich bei Bergedorf versammeln sollten, um den Zollenspieker im Auge zu behalten. Mit unglaublichem Eifer wurde

für die Dänen von den Bürgern gesorgt; nur daß sie im Biwak lagen, sonst konnten sie Gäste scheinen, die man eingeladen, um sie zu bewirthen, so reichlich wurde ihnen an Speise und Getränken das Beste dargereicht. Sie erschienen als gute Nachbarn, die in der Noth hülfreich bei der Hand sind, und die brave Mannschaft hatte in der That keinen andern Wunsch, als nun wirklich einmal auf die Franzosen loszuschlagen, mit welchen sie durch einen verabscheuten Bund, der ihren Groll eben so sehr heimlich genährt, als öffentlich zurückgehalten hatte, so lange Zeit vereinigt geschienen.

Um die Dänen gleich in die Sache thätig einzuführen, und ihre Anwesenheit bestens zu benutzen, wollte Tettenborn am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff auf die Wilhelmsburg machen, wozu auch einige Kompagnieen Bürgergarden sich freiwillig erboten. Hier aber zeigten sich gleich die Bedenklichkeiten der dänischen Anführer; sie hatten bei Bewilligung der Hülfe nach den früher erhaltenen Befehlen gehandelt, die sie jetzt, bei so veränderten Umständen, gegenüber den wieder zum Angriff herangerückten Franzosen, nicht mehr in ganzem Umfang auszuführen und doch auch nicht ganz zu unterlassen wagten; sie sahen wohl, daß Tettenborn ernstlich vorhabe, sie mit in den Krieg hinein zu verwickeln, und zu Maßregeln zu treiben, die in Kopenhagen gemißbilligt werden konnten; doch wollten und durften sie auch nicht unnütz dastehen, während selbst die Bürger in's Feuer gingen, und so stellten sie denn, nach vielem Verhandeln, die Bedingungen fest, daß ihre Truppen, ihr Geschütz und ihre Kanonenboote vertheidigungsweise aus ihren jetzigen Stellungen dem Feinde

wehren würden, nach Hamburg vorzudringen; daß aber nur zwei Kompagnieen auf Wilhelmsburg hinübergeschifft werden sollten, um die dortige Besatzung zu verstärken. Die letztere Beschränkung blieb wenigstens noch geheim, und ließ denn doch für Freund und Feind die Thatsache sichtbar werden, daß die Dänen gegen die Franzosen kämpften, und schon um deßwillen befahl Tettenborn, sobald die zwei Kompagnieen übergesetzt waren, rasch zum Angriff vorzurücken. Dies geschah von der Feddel her mit großem Ungestüm; Dänen, Mecklenburger, Hanseaten, Bürgergarden, alles wetteiferte an Tapferkeit, und eine französische Brigade leichter Truppen unter dem General Gengould wurde in die Flucht geschlagen. General Vandamme eilte hierauf selbst herbei, und stürzte mit der Division Dufour auf die Verbündeten, die in zu lebhaftem Verfolgen ihre Ordnung nicht genug bewahrt hatten, und nun, von der großen Uebermacht gedrängt, sie so schnell nicht wiederfinden konnten. Das Gewehrfeuer war sehr heftig, kaum eine Viertelstunde hielten die kleinen Schaaren den Andrang der großen Massen zurück, dann aber mußten sie den Rückzug nach der Feddel nehmen. Hier war eine Kanone auf dem Deiche aufgepflanzt, die aber den Feind nicht beschießen konnte, weil die eignen zurückkommenden Truppen den Weg versperrten. Eine Schanze lag seitwärts des Deiches, um die Rückkehrenden aufzunehmen, die von hieraus dem Feinde, der auf dem Deiche marschiren mußte, jedes weitere Vordringen untersagen, und sich gegen eine viel größere Uebermacht halten konnten. Unglücklicherweise ergriff der Schrecken des plötzlich herangenaheten Gefechtes eine Anzahl von eini-

gen hundert Schanzarbeitern, die aus der Schanze auf den Deich und eiligst rückwärts nach dem Ueberschiffungsplatze flohen, ihr Hinausdringen hinderte die Truppen sich in die Schanze zu werfen, vermehrte die Verwirrung, und riß endlich alles in übereilte Flucht fort; die Truppen, anstatt die Schanze zu besetzen und von dort aus den Feind zu hemmen, suchten nur die Schiffe zu erreichen, um nach dem Grasbrook zurück zu gelangen. Man machte den Dänen den Vorwurf, die Flucht begonnen zu haben, wenigstens hatte Tettenborn sie mit Absicht an die Spitze des Angriffs geordnet; die Hanseaten waren die letzten, welche das Feld räumten, und verloren am meisten, unter andern ihren Bataillonsführer, der mit einer Anzahl seiner Leute in die Schiffe nicht mehr aufgenommen werden konnte und gefangen wurde. Auch die Dänen und die Bürger hatten einige Mannschaft verloren; einige Dänen aber, die von den Franzosen gefangen worden, schickte der General Vandamme zurück, indem er behauptete, Frankreich sei mit Dänemark nicht im Kriege. Das verlorne Geschütz war von geringem Werthe.

Unterdessen hatte auch das zweite hanseatische Bataillon von dem Ochsenwärder wieder nach Wilhelmsburg übergesetzt und gleichfalls die Franzosen angegriffen, suchte besonders nach dem Ueberschiffungspunkt der Franzosen zwischen Haarburg und Wilhelmsburg vorzudringen, um sie abzuschneiden und sie den andern, von der Feddel andringenden Truppen entgegen, zwischen zwei Feuer zu bringen. Der Anfang war ungemein glücklich; bald aber drang auch hier der Feind, der inzwischen durch eine ganze Brigade, deren Anführer ein in französische

Dienste getretener Fürst von Reuß war, mit großer Uebermacht auf die Hanseaten ein, die eine Stunde weit bis zu ihrem Landungsplatze in guter Ordnung und unter beständigem Feuern zurückwichen; hier aber konnten die Schiffe die ganze Mannschaft nicht auf Einmal übersetzen, sie fuhren mehrmals hin und her, und holten immer mehrere Leute ab, die noch auf dem Wasser fleißig feuerten, während die Zurückbleibenden entschlossen gegen den Feind Stand hielten, der sie von allen Seiten umgab, und ihnen zurief, sich zu ergeben. Mit dem Rücken gegen das Wasser, im Angesicht und zu beiden Seiten die feindliche Uebermacht, blieb ihnen, als sie sich verschossen hatten, kein Ausweg übrig. So fiel auch der Anführer dieses Bataillons mit etwa 300 Mann in feindliche Hände.

Der traurige Ausgang dieser Gefechte ist nicht zu verwundern, wenn man die Uebermacht der Franzosen, die selbst aus den Berichten des Generals Vandamme, wo nur von Brigaden und Divisionen die Rede ist, hervorgeht, und gegen welche auf unsrer Seite, alles mitgerechnet, höchstens 2000 Mann gefochten, in Anschlag bringt, und doch lag es nur an einigen Zufällen, die oft im Kriege so bedeutend werden, und sich nicht beherrschen lassen, daß nicht der Tag zum Nachtheil der Franzosen endigte.

Da der Feind jetzt Meister der ganzen Insel Wilhelmsburg und der daran stoßenden Feddel war, so konnte er aus dieser Nähe die Stadt mit Granaten und Bomben bewerfen, und es war vorauszusehen, daß dies eine große Bestürzung hervorbringen würde. Die beiden hanseatischen Bataillons waren größtentheils auf-

gerieben, der Ueberrest erschöpft und zerstreut. Der üble Erfolg verbreitete allgemeinen Mißmuth; die Bürger hatten Augenblicke der Entflammung, wo sie begehrten die Feddel und Wilhelmsburg wieder zu nehmen, allein in ihrer Unkunde des Kriegs quälten sie sich neben diesem Muthe auch wieder mit tausend Meinungen und Besorgnissen unnütz ab. Ueberall waren gefahrvolle Posten, viele darunter von höchster Wichtigkeit, und keiner konnte hinreichend mit Truppen besetzt werden, auf deren kriegsgeübte Festigkeit wäre zu rechnen gewesen. Die geringste Unternehmung des Feindes, die jetzt gelang, konnte entscheidend werden. Zwar legten einige dänische Kanonenboote sich zwischen die Inseln und die Stadt, allein der Wechsel der Ebbe und Fluth hinderte sie zu den günstigen Stellen hinzudringen, und sie konnten nur einen Theil der vielen Uebergangspunkte bestreichen. Tettenborn behielt sein Hauptquartier auf dem Grasbrook, und ließ hier, der Feddel gegenüber, einige Batterieen errichten; ungefähr 1000 Bürgergarden und eine Abtheilung Mecklenburger nebst den Dänen biwakirten rückwärts davon. Als Befehlshaber auf dieser Seite wurde der Oberst von Both bestellt. Auf dem Hamburgerberge standen Bürger mit ihrem Geschütz, und die Dänen mit dem ihrigen; der Oberstlieutenant von Gunderstrupp vom Isumschen Husarenregiment führte hier den Befehl. Das Bataillon von Bremen und Verden, unter Anführung des Majors von Busch, wurde nach dem Stadtdeiche gezogen, und ihm ebenfalls Bürger zugegeben, von denen auch eine starke Abtheilung zur blauen Brücke geschickt wurde. Den Hafen, die Thore, das ganze

Innere der Stadt hatten die Bürger besetzt. So war die Lage der Dinge nach dem unglücklichen Verluste der Insel, nicht eben tröstlich, doch nicht ganz ohne Hoffnung.

Allein sie sollte nicht lange mehr so verbleiben, und gleich an demselben 12. Mai, wo das zwiefache Gefecht Statt gefunden hatte, erhielt Tettenborn eine Nachricht, die nicht unheilbringender hätte sein können. Der dänische Abgesandte Graf Joachim von Bernstorff war in England gar nicht angenommen, sondern schnöde zurückgewiesen worden, indem das englische Kabinet erklärte, mit Dänemark nur im Einverständnisse Schwedens unterhandeln zu wollen. Die Wirkung einer solchen Abweisung war leicht zu berechnen, es stand zu erwarten, daß Dänemark nun auf's neue sich an Frankreich anschließen, oder, wenn nicht dies, doch auf jeden Fall seine Truppen zurückziehen würde; in fünf bis sechs Tagen konnte der Befehl dazu eintreffen, denn der Graf von Bernstorff war bereits zu Glückstadt an's Land gestiegen und auf dem Wege nach Kopenhagen. Diese schreckliche Voraussicht so lange als möglich geheim zu halten, um bis auf die letzte Stunde der dänischen Truppen noch versichert zu bleiben und die Bürger nicht allen Muth verlieren zu lassen, mußte des Generals erste Sorge sein, die zweite auf Mittel zu sinnen, den unabwendbaren nahen Verlust durch irgend eine neue Hülfe zu ersetzen. Die dringendsten Berichte sandte er an Wallmoden und in das große Hauptquartier; allein in letzterem mußte die entlegene hamburgische Sache gegen dringend nahe Angelegenheiten zurückstehen, und Wallmoden hatte den gemessenen

Befehl, seine ganze Aufmerksamkeit auf die mittlere Elbe und die Gegend von Magdeburg zu wenden. Der Kronprinz von Schweden war noch nicht angekommen, Briefe und abgesandte Boten erwarteten ihn in Stralsund. Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ob nicht die schwedischen Truppen, die in Mecklenburg, den Kronprinzen abwartend, stillstanden, zur Rettung Hamburgs herbeizuziehen wären. Tettenborn wandte sich an den General Döbbeln, der mit einer schwedischen Division am nächsten stand, und schilderte demselben die bedrängte Lage Hamburgs mit der Aufforderung, in dieser Noth Hülfe zu leisten; allein die Unterhandlung zog sich in die Länge und blieb noch unentschieden.

Die Franzosen säumten indeß nicht, ihre Fortschritte zu benutzen, und neue zu versuchen. Nachdem sie sich auf der Wilhelmsburg festgesetzt und von dieser Seite der Stadt nahe gekommen waren, trachteten sie auch den Uebergang bei'm Zollenspieker zu erzwingen, wodurch Bergedorf und die einzige Verbindung zwischen Tettenborn und Wallmoden bedroht worden wäre. In der Nacht des 13. Mai's, nachdem die Hooper Schanze auf dem jenseitigen Ufer von den Hanseaten schon früher hatte geräumt werden müssen, landeten etwa 220 Franzosen unter einem heftigen Kanonenfeuer auf einer kleinen Elbinsel bei'm Zollenspieker, um zum weitern Uebergang vorläufig festen Fuß zu fassen. Der tapfre Major von Berger hatte aber nicht sobald ihren Landungsplatz in der Dunkelheit entdeckt, als er Bretter über einige Boote werfen und 200 Mann Hanseaten und Lauenburger unter dem Hauptmann von Lucadou

dahin übersetzen ließ. Die Kähne des Feindes waren grade zurückgekehrt, wahrscheinlich um andere Truppen nachzuholen. In dieser Lage war ihm kein Rückzug möglich, und gezwungen unterhielt er anderthalb Stunden das heftigste Gewehrfeuer, dann aber stürmten die Hanseaten und Lauenburger, von ihrem tapfern Anführer ermuntert, mit gefälltem Bajonet hervor, worauf die Franzosen die Waffen wegwarfen und sich gefangen gaben. Mehrere, die sich durch Schwimmen retten wollten, ertranken, über 70 waren getödtet, die übrigen, worunter 40 Verwundete, gefangen, Der Verlust der Unsern betrug 24 Mann, worunter 2 Offiziere. Diesem verunglückten Versuche ließen die Franzosen hier keinen zweiten folgen; man begnügte sich gegenseitig, von Zeit zu Zeit das Geschütz auf einander spielen zu lassen, wo unsre vierundzwanzigpfündigen Kugeln dem Feinde großen Schaden verursachten, und unter andern ein paar Schiffe voll Franzosen, die sich vom Ufer in die Mitte des Stroms gewagt hatten, in Grund bohrten.

Der Wechsel von Bestürzung und Freude, den diese Vorfälle erregten, erhielt alles in unruhiger Spannung; die nahe Bedrängniß führte aber, bei allen Stürmen der Gedanken und Gemüther, immer auf's neue zu der ungewöhnlichsten Thätigkeit. Die Zahl der Arbeiter an den Wällen wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Bürgergarde raffte die Leute von den Straßen dazu weg; ohne Waffen durfte sich kein Mensch mehr blicken lassen; die Thore wurden genau bewacht, Pferde und Wagen zum Dienste der Stadt zurückgehalten, kein Mann hinaus gelassen, damit sich niemand der Schanzarbeit und den Waffen entzöge; wer im geringsten

verdächtig schien, wurde angehalten und auf die Hauptwache geführt, die bald mit Verhafteten angefüllt war. Alles dies thaten die Bürger aus eigner Bewegung mit dem größten Eifer, der freilich oft genug sich in unnöthiger und verkehrter Thätigkeit abmüdete; zum Verwundern ist es, wie bei dieser Masse von Bewaffneten, die zum Theil ohne Befehl und Aufsicht blieben, und aus allen Volksklassen zusammengetreten waren, während so vieler heftigen Anlässe, nichts Ausschweifendes noch Unwürdiges, keine Beleidigung noch Unordnung vorfiel. Der General mit dem größten Theil seiner Offiziere, alle Truppen und die meisten Bürgergarden, befanden sich außerhalb der Stadt, der Senat und die übrigen Behörden hielten sich zurückgezogen, keine Regung ging in dieser Zeit von ihnen aus, keine Absicht oder Gesinnung wurde von ihnen in diesen stürmischen Tagen kund gegeben. Das, was sie nothgedrungen besorgen mußten, die Verpflegung der Truppen unter andern, geschah mit der größten Unordnung, auf manchen Posten litt die Mannschaft über vierundzwanzig Stunden lang Mangel, in einer Stadt, wo alles in Fülle und die Zahl der Truppen höchst gering war; sogar die eignen Mitbürger, die unter tausend Ungemach auf entlegnen Posten standen, wurden häufig vergessen. Außerdem waren die Sendungen von Lebensmitteln bei'm Abgehen meist größer, als bei'm Ankommen. Unter solchen Umständen mag die Stadt das Vierfache dessen bezahlt haben, was wirklich verbraucht worden ist. Eine allgemeine Unzufriedenheit äußerte sich laut und heftig gegen diese Unordnung. Gegen einzelne Personen wurden Beschuldigungen ausgesprochen, welche zwar grundlos, aber

darum nicht minder gefahrvoll waren. Besonders verdächtigte man die wieder eingetretenen Mitglieder des Senats, welche auch unter den Franzosen Aemter geführt hatten. Für Tettenborn's Verhältniß und Lage war dies alles höchst beschwerlich und nachtheilig.

Am 14. Mai glaubten die Vorposten bei anbrechendem Tage durch den Nebel große Massen französischen Fußvolks auf der Feddel zu sehen, die gegen das Ufer marschirten, um sich einzuschiffen, sogar Kanonen meinte man zu erkennen, und als diese Meldung sich in der Stadt rasch verbreitete, hielten die Einwohner jetzt den nachdrücklichsten Angriff auf den Grasbrook, der kaum noch zu vertheidigen schien, für gewiß, ja die Wälle der Stadt selbst sah man schon in den Händen des Feindes. Die Sturmglocken und Trommeln riefen die Einwohner zu den Waffen, während das Flüchten der Wehrlosen nach Altona und auf das Land das Getümmel vermehrte. Die Batterieen der Bürger auf dem Grasbrook donnerten unaufhörlich, und grausenvolle Ungewißheit, ob der Feind schon gelandet sei, ob er vordringe, machte den Zustand der Einwohner verzweiflungsvoll. Die Allarmplätze waren jedoch mehr als jemals von Bewaffneten erfüllt, indem auch solche, die sonst den Dienst meiden mochten, sich jetzt einfanden. Als der Nebel verging, sah man keinen Feind auf der Feddel, die Franzosen lagen ruhig hinter den Deichen, und von Batterien fand sich keine Spur. Indeß wurde auch in den folgenden Tagen, da alles still blieb, und der Feind sich begnügte, seine künftigen Angriffe vorzubereiten, niemand der Ruhe froh, sondern alles lebte in angstvoller Erwartung, die von dem kleinsten Anlaß in

heftige Bewegung gesetzt wurde. Das Unglück, das sich näherte, kündigte sich den gespannten Gemüthern in finsterer Schrecklichkeit an, die Mittel, es abzuwehren, lagen zu sehr vor Augen, als daß jetzt nicht ihr Mißverhältniß unwidersprechlich eingeleuchtet hätte, und die ruhigen Dänen erschienen eben durch dieses Ruhigbleiben schon als eine unzulängliche, unzuverlässige Hülfe; daß Tettenborn, bei seinem kühnen und kriegsmuntern Geiste, mit den Dänen keinen Angriff unternehmen sollte, schien undenkbar, und da dennoch der Angriff auf Wilhelmsburg unterblieb, so konnte man die Ursache nur in dem Nichtwollen der Dänen suchen, welches die Hamburger auf das schlimmste zu deuten alle Ursache hatten. Und doch wußten die Meisten nur halb, wie die Sachen standen, und konnten die Folgen der unerwarteten Rückkehr des Grafen von Bernstorff noch nicht übersehen.

In manchen Angenblicken schmeichelten sie sich wieder mit der Fortdauer der dänischen Hülfe, mit der Annäherung der schwedischen, mit herbeieilender russischer oder preußischer Verstärkung, mit dem bei Groß-Görschen von den Russen und Preußen erfochtenen Siege und dessen zu hoffender Nachwirkung, auch auf die Verbesserung des Zustandes an der Niederelbe; während der Eingeweihte längst von allem diesen wenig oder nichts hoffen durfte, sondern von allen Seiten nur immer mehr und mehr eine verhängnißvolle Wendung der Dinge herannahen sah. Die unglücklichen Menschen aus ihrer Täuschung, sofern diese noch bestand, zu reißen, verbot die Klugheit, um nicht die letzte geringe Kraft zu lähmen; sie absichtlich darin zu befestigen, wäre ein grausames Spiel gewesen, das

doch nicht lange hätte bestehen können. Unter diesen Umständen schien das Beste, ganz zu schweigen, und nur die Thatsachen reden und wirken zu lassen, da die Triebfedern zur verzweifeltsten Gegenwehr nicht erst in den Gemüthern erweckt zu werden brauchten, sondern jedem Bewußtsein glühend eingedrückt waren. Die in den Zeitungen mitgetheilten Nachrichten von dem Vorrücken der schwedischen Truppen an die Elbe, und andre dergleichen Angaben, waren nicht auf die Hamburger, sondern auf die Franzosen berechnet, die über Altona unsre Tagesblätter bekamen, und durch solche Vorspiegelungen allerdings langsamer und vorsichtiger wurden. Es erschien kein Aufruf, kein Tagesbefehl, der Versprechungen gegeben oder gefordert hätte, man konnte nur sagen, was nicht nöthig war zu sagen, denn der Wille und die Gesinnung bedurfte keiner Bearbeitung, sondern nur Vertrauen auf sich selbst und auf nahen Beistand; letzterer mußte fremden Mächten durch kluges und glückliches Unterhandeln gleichsam abgezwungen, ersteres in dem gährenden Volke selbst entwickelt werden, und freilich ist eine Bevölkerung von 150,000 Menschen ein Stoff, aus dem sich unendliche Kräfte entwickeln können; wo ein solcher gegeben ist, darf man nichts für unmöglich halten, man mußte wenigstens abwarten, was für Mittel noch an das Licht treten würden, denn was ein Volk thun wird, läßt sich nicht berechnen noch vorhersehn, und man durfte Hamburg nicht aufgeben, so lange es sich nicht selbst aufgab. Die Bürgergarde war der kleinste Theil des Volks. Sie war durch den anhaltenden Biwak während einer regnigten Zeit, und durch den vielen, von ihr aus gro-

ßem Eifer sogar übertriebenen Dienst, nach wenigen Tagen erschöpft, und unzufrieden begehrten Viele nach Hause. Es wäre den Meisten recht lieb gewesen, von Tettenborn angeführt, mit ganzer Macht sich in offnen Kampf zu stürzen, und in blutiger, aber kurzer Entscheidung Tod oder Freiheit zu suchen; allein solcherlei Ausführung war weder rathsam noch möglich. Die Oertlichkeit einer überall durchschnittenen Gegend, die an unzähligen Stellen bewacht werden mußte, durch Wasser, Dämme, Schiffe, Häuser überall bedingt, gestattete durchaus keine Anwendung großer Massen, noch selbst deren Vereinigung unter persönlichen Oberbefehl, und so legten die Umstände den Hamburgern grade den härtesten Theil des Kriegs auf, der mehr im standhaften Ertragen unaufhörlicher Mühsale und Beschwerden, und im willigen Hingeben an die Einzelheit geringfügiger Leistungen, als in den Anstrengungen der Schlacht und den begeisternden Zuständen der Gefahr besteht.

Tettenborn sah nur zu bald erfüllt, was er vorausgesehen hatte; kaum war man in Kopenhagen von der Abweisung, die der Graf von Bernstorff in England erfahren hatte, unterrichtet, als auch sogleich an die dänischen Truppen der Befehl abgesandt wurde, sich zurückzuziehen und Hamburg seinem Schicksale zu überlassen; dieser Befehl traf am 18. Mai in Hamburg ein, und sollte sogleich ausgeführt, sowie den Franzosen dies angezeigt werden. Tettenborn bestürmte den General von Wegener und den Oberstlieutenant von Haffner mit Vorstellungen und Ermahnungen, um sie wenigstens zu einem Aufschub in Vollstreckung jenes Befehls zu bewegen; die Erörterung der Lage Dänemarks

gegen die Verbündeten, die von dänischer Seite schon verübten Feindseligkeiten gegen Frankreich, das noch eben erst auf Wilhelmsburg vergossene dänische Blut, die Ehre der dänischen Truppen und ihre eigene Bestürzung über diese schnelle Umkehr, kurz alles, was die persönliche Gesinnung und die Kunst der Ueberredung nur immer darbot, wurde angewandt, um wenigstens vierundzwanzig Stunden zu gewinnen, die denn endlich auch zugestanden wurden, mit dem Versprechen, daß erst nach deren Ablauf die Franzosen dänischerseits von dem Zurückziehen der Truppen benachrichtigt werden sollten. Diese kurze Frist benutzte Tettenborn, um auf's neue Eilboten an den General Döbbeln zu senden, so wie an alle die Orte, von denen für Hamburg zwar nicht in diesem Augenblick, aber doch später Hülfe zu erwarten war, und für welche die Nachricht dieser Veränderung große Wichtigkeit haben mußte. Als endlich am 19. Abends, da es schon dunkel geworden war, die dänischen Truppen wirklich abzogen und von dem Grasbrook und Hamburgerberg ihr Geschütz wegnahmen, verwandelte sich aller noch übrige Muth in trostlose Niedergeschlagenheit. Die Meisten gaben alle Hoffnung auf, die Stadt, die sogar mit der Hülfe der Dänen nicht gegen die große Uebermacht des Feindes sicher gewesen war, nun ohne solchen Beistand noch länger zu behaupten. Zwar verkündigte Tettenborn unmittelbar darauf die Annäherung der Schweden, die der General Döbbeln inzwischen wirklich versprochen hatte zu schicken, allein theils hielt man diese noch für entfernt, theils hatte ein durch die lange Gewohnheit entstandenes Gefühl ihrer Lage die Hamburger in dem nachbarlichen Beistand der Dänen

eine viel ausdauerndere Sicherheit hoffen lassen, die allerdings, wegen der Nähe von Altona und wegen des ganzen holsteinischen Elbufers, durch Dänemarks eignen Vortheil noch besonders verbürgt schien. Um die Sache auf das äußerste zu bringen, gaben auch sogleich in derselben Nacht die Franzosen ihre Kunde von dem Abzug der Dänen dadurch zu erkennen, daß sie die Stadt aus Kanonen und Haubitzen heftig beschossen, indem ihre Batterieen auf der Feddel in der Zwischenzeit trotz des hindernden Regens fertig geworden waren. Der Schaden, den sie anrichteten, war nicht beträchtlich, und auf einen kleinen Theil der Stadt beschränkt, während ängstlicher Schrecken, den der nächtliche Donner des Geschützes und der Anblick der hoch in den dunkeln Lüften fliegenden Granaten verursachte, die ganze Stadt erfüllte. Seinen eignen Kräften allein überlassen, schien Hamburg in dieser furchtbaren Nacht einem nachdrücklichen Angriff erliegen zu müssen, den man jeden Augenblick erwartete. Die Wachsamkeit war überall verdoppelt, die Posten verstärkt, alle Offiziere in Thätigkeit; ohne großen Verlust sollte der Feind nicht eindringen, so gewiß auch seine große Zahl von Truppen ihm dies am Ende sichern mußte; den eingedrungenen konnte man hoffen in den Straßen noch zu bekämpfen, vielleicht zu vertilgen. Allein der Angriff unterblieb, und auch das Beschießen der Stadt, das den Kriegsleuten überhaupt wenig bedeutet, und das aus den Batterieen auf dem Grasbrook noch ziemlich erwiedert wurde, hörte gegen Morgen auf. Der Tag fand viele Hamburger schon auf der Flucht, Altona war überfüllt mit Ausgewanderten, die zum Theil ihre besten Habselig-

keiten mit sich führten; tief im Holsteinischen, in Kopenhagen sogar und London; suchten viele ihre Zuflucht gegen die Rache des Feindes, der sich, ihrer Meinung nach, diesmal nicht auf Hamburg beschränken, sondern auch nach Altona und den nächsten dänischen Gebietstheilen übergreifen würde.

Den ganzen folgenden Tag, wie auch die Nacht, und wieder den folgenden Tag, blieb alles ruhig. Unbegreiflicherweise versuchten die Franzosen während dieser ganzen Zeit keinen Angriff, ja hielten sogar mit dem Beschießen inne, da doch keine Zeit ihnen günstiger sein konnte, als diese, wo die entblößte Stadt ihnen beinahe preisgegeben stand. Sie müssen aber schlecht unterrichtet gewesen sein, oder vielleicht den Dänen noch nicht getraut haben, die allerdings nicht alle die Gesinnungen ihrer Regierung theilten. So vergingen diese Tage unter ängstlichem Harren, die Besorgniß stieg desto höher, je länger die Hülfe ausblieb, und mit Schrecken dachte man daran, daß der Feind nicht lange über den Zustand der Stadt getäuscht bleiben könne. Endlich erschien der ersehnte Augenblick, und am 21. Abends langten drei schwedische Bataillons, die der General Döbbeln abgesandt hatte, unter dem General von Boye bei Hamburg an, zwei davon rückten sogleich durch die Stadt nach dem Grasbrook und dem Hamburgerberge, während das dritte zur Erhaltung der Verbindung in Bergedorf stehen blieb. Tettenborn war ihnen vor das Steinthor entgegengeritten, wo eine Abtheilung der Bürgergarde aufmarschirt stand, und eine große Menge Volks die ankommenden Retter mit Jubelgeschrei empfing. Man athmete wieder freier, und glaubte,

nachdem man diese Tage glücklich überstanden, für die Zukunft weniger befürchten zu dürfen.

Auch war es die höchste Zeit, daß diese Truppen ankamen, denn gleichsam als ob der Feind durch irgend einen wunderbaren Einfluß nur eben so lange zurückgehalten worden sei, bis ihm wieder frische Truppen entgegengesetzt werden könnten, erneuerte er grade in dieser Nacht seine Angriffe, und auf so kühne Weise, daß, wenn er gleiches Wagestück in anderer Richtung versucht hätte, die größte Gefahr für die Stadt daraus entstanden wäre. Die hamburgische Jacht lag unfern des Hafens in der Elbe vor Anker, und hatte außer den Seeleuten etwa 30 Mann Hanseaten zur Besatzung. Die Franzosen aber schifften ungefähr 170 Mann in eine Penische und 16 Boote ein, um während der Nacht dieses Schiff wegzunehmen. Sie ließen ihre Fahrzeuge leise stromab treiben und kamen geräuschlos und unbemerkt in der Dunkelheit an das Schiff. Die Hanseaten griffen eiligst zu den Waffen, und vertheidigten sich eine halbe Stunde lang mit heftigem Gewehrfeuer; allein die französischen Seeleute benutzten ihre große Ueberzahl, und während ein Theil von ihnen durch Feuern die Besatzung beschäftigte, erstieg eine andre Abtheilung das Schiff; sie nahmen die Hanseaten gefangen, kappten die Anker, und fuhren mit aufgespannten Segeln davon. Indessen hatte der Tag angefangen zu dämmern, und man sah nun auf der ganzen durch das nächtliche Schießen allarmirten Linie am Ufer, was geschehen war. Der Feind mußte nahe vorbeisegeln, und gerieth in das Feuer von drei Batterieen und zwei Bataillons, welches ihn dergestalt bestürzte,

daß er nicht allein der Gegenwehr, sondern auch der Lenkung des Schiffes vergaß, das alsbald auf den Sand lief. Jetzt wurde das Feuer noch mörderischer, da jeder Schuß sein festes Ziel hatte. Die Franzosen warfen sich in die Boote, um ihr Heil in der Flucht zu suchen, allein mehrere dieser Boote wurden in Grund gebohrt, die übrigen, von Todten und Verwundeten erfüllt, entkamen mit genauer Noth. Die Jacht wurde darauf wieder genommen, die Hanseaten befreit, und dagegen viele Franzosen, die sich darauf verspätet hatten, gefangen gemacht. Der Verlust des Feindes betrug 132 Todte und Verwundete, während die Hanseaten nur 13 Mann verloren hatten. Als die Fluth zurückkehrte, brachte man die Jacht in den Hafen. Ein so nahes und heftiges Gefecht hatte wieder die ganze Stadt in Bewegung gebracht, man glaubte den Feind auf dem Hamburgerberg gelandet, und dankte Gott, daß den Abend vorher die Schweden angekommen waren. Der gute Ausgang der Sache konnte nicht ganz für den Schrecken und die Besorgniß, die man ausgestanden hatte, schadlos halten, man sah im Grunde nichts gewonnen, sondern nur einen Verlust abgewendet, vielleicht auf nur kurze Zeit, und erhielt die beunruhigende Einsicht, wie viele Blößen die hamburgische Vertheidigung dem Feinde zu benutzen lasse, die einzeln wohl zu decken seien, aber durchaus nicht alle zugleich.

Die Franzosen begannen auch bald auf's neue, die Stadt zu bombardiren, und beschossen sie die ganze Nacht vom 23. auf den 24. mit der größten Lebhaftigkeit, doch ohne sonderlich Schaden zu thun; das Feuer wurde, noch ehe es recht ausbrach, jedesmal

glücklich gelöscht; die Geschützkugeln und Bombenstücke verwundeten einige Bürger in den Straßen, die aufgestellten Truppen erlitten keinen Verlust. Am meisten fürchtete man für das ungeheure Theemagazin auf dem Deiche, allein zum Glück richteten die Franzosen ihr Geschütz nicht dahin, und man gewann Zeit, die Tonnen in die Ebene zu rollen und Haardecken und Erde darüber zu werfen, bei welchem Geschäft ein junger Mann, Namens Flügge, den unerschrockensten Muth und kundigsten Eifer bewies. Tettenborn war bald auf dem Grasbrook, bald auf dem Hamburgerberg, bald in der Stadt, um alles selbst zu leiten und anzuordnen, und die Thätigkeit jeder Art durch seine Gegenwart zu beleben. Er hatte die Truppen der entgegengesetztesten und jetzt gegen einander feindlich gestimmten Völker nach einander zu dem Einen Zweck der Vertheidigung Hamburgs glücklich herangezogen, und er durfte hoffen, jetzt, da das Schlimmste überstanden war, die Stadt fernerhin behaupten zu können, und, wenn nur erst Zeit gewonnen, auch größere Unterstützung nach und nach ankommen zu sehen. Dann konnte die Stadt, selbst bei weiterem Rückzuge der Hauptheere, ein fester, in sich geschlossener und mit allen Vortheilen der Seeverbindung ausgestatteter Waffenplatz für die Verbündeten werden, der sogar bald im Stande sein konnte, eine Belagerung auszuhalten. Allein das Betragen der Dänen, die täglich mit den Franzosen eifrige Verhandlungen pflogen, erweckte schon jetzt Bedenklichkeiten, die alle diese Aussichten zu vernichten drohten.

Die nächsten Tage waren zwar wieder ruhig, aber die düstre Erwartung, in der alles schwebte, gönnte

niemanden, sich in dem Genusse dieser Ruhe zu erholen. Man mußte beständig in Bereitschaft stehen, die Bürgergarden waren unaufhörlich im Dienst, ein großer Theil des Volks durch Schanzarbeit, die mit Anstrengung fortgesetzt wurde, unabläſſig beschäftigt. Man sah kein andres Gewerbe mehr, als das Bezug auf den Krieg hatte, niemand ging ohne Waffen, aller Verkehr und Erwerb stockte; da die biwakirenden Bürger von der Stadt verpflegt werden mußten, so wurde der Dienst zuletzt für die ärmeren Einwohner die Quelle des Lebensunterhalts.

Die Dänen hatten inzwischen das Einrücken der Schweden in Hamburg, von wo sie in zehn Minuten nach Altona marschiren konnten, als für sich gefährlich betrachtet, und ihre Truppen mit allem Geschütz aus Altona zurück nach Blankenese gezogen; sie thaten ängstlich, als hätten sie einen feindlichen Ueberfall zu fürchten, und als wären in Gemeinschaft der Schweden ihnen jetzt auch sogar die Russen unsicher. Die Schweden ihrerseits zeigten Besorgniß wegen der Dänen, welche durch Stärke und Stellung allerdings im Vortheil waren. Diese Besorgniß griff auch der Kronprinz von Schweden sogleich auf, der endlich am 17. in Stralsund angekommen war, und meinte, die schwedischen Truppen fänden sich in Hamburg gleichsam in einen Sack eingeschlossen. Er mißbilligte das eigenmächtige Benehmen des Generals Döbbeln, und sandte unverzüglich den General Lagerbrinke nach Hamburg, um die Schweden von dort sogleich wieder abzurufen. Seltsame Verwikkelung der Verhältnisse, daß hier Dänen und Schweden in feindlicher Entgegensetzung zum Unheil Hamburgs

doch nur das Gleiche thaten. Gegen die Mißverhältnisse der beiden nordischen Mächte, die sich auf diesem Punkte begegneten, mußte das Schicksal der einzelnen Stadt verschwinden, und diese im Widerstreit fremder Politik erliegen. Die schwedischen Truppen marschirten am 25. Mai Abends wirklich von Hamburg ab. Welche Bestürzung unter den Einwohnern, welche Niedergeschlagenheit unter den Truppen dadurch entstand, ist kaum zu beschreiben. Es gehörte der ausdauernde Muth und die beharrliche Gesinnung Tettenborn's dazu, um nach diesem zweiten Fehlschlagen, das er in seinen unternehmenden Anstrengungen erfuhr, nicht ganz zu verzweifeln; aber der Schmerz selbst, von dem sein Inneres bei diesen Vorgängen zerrissen war, wurde ihm zum neuen Anreiz, seine Thätigkeit zu verdoppeln, seine Kraft zu spannen, und gegen alle zum Untergang verschworne Gewalten eines hartnäckigen Geschicks wenigstens eben so hartnäckig zu ringen.

Die dringendsten Vorstellungen gingen an den Kronprinzen von Schweden, dem die Wichtigkeit dieser Stadt, ihre jetzige Lage und ihr bevorstehendes Unglück an's Herz gelegt wurde, um ihn zur Rettung derselben zu bewegen; für ganz Deutschland konnte Hamburg gerettet das beste, verloren das abschreckendste Beispiel werden. Auch die besondre Theilnahme, die der Kronprinz für diese Stadt aus früherer Zeit, da er als Marschall Bernadotte in den angenehmsten Verhältnissen mit den Einwohnern gestanden, noch haben mußte, wurde in Anspruch genommen. Der Senat hatte an den Kronprinzen alsbald nach seiner Landung die Abgeordneten Parish, Gries und Karl Sieveking gesandt;

der letztere, damals in noch sehr jungen Jahren, zeigte schon die großen Vorzüge des Geistes und Karakters, welche er seitdem in seiner ehrenvollen Laufbahn staatsmännischen Wirkens zum Wohl und Ruhm seiner Vaterstadt vielfach dargethan. Der Kronprinz hörte die Vorstellungen der Abgeordneten theilnehmend an, vermied aber jede bestimmte Zusicherung. Allein selbst im günstigsten Falle, wenn er alles gewährte, was in seiner Macht stand, mußten viele Tage hingehen, bevor die Hülfe eintreffen konnte, die mit jeder Stunde, welche dieser Zustand fortdauerte, Gefahr lief, zu spät zu kommen. Es blieb daher nichts übrig, um nur einigen Halt in die Sachen zu bringen, als von Wallmoden Verstärkung zu beziehen. Dieser sandte ein preußisches Bataillon, welches zwar nicht sehr stark war, aber aus Kerntruppen bestand, bei Lüneburg das Gefecht ruhmvoll entschieden hatte, und in dem Oberstlieutenant von Borck sich des tapfersten Anführers rühmen konnte. Am 27. Mai traf das Bataillon in Hamburg ein, und brachte einen neuen Schimmer von Hoffnung für die Einwohner mit, welche dieser Truppen endlich glaubten gewiß sein zu können.

Wunderbar genug blieb auch jetzt, nach dem Abzuge der Schweden, wie früher der Dänen, der Feind ganz ruhig, und wagte keinen Angriff, ja ließ sogar im Bombardiren der Stadt nach. Er dachte auf eine leichtere Art zu deren Besitz zu gelangen, als durch einen Angriff, dessen Erfolg doch immer zweifelhaft war, und der auch im Gelingen eine große Menge Leute kosten mußte. Die Dänen waren das Mittel, welches ihnen dies alles ersparen sollte. Die Unterhandlungen

zwischen Altona und Haarburg wurden täglich lebhafter; der Präsident von Kaas war aus Kopenhagen angelangt, um in das Hauptquartier Napoleon's zu reisen, und hielt sich unterwegs in Haarburg eine Zeit lang bei dem Marschall Davoust auf; was man von den gepflogenen Unterhandlungen erfuhr, deutete nicht allein auf Annähern, sondern auf ein völliges Anschließen Dänemarks an Frankreich. Bei dem vertrauten Verkehr zwischen den Nachbarstädten, die sich in vieler Hinsicht als Eins betrachteten, und denen die kaufmännischen Verbindungen ein engeres Band blieben, als das, womit jede einer andern Regierung angehörte, waren die geheimsten Verhandlungen der Dänen in Hamburg bekannt; man sprach laut davon, daß letztere mit den Franzosen vereinigt die Stadt angreifen, oder dieselbe auf glimpfliche Weise doch einstweilen besetzen und den Russen nur freien Abzug gestatten würden, und so sahen die unglücklichen Hamburger aus denselben Truppen, die noch eben ihre Bundesgenossen und Beschützer gewesen, plötzlich drohende Feinde werden, und zwar um so gefährlicher, als man nach dieser Seite die wenigsten Vorkehrungen getroffen hatte, da die Freundschaft der Dänen sich höchstens in Neutralität schien verändern zu können. Gegen die Franzosen waren die an der Elbe aufgeworfenen Befestigungen auch bei noch fortdauernder Arbeit schon haltbar, da der Strom sie deckte; von dem Lande her boten die noch unvollendeten tausend Blößen. Ein andrer Umstand erweckte noch bedenklichere Sorge. Nach dem großen Verbrauch in der letzten Zeit fing nun das Pulver an zu fehlen; der Vorrath reichte für das Kleingewehr nur noch auf einige Tage hin, für das Geschütz auf

den Wällen nur auf wenige Schüsse. Dies alles, und die Erwägung, daß, wie auch der Krieg enden möge, Dänemark für Hamburg immer der nächste Nachbar bleiben würde, von dessen Händen die Stadt fortdauernd Unheil oder Heil schon durch die Beherrschung der Elbe zu gewärtigen habe, machte die Einwohner gänzlich verzagen, auch gegen diesen Feind mit äußerstem Trotze aufzutreten. Heß, als Befehlshaber der Bürgergarde, der schon lange mit abwechselndem Erfolg gegen die mannigfaltigen Stimmungen gekämpft hatte, und zum Theil von ihnen niedergebeugt war, erschien bei dem General, und machte ihm förmlich die Anzeige, daß auf die Bürgergarde ferner nicht zu rechnen sei, und sie namentlich gegen die Dänen nicht fechten würde. Die Hamburger befanden sich allerdings in einer fürchterlichen Lage; ohne alle Möglichkeit der Aussöhnung mit Napoleon, bedrängt und bombardirt von der Uebermacht eines rachesinnenden Feindes, sahen sie eine Stütze nach der andern weichen, eine Hoffnung nach der andern verschwinden, und nirgends einen aufrichtigen Freund erscheinen. Muth und Entschlossenheit sind es meist nur bedingungsweise, daß der Einzelne wisse und vertraue, auch die Andern, und wo nicht Alle, doch die Meisten, seien ihm gleichgesinnt. Diese Ueberzeugung fehlte, und sie zu erregen wären Hülfsmittel nöthig gewesen, vor denen die Besonnenen zurückschauderten. Ein begeisterter Volksheld aber, der die dunkeln Kräfte der Waffen an's Licht zu rufen und zugleich zu leiten gewußt hätte, erstand nicht. Die Entbrannteren sahen alle auf Tettenborn, und erwarteten seinen Anstoß; allein er konnte heldenmüthige Entschlüsse wohl fördern, aber nicht vor-

schreiben. Es wäre schön gewesen, dies gutgesinnte, eifrige Volk, dessen Aufstand gegen die Franzosen ein so großes Beispiel gegeben, durch hinlängliche Kriegsmacht, wo möglich vorwärts an der Weser schützen und vertheidigen zu können, und ihm den Wiedergewinn der Freiheit in ungetrübtem Glücke beschieden zu sehen, die verbündeten Mächte und ganz Deutschland hätten ihm solches Wohlergehen freudig gegönnt; allein das Geschick hatte nun einmal seine härtesten Loose hier ausgeworfen und dem Orte selbst, wo das kühne Wagniß hervorgetreten, waren auch alle Unglücksfolgen desselben zugetheilt. Es war jetzt, gleichviel durch wessen Schuld, mit Hamburg auf das äußerste gekommen, wo es nur noch galt, sich bis zur Verzweiflung zu wehren, und lieber unterzugehen, als sich zu ergeben. Aber obgleich der Reichthum und Wohlstand der Hamburger nicht in ihren Wohnsitzen besteht, die ohne Freiheit wenig werth sind, und die Betriebsamkeit, die Kenntniß und das Vertrauen des Handels, ihr wahrer Reichthum, sie überall hinbegleitet hätten, so schauderten dennoch alle vor dem Gedanken, ihre Stadt den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Gegenstande seiner Wuth nur als eine rauchende Brandstätte zurückzulassen. Als Tettenborn ihnen nichts mehr zu bieten hatte, als rothe Fahnen und Pechkränze, zogen sich die Unseligen zurück, für die es eine Wohlthat, nicht Grausamkeit, gewesen wäre, wenn man, sogar wider ihren Willen, das Heldenwerk Rostopschin's wiederholt hätte. Tausende haben es seitdem bereut, nicht diesen Untergang gewählt zu haben, allein es war nöthig, daß erst die Wiederkunft der Franzosen mit allen Gräueln der überlegtesten,

langsamen Zerstörung ihnen jene schnelle wünschenswerth machte!

Noch einmal erschien für Hamburg ein günstiger Sonnenblick, um dann ganz und für lange Zeit von seinem Himmel zu verschwinden. Der Kronprinz von Schweden hatte Hamburgs Schicksal zu Herzen genommen, und endlich den Abgeordneten der Stadt seinen unverzüglichen Beistand zugesagt; am 27. Mai kam der General von Rosen von Seiten des Kronprinzen zu Tettenborn, um demselben den Anmarsch neuer schwedischer Truppen anzukündigen. Ein Theil derselben sollte in Hamburg selbst einrücken, die Hauptmasse aber Wallmoden's Heertheil zu einer kräftigen Unternehmung auf das linke Elbufer und gegen Haarburg verstärken, um die Franzosen durch diesen Angriff im Rücken zu nöthigen, von ihrem Angriff auf Hamburg abzulassen. Nichts konnte erwünschter sein, und schon war alles abgeredet, als noch der General von Boye eintraf, um wegen der schwedischen Truppen von den Dänen, durch welche sie in Hamburg jeden Augenblick eingeschlossen werden konnten, eine Sicherstellung zu verlangen. Er forderte nur, daß die dänischen Generale sich verpflichteten, jede Aenderung ihres neutralen Verhaltens gegen die Schweden achtundvierzig Stunden früher anzuzeigen, ehe sie thätig einschritten.

Mit diesem Auftrage ging der General von Boye am 29. Mai selbst nach Altona, und Tettenborn schlug alle ihm durch Eifer und Klugheit eröffnete Wege ein, seinen persönlichen Einfluß auf die Entschließungen der dänischen Befehlshaber geltend zu machen.

Während dieser Verhandlungen hatten die Franzosen

die mehrtägige Ruhe durch einen unerwarteten raschen Angriff wieder unterbrochen. Sie waren früh vor Tages Anbruch am 29. von Wilhelmsburg aus nach dem Ochsenwärder übergegangen, hatten die schwachen Posten des lauenburgischen Bataillons daselbst überall zurückgedrängt, und sich bereits in dieser Insel sehr ausgedehnt und theilweise festgesetzt, ehe die Meldung davon an Tettenborn gelangte. Dieser eilte sogleich dorthin, und führte die zurückgewichenen, aber durch sein Erscheinen gleich ermuthigten Truppen persönlich gegen den Feind vor, und ließ sie eine günstige Stellung nehmen, wobei er sich lange Zeit dem heftigen Kugelregen der feindlichen Plänkler aussetzte. Da jedoch die Franzosen hier mit Macht übergegangen waren, und weiter vordringen zu wollen schienen, um die Russen von dieser Seite abzuschneiden, so ließ er schleunig das Bataillon Preußen aus der Stadt in die wichtige Stellung beim Eichbaum marschiren, um diese so lange zu behaupten, bis der von Wallmoden auszuführende Angriff den Feind von selbst hier wieder zum Rückwege nöthigen würde; er selbst nahm sein Hauptquartier bei der Billkirche.

Die Lage war mißlicher als je; um dem Angriff im Ochsenwärder zu begegnen war die Stadt entblößt worden; wurde diese angegriffen, so konnte man nichts dahinschicken, was nicht anderswo eine Lücke gelassen hätte, und so blieb nur auf die ungewisse Hoffnung zu rechnen, daß die Franzosen ihren Angriff auf die Stadt selbst noch nicht machen würden. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft der Schweden und die verlangte Zusicherung der Dänen; von beiden Seiten erhielt Tettenborn zugleich Nachricht. Die Schweden, statt in

Bergedorf einzutreffen, hatten sich tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen; die Dänen dagegen waren vorgegangen, und standen schlagfertig in Altona und in Schiffbeck, so daß ihre Stellung eben so drohend erschien, als ihre Absicht feindlich zu vermuthen war, sie brauchten nur noch einen Schritt zu thun, um Hamburg selbst und alle dortigen Truppen unrettbar einzuschließen.

Auf das Verlangen des Generals von Boye hatte der, statt des abgerufenen Generals von Wegener in Holstein jetzt den Befehl führende Generalmajor von der Schulenburg geantwortet, nur zwei Stunden vorher, ehe er zu Feindseligkeiten überginge, würde er die Anzeige davon machen. Zugleich erhielt man durch wohlunterrichtete Personen die Gewißheit, daß zwischen den Dänen und Franzosen ein Vertrag abgeschlossen, und die dänische Kriegsmacht in Holstein ganz den Verfügungen des Marschalls Davoust überlassen sei, daß also jeden Augenblick ein förmlicher Angriff, von ihnen selbst, oder über das dänische Gebiet von den Franzosen, zu erwarten stehe. Der schwedische General erklärte hierauf, in diesem Fall hieße es die schwedischen Truppen, die nach Hamburg kämen, gradezu dem Feind als Gefangene überliefern, und ihre rückgängige Bewegung, schon durch das Vorgehen der Dänen veranlaßt, könne nur fortzusetzen sein. Unter diesen Umständen, bei der Mißstimmung der Bürgerschaft, dem Mangel an Schießbedarf der geringen Truppenzahl, der Entfernung der Schweden und Feindlichkeit der Dänen, mußte Tettenborn, der noch immer außerhalb der Stadt bei der Billkirche dem stets sich verstärkenden Feinde kämpfend entgegenstand, in der Nacht auf den 30. Mai dem Major von Pfuel nach

Hamburg den Befehl senden, die Stadt zu räumen, und mit den wenigen dort noch befindlichen Truppen durch den Billwärder den Rückzug nach Bergedorf anzutreten. Der Senat hatte schon früher aus eignem Antrieb die Uebergabe der Stadt berathschlagt, und sandte jetzt Abgeordnete nach Altona, um die dänische Vermittelung zu erbitten.

Heß löste durch eine schon für solchen unglücklichen Fall im voraus gedruckte Bekanntmachung die Bürgergarde förmlich auf, die der That nach schon nicht mehr beisammen war, und sich in den letzten Tagen nur in sehr geringer Zahl auf den Sammelplätzen eingefunden hatte. Die angesehensten Einwohner, besonders solche, die sich auf irgend eine Weise für die Freiheit Hamburgs hervorgethan hatten, befanden sich zum Theil schon im Dänischen, theils begaben sie sich jetzt dahin. Der Abzug der Truppen, ungefähr 800 Mann, geschah in aller Stille und mit der größten Ordnung, einige Schüsse, welche die Franzosen gegen Morgen von der Feddel gegen die Stadt thaten, wurden noch von den Batterieen auf dem Grasbrook beantwortet.

In Altona wurde der Generalmarsch geschlagen, und die dänischen Truppen setzten sich in Bewegung.

Während des Zuges durch den zwei Meilen langen Engweg des Billwärders sah man der ganzen Länge nach dänische Truppen mit zahlreichem Geschütz aufgestellt, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Kanonen, die hinter unzugänglichen Verhauen längs der Gränze die Landstraße bestrichen. Eine Stunde später hätten sie vielleicht schon Befehl zum Angriff gehabt, und das kleine Häuflein wäre in den Engen

des Billwärders vernichtet oder gefangen worden. Der General von der Schulenburg band sich auch nicht an die zugesagte zweistündige Aufkündigung, sondern fing die Feinseligkeiten sogleich an; die Dänen rückten in Hamburg ein, und verfolgten durch das Steinthor den Nachtrab der Russen, nahmen 4 hanseatische Reiter gefangen, und wechselten noch am Abend mit den Kosaken bei Bergedorf einige Schüsse. Von Bergedorf an machte das preußische Bataillon die Nachhut, und der Tag sollte nicht vergehn, ohne die Franzosen noch daran zu erinnern, daß nicht ihre Tapferkeit Hamburg wieder gewonnen habe. Bei der Nettlenburger Schleuse waren sie in zahlreicher Menge auf Stegen und gelegten Brettern übergegangen, und drängten die preußischen Plänkler zurück. Der Oberstlieutenant von Borck eilte dahin, setzte sich an die Spitze seiner tapfern Leute, redete sie kräftig an, und setzte ein hartes Wort darauf, wenn einer von ihnen einen Schuß thäte; so stürzten sie mit gefälltem Bajonet auf die Uebermacht des Feindes, und warfen alles nieder, was ihnen auf dem Wege war. Es fiel kein Schuß, der Feind verlor über 400 Mann, von denen ein Theil durch Bajonet und Kolben, ein Theil im Wasser umkam, nur wenige retteten sich über den Fluß zurück. Von den 80 Preußen, die dieses Heldenstück ausgeführt, wurde nicht einmal einer verwundet, zum Beweise, daß es die Truppen schonen heißt, wenn man sie mit dem Bajonet angreifen läßt.

Tettenborn kam ohne weiter verfolgt zu werden und ohne irgend einen Verlust am 31. Mai nach Lauenburg, wo er an die Truppen Wallmoden's angelehnt stand, und ehe wieder von der einen oder andern Seite etwas

begonnen wurde, die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes erhielt. Wie es der Stadt Hamburg erging, nachdem die Dänen den Franzosen Platz gemacht hatten, möge ein Augenzeuge erzählen, dem zu einer solchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft giebt, und der nicht scheut die herzzerreißende Wirkung solchen vaterländischen Trauerspiels wie Phrynichus in verwünschendem Danke zu erfahren.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 184, letzte Zeile, lies: Finot statt Fiert.

Walter Schelling
Buchbinderei

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften

Bd.: 2. Band

Mannheim 1843
Opp. 653 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605112-4